Thomas

Verantwortlich.

Verantwortlich.

Roman

von

Annie Thomas.

(Verfasserin von „Denis Donne“, „Walter Goring“ u. s. w.)

Aus dem Englischen

von

Helene Lobedan.

Zweiter Band.

Einzige autorisirte deutsche Uebersetzung.

Leipzig, 1869.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Mrs. Pollock ist schuldig.

„Das scheint ein langer Brief von Mabel zu sein?" sagte Kapitän Hamilton, nachdem er die an ihn gekommenen Briefe gelesen hatte, und sah sein Mündel an, die das neueste Schreiben seiner verheiratheten Tochter las, ohne ihm ein Wort daraus mitzutheilen.

„Ja, es ist so gut von Mabel, daß sie so viel Zeit für mich übrig hat," entgegnete Leonie. „Sie weiß, daß es mir leid sein würde, wenn ihr Mann mich ganz und gar verdrängte."

Dann las sie still weiter, denn sie war bis zu den Worten gelangt, mit denen Mabel in sie drang, nach Rosenau zu kommen, und sie konnte nicht mit sich einig werden, was sie thun sollte. Sie wußte, daß es gut wäre, wenn sie bald im täglichen Verkehr mit Percy Burgoyne, ihn mit der brüderlichen Freundschaft zu behandeln lernte, auf die er Anspruch hatte, wenn sie Claudio heirathete und seine

Schwägerin wurde. Daneben aber fiel ihr die Unterredung an dem Farrenkrautbeet im Garten seiner Mutter ein und welche Anwendung Mr. Burgoyne von dem «Carpe diem» gemacht hatte. Sie beschloß daher, sich die Einladung erst ernstlich zu überlegen, ehe sie sie Kapitän Hamilton mittheilte. Dieser war aber unterdessen ungeduldig geworden, denn Leonie pflegte sonst nicht ein Geheimniß aus Mabel's zierlich gefalteten Episteln zu machen.

„Sind die jungen Leute schon ihres Paradieses müde? Sehnt sich Eva heraus?" fragte er, als sie den Satz las: «Percy schickt Dir seine herzlichsten Grüße und hofft ebenso zuversichtlich wie ich, daß Du zu uns kommen wirst.»

Sie fragte sich, welches Recht sie hätte, daran zu zweifeln, daß Percy anders, als in der ehrenhaftesten und besten Absicht auf ihren Besuch rechne. In einem müßigen Moment hatte sich die Phantasie des jungen Mannes zu einer Annäherung an sie hinreißen lassen, sie war sich dieser Annäherung bewußt gewesen und war ihr im Stillen entgegengekommen. Aber es war für Niemand ein Schaden daraus entstanden, die Thorheit war vergangen und vergessen für alle Zeiten.

Nein — nicht ganz vergessen. Gegen ihn würde sie immer das freundliche, theilnahmvolle Gefühl be-

wahren, welches das Bewußtsein, eine außergewöhnliche Theilnahme eingeflößt zu haben, stets in uns zurückläßt. Aber es war ein Gefühl, das Mabel bis in das Kleinste hätte zergliedern und untersuchen dürfen, ohne eine einzige schmerzlich eifersüchtige Regung zu empfinden. „Mr. Burgoyne wird unterdeß den vorübergehenden Augenblick der Thorheit bei den Farrenkräutern bitter bereut haben," dachte sie mit einem Lächeln; es sei nur vernünftig, taktvoll und weiblich, ihm die Versicherung zu geben, soweit das in ihrer Macht läge, daß sie seinen damaligen Worten keinen anderen Gedanken untergelegt hätte, als deren buchstäbliche Bedeutung.

Zu diesem Entschluß war sie gelangt und wollte nach Damenart sich die Gründe noch einmal vorhalten, als Kapitän Hamilton's Frage, «ob die jungen Leute ihres Paradieses müde seien,» sie zu einer augenblicklichen Antwort nöthigte.

„O, nein! Der Ort übt noch immer einen gewaltigen Zauber auf sie aus. Mabel schreibt ordentlich begeistert. Höre nur."

Und nun las sie die Stelle, in welcher die junge Frau die Reize von Rosenau und Percy's fortschreitender Dichtung rühmte. Während sie las, wischte Hapitän Hamilton bald die Augen und bald die Brille, die er in der Hand hatte, und bezeigte

seine Befriedigung über das Glück der Tochter durch eine Rührung, die ihm Verlegenheit bereitete.

„Und was schreibt sie weiter, meine liebe Leonie?“ fragte er und lehnte sich im Stuhl zurück, sichtlich darauf gestellt, das Ganze zu hören, daß Leonie in Verwirrung gerieth.

„O — weiter — weiter steht wohl nichts Besonderes drin,“ und es fiel ihr nun ein, daß es nach dieser Bemerkung schwer werden würde, die Einladung vorzubringen.

„Schreibt sie nichts von Claudio?“

„Ja, — nein; von Claudio hat sie keine Nachricht gehabt; aber sie sagte, sie hoffte — sie Beide wünschen — das heißt, sie meinen, daß ich das Haus kennen lernen sollte, ehe Claudio kommt.“

„Das wird jedenfalls geschehen.“

„Ja — so meinte ich es nicht. Sie finden, daß ich das Haus ansehen sollte, ehe wir uns entschließen, ob wir dort während Claudio's Abwesenheit wohnen wollen.“

„Sie wollen, daß Du sie besuchen sollst?“

„Ja,“ sagte sie und erhob erröthend den Kopf, „und ich wollte erst nichts davon erzählen, weil ich wußte, Du würdest dann sagen, ich sollte gehen, und ich Dich nicht allein lassen möchte.“

„Du kannst es Beiden kaum abschlagen, da sie es so sehr wünschen.“

„O, Mr. Burgoyne gewährt Mabel gern Alles, was sie haben will, und sie ist so gut, daß sie nichts Hübsches sehen kann, ohne zu wünschen, daß ich dabei sein möchte; in sofern haben sie Beide ein Verlangen nach meiner Gesellschaft.“

„Ich glaube, wenn Du sie besuchtest, würden sie bis zum Herbst in Rosenau bleiben, und ich hätte dann Zeit, einige Verbesserungen hier im Hause ausführen zu lassen. Ich kann mir vorstellen, daß Mabel sich manchmal recht einsam fühlt, wenn er zu schreiben hat und würde Dir daher ernstlich rathen, zu ihr zu gehen.“

„Nun, ich werde es mir überlegen,“ meinte Leonie und hatte dabei die Empfindung, daß sie sich ernstlich rathen würde, von Rosenau fortzubleiben. „Wir wollen heute darüber nachdenken und morgen werde ich Mabel antworten; heute habe ich mir vorgenommen, Mrs. Pollock zu besuchen. Ich wünschte, sie könnte nach Rosenau, um ein Bischen Landluft zu genießen, sie braucht es mehr als ich.“

„Wenn ein Mann es wagen wollte, ein Kind von mir mit der kaltblütigen Gleichgültigkeit zu behandeln, mit der dieser Mensch seiner armen Frau

begegnet, ich würde ihn mit der Peitsche dafür züchtigen, so alt ich bin, denn etwas Anderes verdient ein solcher Mensch nicht. Und das Mädchen, das sich zwischen die Eheleute gedrängt und Unfrieden gestiftet hat — ja, das Mädchen kann man nicht mit der Peitsche schlagen; aber ich würde beten, daß ein Strafgericht sie ereilte, und daß ihre Heuchelei an den Tag käme. Sie ist die schlechteste Person, die mir je vorgekommen ist."

„Ja, darin stimme ich Dir bei," sagte Leonie und stand erregt auf. „Sie ist mir zuwider, verhaßt und verächtlich. Die besten Handlungen nehmen bei ihr, sowie sie sie thut, einen widerwärtigen Anstrich an, jedes Wort, auch wenn sich an und für sich nichts dagegen einwenden läßt, hat einen abstoßenden Ton. Ich glaube, daß von ihr nichts Gutes kommen kann, ja, ich hasse sie."

„Leonie, mein Kind, das ist ein hartes Wort," sagte er, als sie athemlos inne hielt. „Hoffentlich ist sie nicht so schlimm, als wir glauben. Sie mag im Grunde keinen bösen Zweck haben, aber ich bin für mein Theil geneigt, die Frau streng zu bestrafen, die sich zwischen Eheleute drängt, wie gut auch ihre Absicht sein mag."

„Ich auch," bekräftigte Leonie. „Ja, die strengste Strafe würde ich ihr diktiren, selbst — wenn ich

die Schuldige wäre. Ich würde kein Mitleid mit mir haben und nicht auf die Verzeihung Anderer hoffen, denn —"

„Du müßtest nicht Leonie sein," sagte der alte Freund liebevoll. „Meine Leonie kann nie in solche Lage kommen. — Aber überlege Dir Mabel's Vorschlag, ich will Dich nicht bestimmen, doch er scheint mir sehr annehmbar."

„Ja, ich werde es mir überlegen," entgegnete sie, nahm den Hut, ging in eine einsame Allee und dachte über den Vorschlag nach.

Einerseits stimmte es ganz überein mit dem Plan, den sie für ihr Verhalten gemacht, Alles zu thun, was Claudio's Verwandte wünschten, selbst wenn es gegen ihre Neigung ging, wie es hier der Fall war. Da Mabel sie herbei wünschte, da Mabel's Gatte seine Todten begraben und sie als Gast seiner Frau sehen wollte, war es vielleicht ganz verständig und richtig, nach Rosenau zu gehen. In dem Augenblick jedoch, als sie zu jenem Entschluß gelangt war, erinnerte sie sich, daß Percy Burgoyne geneigt sei, sich von seiner Phantasie hinreißen und Andere auf jene trügerischen Pfade zu locken, auf denen man zuerst nur die Rosen sieht, und später oft schmerzlich von den Dornen verwundet wird. Jetzt war er freilich verheirathet!

gesichert und befestigt durch einen goldenen Rettungs-anker. Allein Leonie wußte, daß er sich als Dichter bedeutende poetische Freiheiten gestatten würde, und trotzdem, sobald die dichterische Illusion unterdrückt wäre, Diejenigen hart beurtheilte, die vorher allzu nachsichtig gegen ihn gewesen wären.

„Es ist doch am besten, wenn ich nicht gehe,“ sagte sie plötzlich, ging hinein und schrieb zwar sehr freundlich an Mabel, lehnte jedoch die Einladung ab. „Damit ist es entschieden,“ sagte sie, als sie den Brief siegelte. Dann suchte sie sich zu überreden, daß es thöricht gewesen wäre, wenn sie gegangen, und daß sie es bereut haben würde.

„Wenn Rosenau mein Wohnort sein wird, ist es ein ander Ding, — ich habe dann meine bestimmten Pflichten und die genügen mir; aber als Besuch wäre mir der Fluß, die Wälder und die «duftigen blauen Hügelketten», über die Mabel sich in begeisterten Gemeinplätzen ergeht, etwas einförmig geworden. Ich kann und werde mich auch allein an ihnen erfreuen. Nur das Wachsen des «Sommerliedes» zu beobachten, war sehr verlockend.“ Sie versuchte sich einzureden, daß sie statt in Rosenau, viel lieber in dem verworrenen Dickicht eines süd-amerikanischen Waldes mit Claudio sein möchte. Ja, sie sagte sich, wenn er sie noch einmal auffor-

dere, wolle sie mit Freuden nach Valparaiso gehen und sich mit ihm von jedwedem Postkapitän oder Consul trauen lassen, der dies kraft seines Amtes thun könne.

„Diese Ungewißheit reibt mich auf,“ klagte sie, dennoch wußte sie, daß sie nicht in Ungewißheit über Claudio wäre, und auch ihrer selbst glaubte sie bei näherer Ueberlegung sicher zu sein. Nur konnte sie nicht umhin, zu fühlen, daß die Umstände mächtige Herrscher sind, und daß wenige Dinge so unumschränkt wirken, wie der Zufall! Sie war nahe daran gewesen, etwas sehr Unvorsichtiges zu thun, das idyllische Zusammenleben in Rosenau würde sie leicht in Verlegenheiten gebracht haben, wenn sich Percy und Mabel inzwischen nicht sehr verändert hätten. Die Beiden hatten zwar gelobt, eins zu sein, aber die Gewohnheit hatte sie noch nicht fest mit einander verschmolzen.

Sie fand Mrs. Pollock zu Hause, denn so wenig Anziehung die Wohnung für Franziska hatte, so viel geringer war noch die Verlockung, auszugehen. In jener Stadtgegend spazieren zu gehen, ist weder nützlich noch angenehm. Der Himmel, der darüber hängt, sieht immer bleiern aus, die Sträucher in den eisenumgitterten Gartenanlagen sind bestaubt und verkommen, der Wind, welche

Richtung er auch draußen im Freien haben mag, bläst hier immer aus Osten. Es herrscht eine entsetzliche Einförmigkeit in den Gardinen und Fenstervorsätzen der Speisezimmer, in den Blumen an den Fenstern der Wohnzimmer, die einst bessere Tage gekannt haben, sowie unter den Kindern, welche unter einer hoffnungslosen Unfähigkeit leiden, das zu thun, weshalb sie herausgeschickt worden sind, nämlich zu spielen und sich zu amüsiren. Man kann sich nicht mit frohem Herzen hier bewegen. So gut der Mensch das ist, was er ißt, so mächtig wirkt auch sein Wohnort auf ihn ein, und es ist eine traurige Vorstellung, daß in dem inneren Leben der hier Wohnenden sich ihre äußere Umgebung wiederspiegelt. Selbst auf dem Gesicht der lebensfrohen Leonie lag ein Schatten, als sie zu Percy Burgoyne's Schwester trat.

Der Schatten mochte auch daher rühren, daß sie begriff, sie würde Mrs. Pollock nicht allein sehen. Miß Dennet saß in der Stube, augenscheinlich im besten Einvernehmen mit Franziska. Sie hatte Tags zuvor erklärt, daß ihre ganze Seite der Straße weiße Gardinen aufgebracht habe, und daß sie es auch thun müßten. Infolge dessen begab sie sich ohne Zögern in einen Laden und erstand ein Stück Gardinenzeug mit einem häßlichen, großblumigen

Muster, an dem Franziska resignirt nähte, als Leonie eintrat.

Selbst ohne Miß Dennet's Gegenwart war das Zimmer nicht der Art, daß zwei Frauen, die nur einigermaßen verwöhnt waren, behaglich darin plaudern konnten. Die Stühle hatten harte und steife Lehnen und standen wie Sterne an unverrückbaren Stellen. Mrs. Pollock war sich des unbehaglichen Eindrucks bewußt, legte die Arbeit zusammen und saß mit ineinander gefalteten Händen, wie eine Frau aus den Mittelklassen, da.

„Ich wollte Ihnen von Mabel erzählen,“ sagte Leonie, als Miß Dennet deutlich bekundet hatte, während des Besuches drin bleiben zu wollen. „Sie ist sehr wohl und vergnügt, schwärmt für das Landleben und die Aussicht, daß ihr Mann sich einen berühmten Namen machen wird.“

„Was schreibt Percy jetzt?“

„Ein neues Gedicht — ein Idyll.“

Miß Dennet stieß einen knurrenden Ton aus, mit dem Leute ihre Mißbilligung oder ihren Mangel an Zutrauen ausdrücken, wenn von den Arbeiten solcher Schriftsteller gesprochen wird, die sie nicht leiden können.

„Nun, Mr. Burgoyne läßt sich durch die kühle Aufnahme nicht zurückschrecken,“ sagte sie, „die seine

letzten Gedichte bei dem Publikum gefunden haben. Um Mabel's willen freut es mich, daß er wieder etwas schreibt."

Franziska wendete den Kopf ein wenig nach der Sprecherin und eine helle Röthe überflog sie bei jener Aeußerung. Als Miß Dennet geendet, erhob sich eine wärmere Vertheidigerin für den Abwesenden, als es seine Schwester gewesen wäre.

„Mr. Burgoyne hat ein doppeltes Ziel zu erreichen und zwei verschiedene Arten von Erfolg zu erringen. Bis jetzt hat er sich schon einen rühmlichen Namen in der Literatur erworben, und wie Miß Dennet andeutet, wollen wir auch in Mabel's Interesse hoffen, daß ihm der pekuniäre Erfolg bald zu Theil wird. Er selbst legt keinen Werth darauf — und ein solcher Erfolg kann ihm keine Befriedigung gewähren."

„Großen Werth wird er allerdings nicht darauf legen," meinte Franziska nachdenklich, „aber gleichgültig wird ihm pekuniärer Erfolg nicht sein. Die Fähigkeit, Geld zu erwerben, sollte von keinem Mann unterschätzt werden, denn der Mangel daran ist sehr bitter."

„Ich glaube, wir dürfen zuversichtlich annehmen, daß ihm ein so herabwürdigender Erfolg erspart bleiben wird," warf Miß Dennet ein, und ihre

Augen glänzten dabei recht boshaft. „So weit ich zu urtheilen vermag, läuft sein literarischer Erfolg nicht Gefahr, durch einen finanziellen verdunkelt zu werden.“

„Bitte, bedenken Sie, daß es meine Anschauungen, nicht Mr. Burgoyne's waren, die ich in so thörichter Weise aussprach,“ sagte Leonie ernst. „Ich drückte mich zu lebhaft in der Wärme des Gefühls aus, ohne genau überlegt zu haben, was ich sagte. Mir scheint sein Ziel — das Ziel jedes wahren Künstlers, ein so hohes, daß man keinen finanziellen Maßstab anlegen kann; aber Sie dürfen ihm diese meine Ansicht nicht unterschieben und ihn deshalb nicht verspotten.“

„O nein, ich sagte nur einfach, was ich dachte,“ erwiderte Miß Dennet mit einer geheuchelten Bescheidenheit, die ganz besonders widerwärtig war, „und mir schien die von Ihnen ausgesprochene Ansicht so sehr individuell, daß ich meinte, sie sei Ihnen von dem Betreffenden eingegeben. Darum bekämpfte ich sie, als ob sie direkt, nicht indirekt von Mr. Burgoyne ausgegangen sei.“

„Wollen Sie nicht mit mir spazieren fahren, Mrs. Pollock?“ sagte Leonie kurz abbrechend. „Ich möchte so gern auf die Promenade — und kann es nicht allein thun. Wollen Sie die Güte haben?“

„Das heißt, Sie wollen die Güte haben, mich mitzunehmen,“ sagte Franziska und stand auf, „ja, ich nehme es mit Vergnügen an.“

„Vergessen Sie nicht, daß Gottfried heute um halb Sechs statt um Sechs zu essen wünschte,“ wendete Miß Dennet warnend ein.

„Nein, danke Ihnen, ich werde es nicht vergessen,“ antwortete Franziska. Im Grunde ihres Herzens war sie Clara durchaus nicht dankbar, daß sie sie daran erinnerte, was ihr Mann zu thun beabsichtigte, als ob sie selbst gewohnt sei, es zu vergessen, was durchaus nicht der Fall zu sein pflegte. Denn Gottfried's frühere Rückkehr nach Hause war gleichbedeutend mit einer halben Stunde mehr von Kränkung und Unbehaglichkeit.

„Wäre es Ihnen unangenehm, wenn wir ein paar Besorgungen machten?“ fragte Leonie im Wagen. „Penge ist so abgelegen, daß ich immer eine Menge Sachen brauche, wenn ich nach der Stadt komme.“

„Ja, das — fand ich auch,“ sagte Franziska und ihre Neigung zum Kaufen erwachte von Neuem. Unterdessen hatten sie das große Magazin in Regentstreet erreicht, und nun fiel Leonie ein, wie sehr sich Mrs. Pollock's Verhältnisse geändert hätten, und sie klagte sich bitter an, einen Mangel an

Takt und Zartgefühl bewiesen zu haben. Ihre beabsichtigten Einkäufe kamen ihr so erbärmlich und kindisch in Gegenwart der schönen, königlichen Frau vor, die sich diesen Luxus nicht gewähren durfte.

„Ich komme mir so albern vor," gestand sie in ihrer offenen und ehrlichen Art, „hierher in meiner erborgten Kutsche zu kommen, um das Geld von meinem guten, alten Pflegevater auszugeben. Manchmal wünsche ich, daß es mir knapper ginge, es würde mir gut thun."

„In Beziehung auf Geld?" fragte Franziska.

„Ja — denn wenn auch blaues Blut in unsern Adern fließt, Vermögen haben wir nicht, sondern, was ich besitze, danke ich der Güte Anderer, nicht etwa meinem Verdienst."

„Der Mangel an Geld macht nicht besser — soviel weiß ich," antwortete Franziska gelassen. „Als Miß Dennet heute von Percy's Unfähigkeit zum Erwerben sprach, so fühlte ich, trotz der Abneigung gegen ihre Anschauungsweise, den Wunsch, er besäße jene Gabe. Die beiden Erfolge lassen sich vereinigen, wie Sie wissen, und ich wünsche, es gelänge ihm."

„Und ich kann das nicht; das heißt, ich kann nicht daran denken, wie viel Geld das werth sein mag, was er meiner Ansicht nach besitzt. Wenn

r mir angehörte und sein Name nur einen rühmlichen Klang hätte, würde ich mir nichts daraus machen, wenn ich das Geld zusammenbetteln müßte für die Tinte und Feder, durch die er Ruhm erwirbt."

„Wenn Sie die Probe mit dem Betteln durchmachen müßten, würde Ihre Begeisterung doch wohl nachlassen," entgegnete Franziska lächelnd.

Dann gingen sie in den Laden, sahen sich einige seidene Kleider an und die Zeit verstrich.

Dann fuhren sie in den Park. Die Schönheit des Nachmittags, die Aussicht, die Prinzessin zu sehen, ließ sie die Zeit vergessen, und Beide zuckten erschrocken und überrascht zusammen, als die Uhr halb Sieben schlug und ihnen Miß Dennet's Bemerkung wegen Gottfried's frühzeitiger Rückkehr einfiel.

„Schieben Sie alle Schuld auf mich, wenn Mr. Pollock ärgerlich über Sie ist. Sagen Sie, daß ich eigensinnig war und Sie zurückhielt," bat Leonie, als sie heimwärts fuhren, aber Franziska wehrte mit sanftem Kopfschütteln jeden Vorschlag ab und sagte: „Es ist nicht Gottfried's Zorn, den ich fürchte."

„Was denn?"

„O, eine Art unausgesprochener, aber unverkennbarer Ueberzeugung, daß das Zuspätkommen von mir mit Absicht und Ueberlegung geschehen

ist. Wenn er nur etwas sagte, wäre es mir nicht halb so arg, aber seit kurzer Zeit hat er sich angewöhnt, zu Boden zu blicken und kein Wort zu reden, und das macht mich so beklommen."

„Das Leben ist so schwer," sagte Leonie leidenschaftlich.

„Sagen Sie das nicht. Sie sind glücklich und haben eine freudige Zukunft vor sich, oder vielmehr Ihr größtes Unglück besteht darin, daß der Mann, den Sie lieben und der Sie liebt, fern von Ihnen ist. Und die Zeit ist so gut — sie vergeht und Ihnen bleibt immer die Hoffnung auf die Zukunft. Für mich ist's am besten, ich denke nur an den heutigen Tag, denn die Zukunft verspricht nichts Besseres für mich, darum sehe ich nur auf die Gegenwart und versuche mir einzureden —"

„O, ich bin abscheulich!" rief Leonie und barg ihr Gesicht in beiden Händen. „Ich bin abscheulich, das weiß ich. Fühlten Sie sich nicht auch manchmal etwas unbefriedigt, als noch Alles ganz glücklich bei Ihnen war, Franziska?"

„Ich entsinne mich der Zeit nicht, in der ich ganz glücklich gewesen wäre," antwortete Franziska ruhig, und jetzt — Ach, Liebste, wenn Gottfried doch nur nicht aus Rücksicht für mich gewartet, sondern allein gegessen hätte, dann wäre ich so sehr froh."

«Die Noth hat ihre anmuthige Ruhe fast zerstört, aber sie beinahe scharfsichtig gemacht», dachte Leonie.

Zweites Capitel.

Mr. Pollock's Zorn.

Er war müde nach Hause gekommen und doch gewissermaßen zufrieden. Seine Beschäftigung lag freilich noch wie ein schwerer Druck auf ihm, denn es war ihm noch neu, in dem Kreise zu dienen, in dem er sonst geherrscht hatte. Die Fahrt im Omnibus von dem äußersten östlichen Ende der Stadt, in dem das Comptoir seines Chefs lag, bis zu der nächsten Haltestelle bei seiner Wohnung war ihm erträglicher geworden durch den Gedanken an eine gut gekochte und gut servirte Mahlzeit, die seiner wartete. So viel an ihm lag, sollte der Haushalt gut und regelmäßig geführt, Zeit und Ausgaben sorgfältig und ordentlich eingetheilt werden. Pünktlich war es in der früheren Häuslichkeit zugegangen und pünktlich sollte es auch hier sein.

Im Grunde war Mr. Pollock's Lage eben so beklagenswerth als die seiner Frau, aber es wurde einem oberflächlichen Beobachter schwer, dies zu be-

greifen. Sein Leben war ganz eben so arm an allen verschönernden Einflüssen, wie das von Franziska, wenn man auch andrerseits zugeben muß, daß diese Einförmigkeit nicht so niederdrückend auf sein Temperament wirkte, als auf zartere Naturen oder auf solche, denen Abwechselung Bedürfniß ist. Er empfand viel tiefer den Verlust der Macht, den das Geld giebt, als den der Genüsse, die es gewährt. Die kahlen Stuben verletzten sein Auge weit weniger als das ihre, denn während er in seiner Behausung saß, dachte er hauptsächlich daran, daß er jetzt nichts mehr bei dem Bankier stehen habe. Die Folgen des Verlustes ihres Vermögens standen Franziska beständig vor Augen und darum trauerte sie fortwährend über sie, während ihrem Mann die allgemeine Veranlassung des Ruins stets im Sinne lag und er daher den ausschließlich persönlichen Angelegenheiten weniger Aufmerksamkeit schenkte. Vorausgesetzt, daß das Essen pünktlich darauf stand, kam es Mr Pollock wenig an, ob sein Tisch mit Damast oder grobem Leinenzeug gedeckt war. Doch er war ebenso unduldsam gegen eine Verspätung von einer Minute jetzt bei dem einen Mädchen, welches die wunderbare Gabe der Allgegenwart besaß, als zu den Zeiten, da Franziska noch über einen großen und wohlgeordneten Hausstand waltete.

Es war gerade ein Viertel auf Sechs, als Mr. Pollock müde und abgespannt um die Ecke bog und der Hausthür zuschritt. Er hatte also noch eine Viertelstunde, um sich umzukleiden, dann zu essen. Um sieben Uhr sollte ein Herr kommen, ein Kaufmann, um sich darüber zu entscheiden, ob er seine Bücher Gottfried Pollock anvertrauen wolle, der sich erboten, sie in seinen freien Abendstunden zu führen. Der Entscheid war von Wichtigkeit für Gottfried, denn wenn sie zu seinen Gunsten ausfiel, durfte er auf eine jährliche Mehreinnahme von zweihundert Pfund rechnen, eine Summe, die unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu verachten war.

Wir wissen, daß Mrs. Pollock für gewöhnlich nicht ihrem Gatten entgegenging, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk heimkehrte. Er wunderte sich daher nicht über ihre Abwesenheit, sondern ging nach einer kurzen Frage nach den Kindern in sein Ankleidezimmer, aus dem er Punkt halb Sechs heraustrat. Als er die knarrende Treppe langsam herunterstieg, sah Miß Dennet vom Flur zu ihm hinauf und sagte: „Ich habe das Mittag für später bestellen müssen, Gottfried."

„Für später bestellen müssen?" wiederholte er in einem Ton, als ob es fast ein Verbrechen sei. Sie ließ dies Gefühl einige Zeit ungestört wirken,

trat in das Eßzimmer, stellte sich an das Fenster und wartete auf ihn.

Er folgte ihr, zog seine Uhr heraus und verglich sie mit der Stutzuhr auf dem Kamin: „Warum in aller Welt kann ich mein Essen nicht zu der Zeit haben, zu der ich es wünsche, Clara?“

„Ich weiß es nicht, Gottfried,“ entgegnete sie, drehte sich um und sah ihn mit einem jener Blicke an, die ihn stets glauben machten, sie habe mehr Mitgefühl und Theilnahme für ihn, als irgend ein anderer Mensch. „Ich hätte es um jeden Preis vermieden, wenn es in meiner Macht gelegen. Ich habe Mrs. Pollock ausdrücklich daran erinnert, daß Sie heute früher nach Hause kämen und daß sie rechtzeitig zurückkommen möchte.“

„Zurückkommen? Wo ist Franziska hingegangen?“

Miß Dennet zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht; irgendwohin mit der Miß Geneste.“ (Wenn eine Dame von der andern per «die» redet, so verkündet das nichts Gutes für die Betreffende, besonders wenn es in der Macht der Sprecherin liegt, der so Bezeichneten zu nützen oder zu schaden.)

„Sie hätte an die Essensstunde denken können,“ antwortete er mißmuthig und verglich wieder die beiden Uhren, und Miß Dennet beschloß, daß er

etwas sagen solle, was Franziska strenger verdammte, als was er noch je bisher gesagt hatte. Dies Mädchen besaß keinen der Reize, die wir der Circe zuschreiben, dennoch übte sie einen so verhängnißvollen Einfluß aus, wie nur irgend eine der «bethörten und bethörenden Evatöchter», wenn sie einen Mann gegen ein anderes Weib aufreizen wollen. „Wenn sie nicht in ein paar Augenblicken nach Hause kommt, bin ich überzeugt, daß ihr ein Unfall zugestoßen sein muß, sonst könnte sie nicht so nachlässig sein," sagte er unruhig.

„Ein Unfall! Welche Thorheit! Unfälle passiren nicht alle Augenblicke. Sie hätte nur zurücklassen sollen, daß sie eine halbe Stunde später nach Hause käme, dann hätte ich mich danach einrichten können. Ich habe nur gesagt, es sollte noch nicht angerichtet werden; — freilich wird Alles verdorben sein."

Die letzte Bemerkung machte einen besonders unangenehmen Eindruck auf den hungrigen Mann, und der Ton seiner Antwort klang ziemlich bitter: „Natürlich war es am besten so, wir können uns nicht ohne sie zu Tisch setzen."

„Natürlich," antwortete Miß Dennet mit einem Seufzer und setzte sich dann mit einer gut einstudirten Miene von Erschöpfung nieder. Der Seufzer verdroß ihn, wenige Männer hören Seufzer gern,

aber der Ausdruck von Ermüdung rührte ihn, weil ihm Vieles dabei einfiel, unter Anderm, daß sie sich abgemüht habe in seinem Dienst — und daß sie ihn einst geliebt.

„Sie sind erschöpft, Clara?" fragte er freundlich. „Franziska überläßt Ihnen zu viel — Sie überanstrengen sich für uns."

„Meine Ansicht und mein Wille stimmen in der Beziehung vollkommen überein," antwortete sie schnell. „Ich bin nicht müde, Gottfried, nur ärgerlich, daß Sie warten müssen."

„Weshalb kam Miß Geneste?"

„Um von Mabel zu erzählen, glaube ich. Sie blieb nicht lange hier, entweder weil sie Mrs. Pollock etwas sagen wollte, was ich nicht hören sollte, oder um mir begreiflich zu machen, daß sie sich in einem Hause wie hier nicht an ihrer Stelle fühle."

„Das wäre eine Beleidigung für Franziska gewesen," antwortete er hastig.

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie wissen, Gottfried, daß Mrs. Pollock zu ihrem Kreise gehört, ich glaube kaum, daß sie eine Beleidigung darin gesehen hätte." Dann setzte sie noch etwas hinzu, daß das Essen «total» verdorben sein würde, ging nach der Küche und ließ Mr.

Pollock Zeit, um über ihre Worte nachzudenken. Der Zeiger schlich langsam bis auf Sechs. Miß Dennet kam zurück. „Der Fisch ist verdorben,“ sagte sie mit Nachdruck. „Aber Mrs. Pollock muß bald kommen — wenn nicht etwas geschehen ist.“

„Das Schlimmste, was geschehen, ist, daß Mrs. Pollock mich vergessen hat,“ sagte er mürrisch. Zum ersten Mal nannte er sie Mrs. Pollock, es klang wie Musik in Clara's Ohren. Er wartete; der Hunger und seine Cousine reizten ihn, bis Franziska um sieben Uhr nach Hause kam. Die freudige Aufregung über das ungewohnte Vergnügen hatte sie völlig verlassen unter der quälenden Gewißheit, daß ihr Mann sehr ärgerlich sein würde.

„O, Du hast auf mich gewartet, Gottfried!“ sagte sie mit bittender Stimme und trat, ehe sie den Hut ablegte, in das Eßzimmer. Es lag etwas ganz besonders Erkältendes und Abweisendes in dem Ton, in dem er erwiderte:

„Gewartet! Allerdings habe ich gewartet. Ich wünsche in meinem Hause wenigstens den Anschein von Ordnung und Schicklichkeit aufrecht zu erhalten.“ Aber noch erkältender und abweisender war die Art, in der Miß Dennet sich mit rauschenden Kleidern eilig an ihr vorbeidrängte, nach der Küche eilte und dem Mädchen zurief: „Beeilen Sie sich,

Sarah, mit dem Essen, damit wenigstens nicht Alles verdierbt." Ein ungehorsames Kind hätte nicht mit bedrückenderer Kälte empfangen und ihm nicht deutlicher gemacht werden können, wie tadelnswerth es sei, als es hier mit der Herrin des Hauses durch Miß Dennet geschah.

Das Mahl war äußerst ungemüthlich. Franziska war zu feinfühlend und wohlerzogen, um mit zwei menschlichen Wesen in mürrischem Schweigen bei Tisch zu sitzen, ohne den Versuch zu machen, die Stimmung etwas zu heben. Aber das apostolische Gebet «allezeit freundlich» zu sein hat keine große Gewalt über gewisse Kreise hinaus. Mrs. Pollock's Erklärung, warum sie zu spät gekommen, wo sie gewesen sei und was sie gesehen habe, wurde von ihrem Gatten mit verstocktem Stillschweigen und von seiner Cousine mit einer gewissen gleichgültigen Miene aufgenommen, die etwas Beleidigendes hatte. Wenn ein Grund zur Unzufriedenheit vorhanden ist, versäumen boshafte Menschen selten die Gelegenheit, unhöflich zu werden.

Ja, es war ein unbehagliches Mahl, das hastig gegessen wurde, denn mit dem Schlage Acht, ehe sie noch fertig waren, kam der Kaufmann, dessen Bücher Mr. Pollock drei Mal wöchentlich nachsehen sollte. Mr. Pollock unterbrach endlich die unheimliche

Stille mit der Bemerkung, daß er in Zukunft in der City essen werde.

„O, Gottfried," wendete Franziska mit bittendem Ton ein. „Du thust es hoffentlich nicht, weil ich zu spät gekommen bin; es thut mir so sehr, sehr leid."

Aber Miß Dennet begann, ohne auf sie zu achten: „Es ist allerdings ungemüthlich für Sie, aber immer noch besser, als daß Ihre Gesundheit durch diese Unregelmäßigkeit leiden sollte. Ich rathe Ihnen entschieden, es zu thun."

„Ich kann nicht annehmen, daß mein Mann auf einen Rath hört, komme er von wem er wolle, der nur den Zweck hat, mich herabzusetzen," antwortete Franziska mit kaum unterdrückter Empörung. Clara Dennet merkte, daß ein paar Worte mehr von ihr zum Kampfe mit dem Messer führen müßten, einem Kampfe, der nur mit der Auflösung der jetzt bestehenden Hausordnung enden konnte. „Es ist meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen," betheuerte sie vor sich selbst und wiederholte dann ihre Bemerkung, wie rathsam es sei, daß Gottfried in der City esse, damit seine Gesundheit nicht unter solcher Unregelmäßigkeit leide. Sie setzte hinzu, daß Mrs. Pollock's Versuche, sie wie einen Dienstboten zum Schweigen zu verweisen, nachdem sie sich die

erdenklichste Mühe um das Essen heute gegeben habe, nur ein neuer Beweis der Undankbarkeit sei, auf die sie von Anfang an vorbereitet gewesen wäre.

„Und die Sie großmüthig um meiner Kinder willen ertragen," fügte Mr. Pollock hinzu und sah seine Frau bei diesen Worten strafend an.

Franziska erhob sich: „Gottfried, das ist nicht gerecht gegen mich. Wie müßte ich in meinen eigenen Augen dastehen, wollte ich dulden, daß irgend eine Frau den Vorwand benutze, ein tieferes Interesse als ich selbst an meinen Kindern zu nehmen, um mich aus dem Ehrenplatz zu verdrängen, der mir an der Seite meines Gatten gebührt. Das kann ich nicht dulden."

„Du vergißt Dich in höchst sonderbarer Weise," entgegnete Mr. Pollock kühl, als sie in schmerzlichem Ton rief: „Das nicht. Ich versuche nur, Dich an mich zu erinnern. Ich habe zu lange stillschweigend Alles hingenommen, wenn Du mir jetzt sagst, ich vergäße mich, nun ich mir Worte, wie sie Miß Dennet gesprochen hat, nicht gefallen lasse."

Während sie dies sagte, hatte der erwartete Besuch geklingelt, die Thür wurde geöffnet und er in ihre Mitte geführt. Es blieb den Damen nichts übrig, als sich zu verbeugen und das Zimmer zu

verlassen, während die Herren über die Geschäftsangelegenheit sprachen. Sie gingen jede ihre Wege, um in der Einsamkeit über diesen neuen Grund der Bitterkeit gegen einander nachzudenken.

Sie hatte es ihrem Gatten in klaren und stolzen Worten vorgestellt, daß er ihr zu viel zumuthe, wenn er verlange, Sie solle die Schmach von Miß Dennet's Einmischung ertragen! Und jetzt sagte sie sich dasselbe, als sie fast regungslos eine Stunde lang in ihrem Schlafzimmer saß. Die sanfte, nachgiebige, indolente Natur hatte lange unter schwerem Druck gelegen, und ihn still geduldet, so lange es sich gewissermaßen nur um das Ertragen von physischer und geistiger Bedrückung handelte. Aber jetzt schüttelte sie die Trägheit ab und bereitete sich zu einem passiven Widerstande vor gegen das, was sie für ein großes moralisches Unrecht hielt — nämlich die Entfremdung, welche durch alle Mittel zwischen den Ehegatten angestiftet wurde. Miß Dennet hatte endlich die Karten aufgedeckt, sie wagte etwas zu befürworten, das Franziska's Wünschen direkt entgegengesetzt war, und zwar in einer Art, die Mrs. Pollock's Würde als Frau verletzte.

„Sie darf es nicht thun," wiederholte sich Franziska hundertmal, „sie soll nicht ihre vorgebliche Liebe für meine Kinder als Waffe gegen mich ge-

brauchen, das heißt mich mit meinen eigenen Pfeilen verwunden.“ Dann fiel der armen Frau ein, wie hülflos sie sei, sowohl Miß Dennet zu vertreiben, als auch sich mit ihren Kindern aus dem Hause zu begeben, das diese Dame ihr zur Hölle machte. Sie stand allein, war vollkommen machtlos. Wendete sie sich an ihre Mutter oder an ihren Bruder, so thaten diese vielleicht mehr, als ihr lieb war oder sie billigen konnte, und drängten sie auf einen Pfad, von dem es keine Rückkehr für sie gab. Sie war sehr hülflos, die arme Schönheit, die Gottfried wegen ihrer anmuthigen Erscheinung und ihres lieblichen Gesichtes geheirathet hatte, und die nun fühlte, daß ihre Seele seit ihrer Verheirathung werthvoller geworden war, als die ersten beiden Eigenschaften es je hätten für ihren Mann sein sollen. Aber alle diese Dinge hatten ihren Reiz für ihn verloren, das gesetzliche Band allein hielt sie noch zusammen.

Der Kummer hatte Franziska viel gelehrt, unter Anderm, daß Nemesis strenger über ihr eigenes Geschlecht, als über das männliche wacht. Das lange vergessene Gespräch mit Percy, das wir im ersten Capitel berichteten, fiel ihr wieder ein, als sie allein in der kahlen Stube saß und sich sagte, daß Miß Dennet in ihrem Hause eben so mächtig

sei als sie, die Hausfrau, ohnmächtig. Damals hatte sie sich ruhig zu ihrer Schönheit Glück gewünscht, weil sie ihr zu der Heirath verholfen, von der sie sich für ihre ganze Familie so viel Gutes versprach. Und nun hatte ihre Schönheit nicht einmal so viel Gewalt, den Mann, den sie geheirathet hatte, milder gegen sie zu stimmen.

Sie war ganz machtlos, denn alle ihre Gefühle erhoben sich gegen den Gedanken, daß sie Diejenige sein sollte, die sich von dem Geschick lossagte, das ihr die Jugend und Gesundheit, die Schönheit und Hoffnung raubte. Sie war keine der Frauen, die ihre Angelegenheiten in ihre eigene Hand nehmen und sie, je nach dem, gut oder schlecht führen. Es lag in ihrem Wesen, verzärtelt und beschützt, mit Rücksicht und Vorsorge behandelt zu werden. Dieser Zwang, für sich denken und sorgen zu müssen, gewissermaßen mit harter Hand und Anwendung des Sporns zu einem Sprung getrieben zu werden, machte ihr Kopf und Herz schmerzen.

„Ich will ihm sagen, daß ich nicht unter einem Dach mit ihr leben kann,“ beschloß sie endlich, „er wird mich nicht in einer Art beim Wort nehmen, die uns Beiden Schande machen würde.“ Und dann wiederholte sie sich immer von Neuem, daß, komme was da wolle, sie an der Seite ihres

Gatten ausharren werde und müsse. Aber der Gedanke an einen schlau beigebrachten Schimpf brachte sie immer wieder zu dem Entschluß, daß sie lieber «dies» thun, als länger mit Miß Dennet zusammen leben wolle. Es herrschte Aufruhr in der Familie an jenem Abend, und obgleich sie nie eine leidenschaftliche Liebe für ihren Gatten gefühlt hatte, oder sie zu fühlen vorgegeben, zog sich Franziska's Herz doch krampfhaft zusammen, als er zu ihr sagte:

„Wenn Du Dich hier behaglich fühlen könntest, so wäre es mir lieber, Du bliebest — das brauche ich nicht ausdrücklich zu bemerken. Aber wenn Du es nicht lassen kannst, mit Clara in Unfrieden zu leben, so ist es besser, Du gehst zu Deiner Mutter und siehst, ob Du bei ihr glücklicher bist.“

„Du wählst zwischen uns — und Du wählst sie und verbannst mich!“ schluchzte Franziska.

„Ich Dich verbannen? Das ist reiner Unsinn; Du hast erklärt, nicht mit ihr zusammen leben zu wollen, und ich kann sie nicht fortschicken. Ich kann nur hoffen, daß Du vernünftiger wirst.“

„Wenn Du mich fortschickst, Gottfried, so werde ich niemals wiederkommen,“ sagte sie leise.

„Bitte, erinnere Dich, daß ich Dich nicht fortschicke,“ entgegnete er.

Sie preßte die Hände fest zusammen, preßte sie zusammen aus dem mächtigen Bedürfniß, sich an etwas zu klammern, das nicht versagen, nicht unter ihr zusammenbrechen sollte.

„Und meine Kinder gehen mit mir?“ sagte sie in Form einer Frage. Und er erwiderte:

„Die beiden jüngsten. Gottfried ist schon alt genug, Recht und Unrecht unterscheiden zu können; er bleibt bei mir.

Drittes Capitel.

Launen.

Umgehend auf Leonie's abschlägige Antwort kam eine zweite und noch dringendere Einladung von Mabel, nach Rosenau zu kommen. Sie war entschlossen, Leonie um jeden Preis hinzubekommen. Es lag ihr daran, Percy zu beweisen, daß er sich irre, wenn er glaube, sie fühle die leiseste Spur von Eifersucht wegen der Bereitwilligkeit, mild ausgedrückt, mit der er auf die Einladung an Leonie eingegangen war.

„Ich wünsche so sehr, daß Du kommst, mehr als ich Dir schriftlich sagen kann. Es wäre unfreundlich gegen uns Beide, wenn Du es nicht

thätest. Wir glauben sonst, Du fürchtest Dich hier zu langweilen und daß Du Dir nichts aus unserer Gesellschaft machst. Ich bin nicht ganz befriedigt, ehe Du da bist, denn ich meine, daß Du Percy nicht halb so gern magst, als ich wünsche, daß es der Fall wäre.“ Diese und ähnliche Ueberredungen wendete Mabel gegen ihre Freundin an und sie klangen unbefangen genug. Sie wiederholte einige derselben gegen ihren Mann, während sie an dem sich hin und her windenden Wege längs des Flusses spazieren gingen und setzte hinzu:

„Es würde mich sehr ärgern, wenn Ihr Beide Euch nicht gern hättet.“

„Sie gefällt mir sehr gut,“ antwortete er in gemessenerem Ton, als ihm ganz natürlich war.

„Und ich glaubte, sie hätte Dich auch sehr gern, aber wenn sie sich noch länger weigert zu kommen, dann fange ich an zu fürchten, daß ich mich darin getäuscht habe. Kannst Du Dir vorstellen, weshalb sie nicht kommen will?“

„Liebes Kind, ich kann nicht den ganzen Tag über ihre möglichen Gründe nachsinnen. Als der Brief heute früh ankam, habe ich die ganze Frage Wort für Wort mit Dir erwogen. Sie will nicht kommen, das ist Alles.“

„Nein, das ist nicht Alles, Percy. Sie muß

einen Grund haben, und ich dachte, Du wüßtest ihn vielleicht."

„Seine Augen blitzten. „Glaubst Du, daß ich heimlich mit Miß Geneste correspondire?" fragte er verstimmt. „Wahrhaftig, Mabel, es ist heute schwer mit Dir zu reden."

„Nun bist Du wieder ärgerlich, Percy," antwortete sie kläglich. „Natürlich denke ich nicht, daß Du eine heimliche Correspondenz mit Leonie führst. Aber Du schienest sie sonst immer so gut zu verstehen und sie Dich, daß ich dachte, Du erriethest, weshalb sie nicht kommen wollte."

„Wenn sie wüßte, wie sehr wir uns darüber den Kopf zerbrechen, würde sie sich auf den nächsten Expreßzug setzen und uns vor einer Gehirnerweichung bewahren."

„Du meinst also, mein Verstand wäre schwach," schmollte Mabel.

„O, Gott im Himmel, ich denke nicht daran," stöhnte Percy. „Mabel, Du bist heute zu merkwürdig. Warum kannst Du nicht den Sonnenschein, das Rauschen des Wassers und die herrliche Landschaft in Frieden genießen?"

„So wie es Leonie thun würde?" fragte sie mit einer seltsamen Mischung von Gereiztheit und

Ziererei. „Sie hat eine viel künstlerischere Auffassung als ich, nicht wahr, Percy?“

Percy erkannte in den Worten eine Verstümmelung eines Ausspruchs, den er ehemals gethan hatte.

„Ich muß hineingehen und arbeiten,“ sagte er und wendete sich ungeduldig ab.

„Aber was soll ich thun? Ich weiß, Du gehst nur hinein zu arbeiten, weil ich Dich geärgert habe,“ begann sie wieder in elegischem Ton.

„Ich muß arbeiten, Mabel, das weißt Du recht gut. Es ist kindisch von Dir, mich mit diesen kleinlichen Verdächtigungen zu quälen.“

„Ja, arbeiten mußt Du,“ sagte sie plötzlich mit verändertem Ton und Ausdruck. „Es liegt mir eben so viel wie Dir daran, daß das Gedicht fertig wird und gedruckt werden kann. Ich hoffe, die Kritiken werden diesmal günstiger für Dich gestimmt sein, es ist ihre Schuldigkeit.“

„O, ich mache mir nichts daraus, was sie sagen,“ entgegnete er, freilich nicht der Wahrheit gemäß, denn die Art verdroß ihn, in der sie jene Thatsache vorgebracht hatte.“

„Das höre ich nicht gern, daß Du Dich nicht daran kehrst,“ antwortete sie ernst. „Es würde

mich so schmerzen, — es wäre so gräßlich, wenn Du wie Shelley würdest."

„Du brauchst Dir keine Sorge zu machen, daß ich wie Shelley werde," antwortete er trocken. „Diese Gefahr droht mir nicht."

„O, Percy, das weiß ich doch nicht. Einige der Kritiker behaupteten so schreckliche Sachen," und sie citirte taktlos einige Stellen, die Percy besonders ärgerlich gewesen waren.

„Es wäre mir lieb, wenn Du nicht davon redetest," sagte er endlich. „Solche Aeußerungen fallen nicht im mindesten in das Gewicht, wie Du einsehen wirst, wenn Du erst mehr davon verstehst."

„Wenn sie wirklich so unwichtig sind, warum ärgerst Du Dich darüber, Percy? Ich glaube natürlich nicht, daß sie recht haben, aber viele Leute thun es und das ist so abscheulich."

Nun begann Mrs. Percy Burgoyne auf die Kritiker zu schelten, zwar kräftig, aber ohne alles Urtheil, und das trug auch durchaus nicht dazu bei, ihrem Gatten wohlzuthun und ihn zu besänftigen.

Als Percy allein zu seiner Arbeit zurückging und Mabel am Flusse sitzen ließ, begann er zu fürchten, daß das Band zwischen ihnen einen kleinen Riß habe. Ohne Zweifel liebte ihn Mabel sehr, aber eben so gewiß war ihm der unange-

nehme Umstand, daß sie sehr quälend für ihn sein konnte. Dann sann er darüber nach und ärgerte sich wieder, daß er darüber nachsann, was sie wohl in Bezug auf Leonie denken, erwarten oder fürchten möchte. „Sie ist doch nicht ganz glücklich, das arme Kind, und glücklich möchte sie sein, da sie kaum drei Monate verheirathet ist; aber sie trägt selbst daran Schuld. Indessen, so sehr er davon überzeugt war, daß es ihre eigene Schuld sei, war ihm doch nicht ganz leicht um's Herz, als er sich an jenem Morgen an sein «Sommerlied» machte, mit dem Bewußtsein, daß Mabel mißgestimmt unten am Fluß sitze. Der Gedanke machte ihn unruhig, und Unruhe ist nicht die Stimmung, in der man an einer Idylle dichten kann. Je mehr seine Gedanken von seiner Arbeit abschweiften, um so unmuthiger wurde er. „Es ist wirklich unrecht von Mabel, mich so aufzuregen; es ist rücksichtslos und schwach von ihr.“ Ja, daran lag es, schwach war sie und er wußte nicht, wie er ihr Halt geben sollte.

Nach einiger Zeit gab er es auf, zu arbeiten, er war nicht in der Stimmung, und um ein paar Stanzen fertig zu bekommen, lohnte es nicht, sich zur Arbeit zu zwingen. Nachdem er sich eine Cigarre angesteckt hatte, stützte er die Ellenbogen auf

den Tisch und den Kopf in die Hände, rauchte, sah mißmuthig in die blaue Ferne und wurde mit jedem Augenblick verstimmter.

„Nein, so geht es nicht länger,“ gestand er sich zuletzt ein. Sein Traum, fern von dem Treiben der Städte und der Menschen ein von Liebe und Poesie erfülltes Leben zu führen, war zu Ende. Ein solches Dasein bot der Reflexion zu großen Spielraum und er hatte nicht über viel Erfreuliches nachzudenken. Es war besser, wenn er eine bestimmte Laufbahn ergriff und nur noch seine Mußestunden der Literatur widmete. Da fiel ihm freilich ein, daß ihm die meisten Carrièren verschlossen seien; er hatte kein Fach studirt und außer der Literatur besaß keins Anziehung für ihn. Ach, glücklicher Gedanke! Der Name Burgoyne hatte einen guten Klang und stand in hohem Ansehen bei dem Höchstbefehlenden der Armee. Eine Stelle als Sekretär oder irgend eine andere Hofcharge in einem königlichen Haushalt war die Laufbahn, für die sich Percy am geeignetsten fühlte.

Er war so tief in seine Gedanken versunken, daß er nicht bemerkte, daß Mabel über den Grasplatz kam. Sie stand so plötzlich vor ihm am Fenster, daß er erschrocken die Cigarre auf sein Manuscript fallen ließ und ein kleines Loch hinein

brannte. Sie schalt ihn lachend, daß er sich unter dem Vorwande, arbeiten zu wollen, fortgeschlichen und doch nur geraucht und geträumt habe. Dann stand er auf, schlang den Arm um sie und erzählte ihr, daß er sich um eine Hofcharge bewerben wolle, und wieder herrschte Frieden unter ihnen.

„Wenn Du sie bekommst, werden wir nicht in Penge Place wohnen können, Percy; wäre es nicht besser, ich schriebe Papa heute noch, damit er keine Veränderungen im Hause vornehmen läßt?“ fragte sie.

„Das wäre voreilig,“ antwortete Percy. Theoretisch war er entschlossen, eine «Thätigkeit» zu ergreifen, aber in der Wirklichkeit war er nicht geneigt, die dazu führenden Mittel anzuwenden.

„Aber es würde Dir dann nicht passen, dort zu wohnen, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht. Wir können es ja versuchen,“ antwortete er gleichgültig, „und wenn es uns nicht gefällt, ziehen wir fort.“

„O, Percy, das geht doch nicht, wenn wir Papa erst so viel für Veränderungen haben ausgeben lassen. Außerdem möchte ich, daß sie erführen, Du wolltest Etwas werden, und dies wäre doch etwas Rechtes.“

„Deine Ansichten über Schriftsteller sind in der

That schmeichelhaft für Deinen Mann," entgegnete er kalt. „Du hältst mich also jetzt für nichts Rechtes?"

„O, Percy!" und das goldumrahmte Gesichtchen senkte sich mit einem Ausdruck auf die Schulter, welcher deutlich zeigte, daß sie eine sehr gute Meinung von ihm habe, obgleich er noch nicht der königliche Hofbeamte sei, der aus ihm werden konnte.

Sie war nicht klug, und ein gewisser Mangel an Takt konnte sie ermüdend machen, aber sie besaß dennoch die Gabe, zu gewinnen, wenn sie es versuchte. Es war nur ein Unglück, da sie es einmal mit einer Natur, wie Percy, zu thun hatte, daß sie sich diese Mühe nicht öfter gab. Nun sie den Kopf an seine Schulter lehnte, und ihn mit fragenden und bittenden Augen ansah, weil er meinen könne, sie habe geringschätzig über ihn gedacht, fühlte er sich wieder sehr zu ihr hingezogen. Ja, sie schien ihm so reizend, als an jenem Tage, da er zuerst das goldblonde Köpfchen deutlich über den Zaun sah und sie sein Lied singen hörte. Wie er kürzlich zu ihr gesagt, spielte sie die Rolle der schönen Frau so gut, wie jede seiner andern Bekannten. Er war ein Verehrer der Schönheit seiner innersten Natur nach. Als er einige Augen-

blicke so stand und schweigend auf sie herabsah, und sie sich ruhig ansehen ließ, meinte er fast, daß sein Jugendtraum erfüllt wäre und daß ihm die schönste Frau auch die theuerste sei. Er dachte es, so lange das Schweigen währte, so lange die großen blauen Augen höhere Dinge redeten, als je über die Lippen dieser Frau bringen konnten. Er ließ den Kopf sanft ruhen, drückte die Hand innig, fühlte eine warme Zuneigung zu ihr und war trotz seines Gefühls von Ueberlegenheit stolz auf sie. Pflicht und Neigung vertrugen sich trefflich mit einander, während er sie umschlungen hielt und ihr Worte zuflüsterte, die ihr beweisen sollten, wie theuer sie ihm sei. Für kurze Zeit schien ihm Rosenau ein Aufenthalt der Seligen, ein Paradies, aus dem er keinen Wunsch hegte, sich zu entfernen.

Allein der folgende Tag war ein Regentag, eine der atmosphärischen Geduldsproben, die Jeder, der nur ein paar Wochen in England zubringt, durchmachen muß. Am Morgen war es feucht, kalt und es fiel ein kleiner Sprühregen. Das junge Ehepaar begann zu frieren und entfernte die rothen Blumen vom Kamin, die durch glühende Kohlen ersetzt wurden. Als die Sonne plötzlich um Zwölf hervorbrach, wurde es so heiß, daß Mabel das brennende Verlangen fühlte, durch den Wald

zu reiten, der jetzt strahlend aussah durch die Regentropfen, in denen die Sonne blitzte. Während sie Percy diesem Plan geneigt gemacht, ihr braunes Reitkleid angezogen und das Sommerlied unbarmherzig unterbrochen hatte, fing es wieder an zu regnen und es sah so aus, als ob es den ganzen Tag dabei bleiben wolle. Mabel ging zwecklos und fröstelnd von einer Stube zur anderen, klagte über den verdorbenen Tag, über ihre Abneigung, im Reitkleide zu sitzen, und Percy sehnte sich im Stillen nach seinem Klub, weil schlechtes Wetter so nachtheilig auf die Stimmung seiner Frau wirkte. „Ein Regentag auf dem Lande an der Seite einer so hübschen Frau, wie Mabel, müßte von rechtswegen durchaus nicht unangenehm sein,“ sagte er sich. Dann seufzte er bei dem Gedanken, daß nicht Alles sei, wie es eigentlich sein müßte, und setzte sich in die äußerste Ecke, um dem Zuge am Fenster zu entgehen. Und Mabel schmollte ihm gegenüber im Andenken an die Tage, in denen er unablässig ihren Schritten gefolgt war und zärtlich ihre schlanken Finger gedrückt hatte.

„Wenn es sich aufklärt, meinst Du, daß wir dann hinausgehen können?“

„Ganz, wie Du willst,“ antwortete er gleichgültig.

„Glaubst Du nicht, daß es naß sein wird?“

„Wahrscheinlich, da es in Strömen gießt.“

„Aber nicht zu naß, um auszugehen?“ fing sie wieder an.

„Ich will es ganz so machen, wie es Dir recht ist.“

„Mir ist es so unausstehlich, etwas aufzugeben, auf das ich mich gefreut habe,“ fuhr sie fort.

„Gut, wenn Du Dich darauf versetzt hast, naß zu werden, kann Dein Wunsch in Erfüllung gehen,“ entgegnete er lachend.

„Nein, Percy, das kann ich nicht aushalten, ich frage Dich um Rath, und Du machst meine Frage lächerlich. Ich möchte nicht naß werden, das weißt Du recht gut; gerade das möchte ich vermeiden. Sage, werden wir ausgehen oder nicht?“

„Gewiß nicht, so lange es in dieser Art regnet.“

„Also ich soll mein Reitkleid den ganzen Tag über anbehalten?“

„Wenn Du mich fragst, rathe ich Dir entschieden davon ab.“

„Ausziehen ist so langweilig,“ klagte Mabel und trat an das Fenster. „Ach, dies ist ein gräßlicher Ort, es regnet hier immer! Was machen wir, wenn es nicht aufhört?“

„Ich werde hoffentlich arbeiten.“

„Aber was soll ich thun? Wenn Leonie hier wäre; sie käme mir recht gelegen, — denn das Wetter läßt mich nicht heraus und Du kannst mich in Deiner Stube nicht brauchen.“

„Liebes Kind — Mabel — das ist wirklich etwas unvernünftig. Miß Geneste könnte sich nicht ernstlichere Mühe geben, Dir den Regentag zu verkürzen, als ich es thun möchte, wenn Du mich nur ließest. Soll ich Dir vorlesen?“

Mabel schüttelte den Kopf. „Ich hatte mir vorgenommen, auszugehen und mir junge Farrenkräuter zu holen, und dann,“ setzte sie demüthiger hinzu, „wünschte ich wieder einen Spaziergang zu machen, wie den neulichen, Percy. Es kam mir vor, als ob Du mir dabei mehr gehörtest, als wenn Du arbeitest.“

„Komm, so wollen wir uns gleich aufmachen und uns Farrenkräuter — und Rheumatismus holen.“

„O, Du suchst immer absichtlich die Schattenseiten hervor,“ sagte sie gereizt. „Ja, wenn Leonie sagte, Claudio solle für sie hinausgehen, er würde sich ihr zu Gefallen von Kälte erstarren oder von Hitze versengen lassen.“

„Claudio ist — Claudio,“ entgegnete er kühl.

„Und Leonie ist Leonie. Ich weiß, was Du

meinst," erwiderte Mabel heftig und stellte sich ihm mit glühenden Wangen gegenüber. „Allerdings bin ich vielleicht nicht halb so schön oder halb so anziehend, wie sie, aber Du brauchtest es mir nicht in dieser Art vorzuhalten, Percy, da nur das Verlangen, Dich ganz für mich allein zu haben, mich wünschen ließ, in den Regen hinauszugehen."

Sie war wieder die tragische, unterdrückte, klagende Mabel. „Wenn sie vor unserer Hochzeit sich je so gezeigt hätte," dachte Percy mißmuthig, „dann würde ich Sorge getragen haben, daß sie es nachher nie wieder versuchte; so wie aber jetzt die Sachen stehen —" Ja, wie nun die Sachen standen, war es am klügsten, mit den gegebenen Verhältnissen möglichst gut fertig zu werden; und so that er sein Bestes, Mabel zu befriedigen. Nach einiger Zeit schien die Sonne wohlwollend auf seine Bemühungen, und dann machten sie den Spaziergang, sie ritt auf Herkules und er ging nebenher.

Es war ein köstlicher arkadischer Tag, aber dennoch sagte Phyllis mit heiterer Miene Abends zu ihrem Korydon: „Nicht wahr, wenn Du die Stelle bekommst, werden wir nicht viel Zeit für das Landleben übrig behalten?"

Viertes Capitel.

Zwei Versuche, einzulenken.

Mehrere Tage nach dem vorher erwähnten Vorfall wurde im Pollock'schen Hause über die Veranlassung desselben ein unverbrüchliches Stillschweigen bewahrt. Erst erschien Franziska dieses Schweigen beruhigend, dann erregte es ihre Besorgniß, und als es ihr nahezu unerträglich geworden war, wurde es von Mr. Pollock unterbrochen.

Aber ehe es dahin kam, machten er und Miß Dennet der armen sanftmüthigen Frau das Leben sehr schwer. Sie bewiesen ihr, daß sie ein Fremdling in ihrem eigenen Hause sei, daß sie nichts darin zu suchen habe. Wenn sie Morgens den Versuch machte, mit ihrem Gatten über irgend eine häusliche Bestimmung für den Tag zu reden, so schmetterte er sie durch die Erklärung nieder, daß ihm die Sache vollständig gleichgültig sei, oder sprach sein Bedauern aus, daß sie sich überhaupt darum kümmere. Ueber Miß Dennet kam ein gewisser winterlicher Anstrich, nicht der Anfang des Winters, der mit glänzendem Reif und erfrischender Kälte beginnt, sondern nur der niederdrückende Einfluß von Tod und Starrheit. Selbst ihre Kin-

der sahen Franziska mit den Augen an, mit denen Kinder auf ungewöhnliche Ereignisse, in Ungnade gerathene Dienstboten und andere gefallene Größen sehen, nämlich mit einer Mischung von Mißtrauen und Furcht. Gegen jede Anklage in Worten, jede direkte und greifbare Beleidigung würde Franziska einen guten und ehrlichen Kampf geführt haben, um sich wieder in den Besitz des Thrones zu setzen, von dem sie widerrechtlich verstoßen, so armselig er auch an und für sich war. Gegen dieses Verstummen vermochte sie nichts; sie konnte nur warten, der grausamen, forschenden Zurückhaltung nur eine Ruhe entgegensetzen, während in ihrem Inneren quälende Sorge nagte.

Endlich wurde das Schweigen von ihrem Gatten gebrochen. Sie merkte es an der verlegenen Art, mit der er an den Handschuhen zupfte, an der Sorgfalt, mit der er den Hut bürstete, lange nachdem dieser schon so blank war, wie die Haut auf Miß Dennet's Stirn, — an tausend kleinen Beweisen von Aufregung, die Herren zu erkennen geben und nur Frauen zu deuten vermögen, — daß er damit umging, das wichtige Thema zu besprechen. Seit lange schon hatte sie den Antheil bereut, den sie gehabt, es überhaupt anzuregen. Immer wieder und wieder hatte sie sich vorgehalten, daß sie ihre

Pflicht verletzt, indem sie angedeutet habe, ihn verlassen zu wollen. Sie hatte es bereut und beschlossen, jede Gelegenheit zu benutzen, die sich ihr bieten würde, um ihre Reue auszusprechen. Sie wollte ihn bitten, daß sie lernen wollten einander besser verstehen, und auf sich allein die Schuld des jetzt bestehenden schlechten Einverständnisses nehmen. Sie besaß eine jener Naturen, die nicht das kleinste moralische Unrecht begehen können, oder auch nur den Gedanken, es zu begehen, lange in sich beherbergen können. — Es sind ungewöhnliche Naturen, müssen wir zugeben, aber doch nicht so seltene, wie Diejenigen meinen, die nur an die schlechten Seiten der Menschen glauben. Jedenfalls besaß sie eine solche Natur. So hielt sie sich sehr demüthig im Stillen und war bereit, um eine späte Vergebung zu bitten und sie anzunehmen für das Unrecht, daß sie sich zu einer solchen Aeußerung hätte reizen lassen.

„Ich fürchte, Du wirst mich für sehr unaufmerksam gegen Deine Wünsche gehalten haben," begann er in geschraubtem Tone. „Aber ich wollte erst eine Uebersicht über das Ganze gewinnen, ehe ich mit Dir spräche, jetzt sehe ich meinen Weg deutlich vorgezeichnet."

„Was meinst Du?" fragte sie.

„Die Trennung, die Du vorschlugst. Der Vorschlag ging von Dir aus und ich nahm ihn an, da ich mir bewußt war, daß wir kein ferneres Glück gemeinschaftlich finden können. Ich habe in der Frage mich ganz unberücksichtigt gelassen, und erfülle Deinen Wunsch, da es für Dich jedenfalls so am besten ist.“

„Gottfried, es war ein Wahnsinn von mir, daran zu denken.“

„Der Wahnsinn hatte viel Methode — und besteht seit langer Zeit unverändert, wie ich annehme,“ antwortete er finster. „Fürchte nicht, daß ich bei dem Arrangement Dein Zartgefühl oder die Vorurtheile Deiner Familie verletzen werde. Du verläßt mich, um Deiner Mutter einen Besuch zu machen, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich Dir nie das Verlangen stellen werde, zu mir zurückzukehren.“

„Du wünschest, daß ich von Dir gehe?“

„Allerdings. Nach dem Vorgefallenen fühle ich mich nicht gerechtfertigt, ein so drückendes Opfer von Deinem Pflichtgefühl anzunehmen, wie ich Dir zuerst sagte, als Du den Wunsch aussprachest —“

„Ich habe nie gesagt, daß ich es wünsche.“

„Du wünschtest es im Grunde Deines Herzens. Wie ich Dir damals sagte, sollen die beiden jüng-

sten Kinder mit Dir gehen und Gottfried bei mir bleiben; aber Du darfst ihn sehen, so oft Du es für angemessen hältst. Dreihundert Pfund sollen jährlich für Dich an den Bankier Deines Bruders gezahlt werden. Wenn ich freigebiger gegen Dich handeln könnte, würde ich es gern thun, aber Du weißt, es ist mir nicht möglich.“

„Ich brauche nicht mehr,“ unterbrach sie ihn, „es ist viel zu viel. Ich bitte nur, daß Du mein Bekenntniß anhörst: daß ich die Worte tief bereue, die ich neulich Abend gesagt habe. Ich wünsche, daß Du glauben möchtest, ich habe sie nicht so gemeint, daß Du sie vergeben und vergessen möchtest.“

„Ich habe schon nach ihnen gehandelt,“ erwiderte er. „Folge meinem Rath und mache jetzt ein Ende. Es ist immer schwer, sich aus alten Banden zu lösen. Es ist Dir zur Gewohnheit geworden, mit mir zu leben, und verhaßt wie Dir diese Gewohnheit ist, wird es Dir schwer, sie aufzugeben. Aber ich bin entschlossen, Deine Wünsche zu erfüllen und werde meine Entscheidung nicht ändern.“

„Selbst nicht auf meine innige Bitte?“

„Weder auf Deine noch auf irgend Jemandes Bitte. Ich bin lange sehr fügsam in Deinen Händen gewesen, — in dem Gedanken, daß man von

mir erwartete, ich solle immer des Opfers eingedenk sein, das Du mir gebracht hast. Ich habe die versteckte Anmaßung Deines Bruders und die unverhüllte Deiner Mutter hingenommen, und zwar nur deshalb, weil ich glaubte, sie zeigten sie gegen Deinen Willen. Das glaube ich auch jetzt noch; aber wer steht mir dafür, welcher Wechsel in Dir vorgeht, wenn ich Deinem Plane, mich zu verlassen, meine Einwilligung versagte?"

„Ich will Dich nicht verlassen, Gottfried; laß uns weiter zusammen leben, wie bisher." Sie stand auf, schluchzte und hielt ihm in einer herrlichen bittenden Stellung, die Mr. Pollock lange nicht vergessen konnte, die Hände hin. „Du kannst mich nicht härter verdammen, als ich es selbst thue wegen des Wahnsinns, der mich etwas wie eine Trennung vorschlagen ließ. In Deinem Glück warst Du so sehr gut zu mir, mache mich nicht verächtlich und hassenswerth in meinen eigenen Augen, daß ich in Deinem Unglück Dich verlasse."

„Jetzt hast Du Alles gesagt, was man von Dir irgend erwarten konnte," unterbrach er sie ironisch. „Du stehst noch immer auf dem Standpunkt der unterdrückten und gekränkten Gattin, den Deine Mutter für Dich beanspruchte, als ich sie das letzte Mal sprach." Dann richtete er sich mit

einer hastigen und ungeschickten Bewegung empor, die ihm eigenthümlich war, und fügte hinzu: „Bis ich höre, daß Du dies Haus verlassen hast, werde ich Dich nicht wieder mit meiner Gegenwart belästigen.“

„Dies also ist unser Abschied? Bleibt Miß Dennet hier?“ fragte sie zögernd.

„Ich glaube nicht. Ich muß Rücksicht auf sie nehmen, das gute, aufopferungsfähige Mädchen.“ Dann sagte er hastig, er hoffe, der Himmel werde Franziska glücklicher machen, als er es im Stande gewesen sei, und begab sich aus der Stube und in's Geschäft. Ein Gefühl von Niedergeschlagenheit und Verlassenheit unter den Trümmern des häuslichen Herdes, den er mit eigener Hand zerstört hatte, begleitete ihn.

Und sie, die er zurückgelassen! sie trauerte über die Zerstörung so bitter, als sei es die Zertrümmerung des herrlichsten Geschickes gewesen. Sie hatte die Bitte gestellt und war damit abgewiesen worden; und sie war so sehr in Gehorsam und Unterordnung geübt, so sehr gewöhnt, das zu thun, was man ihr sagte, daß sie seine Entscheidung als unabänderlich annahm, und nach einer schmerzlich verlebten einsamen Stunde sich vorbereitete, ihr Folge zu leisten.

Stellt Euch vor, wie sie ihre Koffer packte, die Sachen ordnete, die sie am liebsten nicht berührt hätte, um an einen Ort zu gehen, von dem sie am liebsten fern geblieben wäre. Es gab Niemand, an den sie appelliren konnte. Es war ihr so unbarmherzig vorgehalten worden, daß sie allein im Unrecht sei, obgleich sie zu jedem Schritt, den sie gethan, durch die Härte der Anderen getrieben worden war. Und nun sie gewissermaßen auf Knieen um Vergebung gebeten hatte, wurde ihr der harte Bescheid, es gebe keine Verzeihung für sie. Sie solle den bitteren Kelch trinken, der den Frauen so oft geboten wird, nämlich so gut es geht, sich in das Unvermeidliche zu finden.

Ihre Ehe hatte nie auch nur den leisesten Anflug von Romantik gehabt, die Auflösung derselben war für den oberflächlichen Beobachter ohne alle Poesie. Aber es giebt Menschen, die so geartet sind, daß sie aus dem elendesten Material die reinste, heiligste Flamme entzünden; Franziska gehörte zu ihnen. Das Band war in ihren Augen erhaben und ehrwürdig, wenn auch der Mann, mit dem sie es geschlossen, es nicht war. Es verursachte ihr tiefe Scham und ein großes Weh, es zu brechen vor den Augen der Menschen und im Widerspruch mit dem, was die Stimme ihres Gewis-

sens ihr als Recht bezeichnete. Ein tiefes Weh, Scham und Sünde, das fühlte sie, aber es fehlte ihr die Kraft, energisch einzugreifen, und so sagte sie sich, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich zu fügen.

Es war spät am Tage, ehe sie ihre Vorbereitungen beendet hatte, und jetzt erst überlegte sie, wo sie hin sollte. Sie war in einer sehr bemitleidenswerthen Lage. Die Ihren waren ihr alle fern, entweder räumlich oder gemüthlich. Sie hatte Niemand, auf den sie sich verlassen konnte, als sich selbst, und auf sich wagte sie kaum zu bauen. Sie konnte sich nicht entschließen, an Percy zu schreiben und sein junges Eheglück durch einen Bericht des Leides zu trüben, das ihr zu tragen auferlegt war. Und was ihre Mutter betraf — ja, schließlich blieb ihr doch nur die Mutter übrig, zu der sie sich in dieser Stunde der Demüthigung flüchten konnte.

Mr. Pollock hatte ihr gesagt, daß er nicht heimkehren, nicht sein eigenes Haus betreten wolle, ehe sie es verlassen habe. Sie hatte also auf nichts zu warten, nachdem ihre Vorbereitungen beendigt waren. Sie holte ihre beiden Jüngsten, zog sie an, küßte ihren Aeltesten, nahm Abschied von ihm und hatte sich schmerzlich verletzt gefühlt durch den gleichgültigen Ausdruck des dicken, plumpen Gesichtes. Als die Koffer herunter gebracht waren,

saß sie in dem Eßzimmer und wartete auf die Droschke, nach der sie geschickt hatte.

Alles war so entsetzlich anders geworden, als sie in ihrer Mädchenzeit und selbst in dem ersten Jahr ihrer Ehe erwartet hatte, und dennoch vermochte sie in ihrem Herzen nicht die Andern so bitter wegen der Enttäuschung anzuklagen, als sich selbst. Hatte sie doch des Geldes wegen geheirathet und ihren Zweck eine Zeit lang erreicht. Nun ereilte sie die Strafe dafür — weiter nichts. Immer sei ihre eigene Schwäche an ihrem Unglück schuld gewesen, klagte sie sich an. Es war schwach gewesen, daß sie sich in den ersten Jahren ihrer Ehe den Anschein gegeben, ihren Mann zu beherrschen, schwach, daß sie davon zurückgestanden hatte, als ein feindseliger Einfluß sich geltend gemacht, schwach, daß sie sich gegen die Fessel gesträubt, da sie nicht die Kraft besaß, sie zu brechen.

Während sie sich diese Dinge vorhielt, trat Miß Dennet in das Zimmer, füllte die Wasserflasche aus einem Krug, den sie trug und rieb die Gläser blank. Schwimmende Strohhalme zeigen die Richtung des Stromes an, und Miß Dennet sah bei ihrer Beschäftigung aus, als ob sie in Zukunft wie in der Vergangenheit hier verantwortlicher Minister sein würde.

Für Leute, die ein Vergnügen an psychologischen Beobachtungen finden, giebt es keine interessantere und traurigere Studie, als die Begegnung zweier Frauen, die denselben Gegenstand lieben, einander hassen und dennoch gezwungen sind, sich zu treffen und höflich zu behandeln. Beide leiden, wenn sie zusammenkommen und höflich zu einander sein müssen. Aber vornehmlich leidet diejenige, die das wärmste Herz und den schwächsten Verstand hat. Sie hat den Schmerz, daß das tiefste Gefühl nur dazu dient, sie in den Augen des geliebten Gegenstandes ungeschickt und weniger anziehend zu machen, während die Herzenskälte die andere mit einer leichten Anmuth über die Hindernisse hebt, und diese Gewandtheit wieder ein Glied der Kette wird, welche sie um die schwankende Neigung des bestrittenen Herzens schlingt. Aehnliches Interesse, ein fast eben so scharfes Bild des Lebens und der Liebe, der Eifersucht, des Hasses und einiger ähnlichen sich widerstreitenden Eigenschaften bietet der Anblick einer Frau, die rein und pflichttreu, ohne gegen irgend ein Gesetz der Moral zu verstoßen, doch von dem ihr gebührenden Ehrenplatz gedrängt wird, durch eine Frau, die sie öffentlich nicht verdammen kann. Das Bild der Frau, die mehr verletzt als beschimpft ist, die nicht ihre Wunde

zeigen, nicht ihr Unglück benennen kann, die Alles still über sich nehmen muß, weil ihr nichts Anderes übrig bleibt. Ein solcher Anblick bot sich dar, als Clara Dennet in die Stube trat, in der Mrs. Pollock saß.

Ehe er in sein Geschäft ging, waren zwischen Mr. Pollock und seiner Cousine Worte gefallen, die weder angenehm zu sagen noch zu hören sind. Er theilte Clara den Verlauf der Unterhaltung mit und die Dame hatte ihre Zufriedenheit im Ganzen ausgesprochen. Das, was sie jedoch nicht loben konnte, waren die auf sie bezüglichen Worte.

„Ich bedauere, daß Sie gesagt haben, Sie meinten nicht, daß ich hier bliebe,“ begann sie, nachdem er Alles berichtet hatte, was er für gut fand. „Sie wird nachher behaupten, daß außer allem Anderen man sich auch der Täuschung gegen Sie schuldig gemacht habe.“

„Sie ist weder getäuscht worden, noch wird sie es werden,“ antwortete er.

„Das weiß ich, Gottfried; aber sie kann die Sache anders auffassen oder vorgeben, es zu thun, wenn sie hört, daß ich bei Ihnen und dem Kinde bleibe.“

„Wie ich ihr sagte, muß ich Sie berücksichtigen,

Clara, denn in Ihrer Selbstlosigkeit vergessen Sie sich," warf er ein.

Sie schüttelte den Kopf.

„Gottfried, Sie und ich sind nicht wie ein paar kopflose, junge Leute, welche die Welt und ihre eigenen Gefühle nicht kennen. Wir wissen genau, wie es in der Welt zugeht und schätzen die Kraft unserer Gefühle richtig. Ich sage Ihnen, es ist mit beiden Rücksichten vereinbar, daß ich bei Ihnen bleibe und für Sie und Ihren Knaben sorge."

„Ein paar kopflose, junge Leute sind wir allerdings nicht mehr, aber Sie sind noch jung, Clara, noch jung genug, um hart und falsch beurtheilt zu werden. Ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, wenn Ihr Name meinetwegen verunglimpft wird."

„Und wer soll es thun?" Sie wartete einen Augenblick auf seine Antwort und als diese nicht kam, fragte sie wieder: „Wer soll es thun, Gottfried? Wenn wir uns viel oder überhaupt noch in der großen Welt bewegten, so wäre ich die Erste, die Ihre Vorschriften beobachten und Ihre Ansichten berücksichtigen würde. Ich bin einfach und praktisch und hege die tiefste Ehrfurcht vor jedem feststehenden und durch die Zeit geheiligten Herkommen. Nie hätte ich gegen eine Form oder

einen Gebrauch verstoßen, wären wir noch in unserer früheren Lage, in der man auf dergleichen sah. Aber ich frage Sie, sind wir jetzt nicht berechtigt, sind wir nicht gewissermaßen gezwungen, uns selbst unsere Gesetze vorzuschreiben? Wären Sie noch ein reicher Mann, auf den alle Augen gerichtet sind, so würde ich meinem Herzen Gewalt angethan haben und Sie gleichzeitig mit Ihrer Frau verlassen haben. Aber jetzt kann ich bleiben und die Stelle einer Schwester bei Ihnen ausfüllen, des Kindes wegen, das sonst unzuverlässigen Dienstboten überlassen bleibt."

„Sie wissen, wie gern ich das zuließe, wenn ich könnte," sagte er hastig.

„Sagen Sie nicht, «wenn Sie könnten», denn Sie können es. Wir haben in der Geselligkeit jetzt keinen Anspruch auf Beachtung, daher können wir thun was wir wollen, vorausgesetzt, daß es recht ist."

„Clara, Sie handeln gegen Ihr eigenes Interesse. Wenn ich Ihr Verlangen erfüllte, so würde man Sie verleumden, und ich wäre nicht im Stande, Sie zu rechtfertigen."

„In wiefern?"

„In wiefern — ja, das ist schwer für einen Mann zu sagen."

„Sehr schwer, das scheint mir auch," entgegnete sie trocken. „Wollen Sie mich wirklich glauben machen, daß die Hunderte von jungen Mädchen, die in die Welt hinaus müssen, um ihr Brod zu verdienen, deshalb der Mißdeutung und Verleumdung ausgesetzt sind?"

„Gewiß nicht."

„Und dennoch müßte es der Fall sein, wenn wir die Verhältnisse der Meisten genauer untersuchen. Nicht überall, wo eine Erzieherin ist, steht eine Frau dem Hauswesen vor. Wenn der Tod oder irgend ein unglückliches Ereigniß die Gattin entfernt hat, verstößt der Mann gegen die Gesetze der Moral, der seinen Kindern eine Erzieherin hält?"

„Gegen die Gesetze der Moral gewiß nicht."

„Dann also gegen die der Gesellschaft?"

„Nein — auch das nicht!" erwiderte er, als er sich mehrerer ähnlicher Fälle erinnerte, die frei von jedem Tadel waren.

„Wenn ich hier meinen Posten verließe, auf dem zu bleiben mir mein Pflichtgefühl gebietet, und zum Beispiel eine Stelle als Gouvernante im Hause eines Wittwers annähme, würden Sie dann gering von mir denken?"

Er stieß einen Ausruf des Unwillens aus, die Vorstellung war ihm augenscheinlich sehr unangenehm.

„Nun, es könnte kommen, daß ich dazu gezwungen wäre," fuhr sie fort, „und in dem Fall könnte ich also nicht auf Ihr brüderliches Wohlwollen und Ihren Beistand mehr rechnen?"

„Sie sagen, was sie selbst nicht meinen."

„Dann geben Sie mir einen besseren Grund an, dafür, daß Sie mein Fortgehen wünschen. Sie wissen und ich weiß, daß ich Ihnen nützen kann; — gestatten Sie mir, es zu thun."

„Sie wissen recht gut, wie dankbar ich Ihnen sein müßte, wenn Sie mich nicht gänzlicher Vereinsamung überließen," antwortete er. Allein ich fürchte —"

„Was?"

„Daß thörichte Menschen darüber reden werden."

„Wir kommen jetzt nicht einmal mehr mit Thoren zusammen und leben in der großen Stadt abgeschiedener, als auf dem kleinen Dorf. Niemand kennt uns, Niemand denkt an uns oder kümmert sich um uns, und Sie verlangen, daß ich auf leere Rücksichten mehr Gewicht lege, als auf das, was wir einander schulden!"

„Sie sind immer meine beste Freundin gewesen," antwortete er mit heiserer Stimme.

„Daß Sie davon überzeugt sind, ist Lohn genug für mich," antwortete sie demüthig. „Also ist

es abgemacht, Gottfried, daß Ihre alte Cousine bei Ihnen bleibt als Haushälterin für Sie und Wärterin für Ihr Kind — bis glücklichere Tage anbrechen."

Sie ging mit diesen Worten hinaus und ließ ihm keine Zeit, gegen die ihm untergeschobene Entscheidung zu protestiren. Als sie daher in das Zimmer trat, um die Wasserflasche zu füllen, lag eine gewisse Ruhe in ihrem Wesen, welche zu erkennen gab, daß sie sich in ihrer Stellung sehr sicher fühle. Sie hatte tagüber die Frage sorgfältig erwogen, ob sie Mrs. Pollock vor Augen kommen solle oder nicht, um förmlich von ihr Abschied zu nehmen. Sie hatte sich entschlossen, es zu thun, und sich nun zusammengenommen, um es mit Gelassenheit abzumachen. Indessen fühlte sie sich doch etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, als Mrs. Pollock sich erhob, während sie noch an den Bechern putzte, und mit der anmuthigen und edlen Geberde, die Allem, was sie that, einen so unnachahmlichen Adel verlieh, sagte: „Ich gehe jetzt fort; Sie wissen, wie und warum?"

„Sie haben mir zwar nicht viel Vertrauen geschenkt, dennoch glaube ich den Grund zu kennen," entgegnete Clara fest.

Mrs. Pollock antwortete mit mehr Stolz, als

das erste Mal in ihren Worten gelegen hatte: „Ich habe Ihnen nicht viel Vertrauen geschenkt — denn Sie haben es mir nicht eingeflößt. Allein ich leide jetzt so schwer unter der falschen Beurtheilung, die mir zu Theil wird, daß ich Niemand hart beurtheilen will. Dennoch sage ich Ihnen, Sie wissen, wie und warum ich hier fortgehe. — Der Himmel lohne Ihnen, wie Sie an mir gehandelt haben."

Das Rollen des Wagens, der sie fortführen sollte, traf ihr Ohr. Franziska stand wieder auf und Miß Dennet trat einen Schritt näher und hielt zögernd ihre Hand hin mit den Worten: „Nicht wahr, Sie sagen mir freundlich Lebewohl? Glauben Sie, daß ich nie anders als redlich gegen Sie gehandelt habe."

Mrs. Pollock reichte ihre Hand hin.

„Nehmen Sie sie, wenn Sie es können. — Wenn Sie mit gutem Gewissen es können, macht es mich glücklicher, denn dann darf ich besser von dem Mädchen denken, das bei meinem Sohn bleibt."

Miß Dennet gab der Hand einen matten Druck und Franziska wendete sich seufzend ab: „Kommt, meine Kinder," sagte sie und nahm das Jüngste auf den Arm und die Kleine bei der Hand, „wir müssen fortgehen, ehe Papa kommt, denn er hat es so gewünscht."

Damit ging sie fort. Als Miß Dennet sich ein wenig gefaßt hatte, holte sie den kleinen Gottfried in das Eßzimmer, gab ihm ein Zusammensetzspiel und setzte sich hin, um ein Loch im Tischtuch zu stopfen.

Fünftes Capitel.

In Zweifeln.

Leonie hatte sich überreden lassen und endlich eingewilligt, nach Rosenau zu kommen, um sich an dem Anblick von Mabel's Glück zu erfreuen. Mabel las Bruchstücke aus Miß Geneste's Antwort vor, während sie beim Frühstück saßen, und fragte Percy häufig um seine Meinung.

„Ist es nicht schrecklich, daß sie schreibt, «nur auf ein paar Tage», Percy?"

„Daß sie es sagt, finde ich nicht weiter schrecklich."

„Freust Du Dich auch wirklich auf ihr Kommen?"

„Ganz gewiß."

„Das kann ich mir nicht denken, denn sonst müßte es Dir schrecklich sein, daß sie die abscheulich lange Reise nur für ein paar Tage macht. Sie wird nur unsern regelmäßigen Lebenslauf unterbrechen und dann wieder fortgehen. Das ist mir gerade so unangenehm."

„Aber, weshalb hast Du sie dann eingeladen, liebes Kind?"

„Siehst Du, Percy, das ist recht unfreundlich und undankbar von Dir. Ich habe sie eingeladen, weil ich dachte, es würde Dir Vergnügen machen, eine kleine Abwechselung zu haben. Ich konnte es in Deiner Seele nicht ertragen, daß Du es so einsam hättest und Dich mit mir langweiltest."

„Als ob ich das könnte," antwortete er höflich.

„Als ob Du es nicht bald genug thun würdest," antworte sie etwas spitz, aber sie fuhr freundlicher fort, als sie sah, daß Percy's Stirn sich verdüsterte: „Begreifst Du nicht, daß ich Dich nicht auf eine zu harte Probe stellen wollte? Das ist der Grund, aus dem ich Leonie als Abwechselung in unser Paradies einführe. Ich ärgere mich über sie, daß sie schreibt, sie wolle nur ein paar Tage bleiben. Ja, das ärgert mich wirklich, denn das ist Leonie's schwächste Seite, daß sie immer Abwechselung und Anregung braucht."

Percy trommelte eine Opernmelodie auf dem Tisch.

„Findest Du es nicht schade?" fing sie wieder an.

„Wir wollen es ihr so angenehm machen, daß sie ihren Entschluß ändert und länger bleibt, als sie jetzt beabsichtigt."

„Ich meinte nicht ihr Bleiben, sondern ihr Ver-

langen nach Veränderung und Anregung. Ihre Mutter war auch so, und Du weißt, sie ging mit Mr. Geneste durch."

„Da sie ihm nicht fortlief, hatte er keinen Grund zur Klage."

„Das kommt auf die Ansicht an. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich keine gute Meinung von der Frau haben, die mit mir durchginge. Würdest Du es?"

„Ganz gewiß, wenn es mein Wunsch gewesen wäre, daß sie durchginge."

„O, Percy, was für entsetzliche Ansichten Du hast! Ich glaube wirklich, das kommt vom Dichten und werde mich sehr freuen, wenn Du etwas Besseres zu thun hast."

Er lachte darauf nur, denn er war sehr gut aufgelegt und sagte: „Ich werde meine Muse mit L. E. L.'s Worten vertheidigen:

Nicht Lieder haben lieben mich gelehrt —
Die Liebe hat in Liedern sich ergossen."

„Wir sprachen nicht von Liebe, sondern von Entführungen," bemerkte Mabel streng.

„O, bitte um Entschuldigung; bedenke, das Beides gehört oft zusammen."

„Und ich wollte Dir begreiflich machen, daß es unmöglich ist, eine Frau zu achten und zu vereh-

ren, so herzlich sie zu lieben, wenn sie mit Einem durchgeht —"

„Selbst wenn man gewünscht hat, daß sie es thun soll?" unterbrach er sie mit unschuldiger Miene.

„Ja, selbst dann," versicherte Mabel mit einem Ausdruck, als habe sie die größte Erfahrung in diesen Dingen. „Leonie's Mutter ging durch und gerieth in Armuth."

„Das war unklug!" lachte Percy.

„Wie geldgierig Du Dich stellst, Percy. Nein, das war nicht das Schlimmste an der Sache."

„Darin würden Dir Mr. und Mrs. Geneste vielleicht nicht beistimmen, Mabel. Aber Du fingst an, das Beispiel ihrer Mutter als nachtheilig für Miß Geneste zu citiren. Wie meintest Du das, wenn man fragen darf?"

„Leonie hat ganz ihr unstätes Temperament. Papa will nicht einsehen, daß es ein Fehler ist und Claudio auch nicht, aber ich finde das leider. A propos, sie fragt, ob Jemand sie von der Bahn abholen wird, oder ob sie einen Wagen nehmen soll?" Mabel sah auf und wartete auf eine Antwort, die Percy jedoch nicht ertheilte, da er einsah, es sei am besten, jeden Vorschlag von seiner Frau ausgehen zu lassen.

„Wir könnten sie eben so gut holen lassen, nicht wahr?" fragte Mabel wieder.

„Ganz wie Du willst, liebe Frau."

„Ich möchte sie selbst abholen," sagte sie erfreut, „oder möchtest Du lieber allein hin?"

„Ganz gewiß nicht," antwortete er kühl.

Mabel quälte sich nun, heraus zu bekommen, warum er plötzlich so kühl geworden sei, und beruhigte oder regte sich vielmehr auf durch die Vermuthung, es sei, weil «er dächte, sie glaubte, er wolle ohne sie nach der Station fahren.» Sie verfolgte dies Thema auf den verworrenen Pfaden, welche Gedanken dieser Art in ihrem Kopf einzuschlagen pflegten, und meinte nun, wenn er es nicht gewünscht hätte, würde er nicht ärgerlich gewesen sein, daß sie ihm diesen Gedanken zugetraut habe, und so ging es weiter in künstlich selbstquälerischer Weise.

„Ich fragte nur, weil ich es wissen wollte," war ihre schwache Entschuldigung.

„Die meisten Leute fragen aus demselben Grunde," entgegnete er. „Der Grund ist keine sonderliche Empfehlung für die Bemerkung."

„Warum hat sie Dich geärgert?"

„Das weiß ich wirklich kaum, Mabel. Wann kommt sie? Wann sollen wir den Wagen schicken?"

„Morgen — nein, heute schon — nein, es ist doch erst morgen. Warum sie nur nicht heute kommt? Mir ist dies Warten und die Spannung so zuwider. Wollen wir Beide ihr entgegen fahren? Im Phaeton?“

„Ja.“

„Und am Abend, wenn es schön ist, müßten wir noch in der Nähe des Hauses mit ihr spazieren gehen; nicht wahr?“

„Das wollen wir ihr überlassen. Sie wird müde sein.“

„Nein, das ist sie niemals. Sie kann furchtbar viel Anstrengung aushalten. Wir müssen etwas thun, sie morgen Abend zu amüsiren, sonst langweilt sie sich.“

„Du hast es darauf abgesehen, sie mir als eine unbequeme, kleine, langweilige Person zu schildern,“ sagte er lachend.

„Unbequem wirst Du sie vielleicht finden, langweilig gewiß nicht, denn ich kenne Dich so gut, Percy.“

„Wie gut muß ich Dir dann gefallen,“ sagte er mit affektirter Eitelkeit, die er in dem Augenblick durchaus nicht fühlte.

Mabel ließ sich von ihrem Thema nicht abbringen.

„Nein, nein, Du wirst sie reizend finden. Alle

Leute finden Leonie reizend, und dennoch giebt sie sich nicht viel Mühe, ihnen zu gefallen."

„Sie ist!" rief er unklug aus, aber Mabel verstand die Bemerkung nicht, sondern hielt sie für unvollständig.

„Was ist sie?" unterbrach sie ihn. „Sage mir einmal, bitte, bitte, wie Du über sie denkst. Es interessirt mich so, zu hören, wie die Leute wirklich über Leonie denken, — weil sie Claudio's Frau wird."

Er stand auf, nahm ihre hübschen, schlanken Finger in die seinen, hob sie damit vom Stuhl auf und sagte: „Soll ich Dir sagen, was sie mir ist? — Eine große Unannehmlichkeit bis jetzt, das versichere ich Dir. Sowie von ihr gesprochen wird, wirst Du kribbelig und verstimmt obendrein."

„Dann bin ich Dir unangenehm, nicht Leonie."

„Aber, liebstes Kind, was kann ich Dir sagen, das Du nicht in irgend einer Weise verdrehst, bis es Deiner Würde zu nahe tritt?" fragte er lachend. „Komm und laß Dir meine letzten Stanzen vorlesen; laß mir Deine Kritik angedeihen, beschneide meine zu üppig wuchernden Verse, und mildere den zu großen Bilderreichthum, damit er einem anderen Ohr wohlgefällig ist."

„Sage es mir lieber in einfachen Worten, was

Du willst," entgegnete sie mürrisch. „Du redest mit mir, als ob ich ein Kind oder blödsinnig wäre. Wenn Leonie hier wäre, würdest Du sie in sehr anderer Art bitten, Dir zuzuhören."

„Du bist wirklich fast zu quälerisch," sagte er ungeduldig, ließ ihre Hände los und wendete sich unwillig ab. „Ich habe Alles zu Dir gesagt, was ein Mann thun kann, um Dir zu gefallen. Ich war ein Thor, mit zu scherzen, und Du belohnst mich durch einen scharfen Verweis, als es anfing, mir Freude zu machen. Schon einmal habe ich Dir gesagt, daß das Gefühl, welches Du in Bezug auf Miß Geneste herauf beschwörst, sich zu rasender Eifersucht steigern kann, wenn Du es nicht im Zaum hältst. Es entwickelt sich schon jetzt dazu. Was habe ich gethan, es zu verursachen, Mabel?"

„O, nun bist Du böse, Percy," jammerte Mabel, „und Du weißt doch, daß ich das nicht aushalten kann. Ich fühle mich durchaus nicht wohl, und Du wirst gleich ärgerlich auf mich, wenn ich das unschuldigste Wort sage. Eifersüchtig bin ich gar nicht auf Leonie; wie sollte ich Dich oder sie durch solch einen Verdacht beleidigen? Aber ich wünsche, daß Du Deine besten Bemerkungen in Deiner liebenswürdigsten Art zu mir und nicht zu ihr machst."

Er trat plötzlich zu ihr und stellte sich so dicht

neben sie, daß sie den Kopf erheben und zu ihm aufblicken mußte. „Mabel," begann er, „höre mich und beherzige dies eine Mal meine Worte. Du hast es Dir angewöhnt, mich als einen leichtfertigen, gutmüthigen Menschen anzusehen, der jeden Genuß mitnimmt, der sich ihm bietet und keinen Gedanken auf die Zukunft verwendet. Du hast diese Ansicht angenommen, weil ich in meinen Gedichten gelegentlich gegen die «Fesseln der Gesellschaft» gepredigt habe, und meinst nun, ich würde in meinem Leben gegen jedes Gebot der Schicklichkeit zu Felde ziehen. Laß mich Dir sagen, daß Du Dich darin irrst. Ich bin nie so leichtsinnig gewesen, als Du Dir einbildest, und trotzdem ich Gedichte mache, habe ich eine tiefe und ernste Ansicht von vielen Dingen. Suche Dich davon zu überzeugen, daß ich Dich liebe und Achtung vor mir selbst habe."

„Warum sagst Du mir das, Percy?"

„Warum ich es sage? Wohl, magst Du danach fragen? Warum ich es sage, warum ich es der Frau vorhalten muß, die ich geheirathet habe! Es bringt mich zur Verzweiflung, daß ich Dir diese Dinge sagen muß. Du solltest stolz auf mich und für mich sein, und ich muß mich vor Dir entschuldigen!"

„O, Percy!" jammerte sie und er fuhr heftig fort:

„Ja, dazu zwingst Du mich. Es ist nicht so sehr Deine Schuld, es ist Dein Unglück. Du kannst nicht dafür, Kind, es ist ein neckisches Geschick, das dies Gewebe der Zwietracht zwischen uns gespannt hat. Du hast nicht den vollen Glauben an Das, was das Beste in mir ist, und ich kann Dir diesen Mangel an Glauben nicht ganz vergeben.“

Sie stand auf und trat zu ihm; sie sah so lieblich, sanft und weiblich aus, daß man ihr nicht lange zürnen konnte. „Nimm es noch nicht streng, Percy,“ flüsterte sie, „wir sind ja erst so kurze Zeit verheirathet, und ich liebe Dich so sehr, so sehr, obgleich ich meine Liebe vielleicht nicht auf die rechte Weise zu zeigen vermag. Wie Anthony Trollope in einer der reizendsten seiner reizenden Geschichten fragt: «Kannst Du ihr vergeben?»“

„So vollständig, als ob Du todt wärst und «reumüthig heimgekehrt»,“ antwortete er und citirte ein Lieblingswort von Mabel, eine Lieblingsstelle aller Derjenigen, die Melodie und Meredith lieben.

Mabel kam nun auf die ursprüngliche Streitfrage zurück, wie Leonie abgeholt werden solle, in einer Art, die sehr kleinlich und frauenhaft war.

„Wenn Du jetzt nicht fährst, so glaube ich, daß Du immer noch böse auf mich bist,“ erklärte sie.

„Ja, ich will gehen.“

„Aber allein.“

„Ganz wie Du es passend findest,“ antwortete er und wurde roth.

„Ja, allein finde ich am besten,“ fuhr sie eifrig fort, sich selbst überredend. „Allein, Percy, und ich will Dir auch sagen, warum. Der Phaeton ist so ungemüthlich, und darin mußt Du Leonie abholen. Ich würde natürlich hinten sitzen und von der Unterhaltung abgeschnitten sein.“

„Daß Du hinten säßest, wäre nicht unbedingt nöthig, aber wenn sie da sitzt, würde sie von der Unterhaltung ausgeschlossen sein.“

„Nein, Percy, nein. Ich würde thun, was sich schickt und meinem Gast den Ehrenplatz überlassen, und dann würde ich mich hinten langweilen. Ich wünsche wirklich, daß Du sie allein abholst; willst Du es thun?“

„Ich ergebe mich.“

„O, Percy, das ist mir schrecklich, daß Du das sagst. Es klingt so, als dächtest Du, es wäre mir nicht recht, daß Du Dich auf sie freutest. Und doch sollte das der Fall sein, und Du müßtest —“

„Was?“ unterbrach er sie.

„Du müßtest Dich auf sie freuen, denn sie wird Deine Schwägerin, und wenn Du sie nicht gern hättest —“ Er wendete sich unwillig ab und sie

fuhr fort: „Ich will ja nichts sagen, ich meine ja nichts. O, Percy, fange nur nicht an, mich zu hassen, weil ich Dich so liebe, daß ich Dich manchmal quäle.“

„Du fühlst also, daß dies Alles mich quälen muß?“ fragte er ziemlich freundlich.

„Ja, und ich bereue es sehr.“ Die Reue würde ihr nicht viel geholfen haben, wenn sie Mabel nicht blasser und hübscher als vorher gemacht hätte, und daher rührte ihn die Reue.

„Was für ein thörichtes Ehepaar wir sind, nicht wahr, Mabel?“ rief er und küßte sie. „Weißt Du nicht, daß jede Stunde, die wir verlieren, unsere Fähigkeit verringert, das Leben, die Liebe und alles Schöne zu genießen? Wir verschwenden die goldenen Morgenstunden unseres Lebens mit diesen Zänkereien. Besser wäre es, wie ich schon früher gesagt, wenn wir den Wahlspruch «carpe diem» befolgten.“

„Das hast Du nie zu mir gesagt,“ antwortete sie vorwurfsvoll. „Siehst Du, Percy, das ist es ja — das ist die unausgefüllte Kluft zwischen uns. Ich habe nie solche Sachen von anderen Männern gehört, wie Du sie zu anderen Frauen gesagt hast, und darum erscheine ich Dir anspruchsvoll und quälerisch, und kann meine Gefühle nicht aussprechen, ohne Dich zu ärgern.“

„Ich habe Vielerlei gesagt, aber nichts ist mir so ernst gewesen, als das Wort, Mabel, ich liebe Dich," antwortete er innig. Und er liebte sie in diesem Augenblick wirklich zärtlich, und sie hielt in ihrer Hand die Macht, sich diese Liebe durch alle Zeiten zu bewahren, wenn sie den Zauber richtig anwendete. Aber diese Einsicht, diese Erkenntniß, was sie thun müsse, war ihr nicht gegeben. Sie wagte sich heraus aus ihrer festen Burg, aus ihrer Liebe für ihn und quälte ihn mit ihrer Besorgniß, was er bei Leonie's Kommen möglicherweise fühlen und thun könne.

Sechstes Capitel.

Beruhigt.

Leonie hatte einen plötzlichen Anfall sehr übler Laune, als sie sich auf die Reise machte. So gern sie die beiden Menschen hatte, zu denen sie ging, so ungern ging sie zu ihnen. Sie fühlte instinktmäßig, daß, ehe die stillwirkende Zeit das Paar fest ineinander gefügt habe, es fraglos besser sei, wenn sie fern von Ihnen bliebe. Die klar blickende Leonie erkannte Mabel's Schwächen vollkommen, sie wußte, daß die junge Frau, in der Fülle ihrer

Liebe für ihren Gatten, ihm und sich abwechselnd Unrecht thun würde. Sie wußte, daß Mabel ihn in einem Augenblick unnöthig quälen, im nächsten eben so machtlos in dem Ausdruck ihrer Reue sein würde, nur aus dem Verlangen, das Geschehene gut zu machen. Nicht diese Bedenken allein bedrückten Leonie, als sie ihre Reise auf der großen Westbahn früh an einem hellen Sommermorgen antrat. Sie hatte am vorhergehenden Tage einen Brief von Claudio erhalten, einen liebeglühenden, leidenschaftlichen Brief, der ein Balsam für das Herz jedes Mädchens gewesen wäre, welche diese Gefühle im selben Maße erwidern konnte. Aber das vermochte Leonie nicht. Sie war sich bewußt, Claudio herzlich gern zu haben, ihn zu ehren, ihm zu gehorchen, aber sie konnte ihm nicht ein dem seinen gleiches Gefühl entgegen bringen. Das Bewußtsein, daß sie dessen nicht fähig sei, quälte sie mehr in Bezug darauf, daß sie Claudio so nicht würde genügen können, als wegen der Sorge über ihre eigenen unbefriedigten Herzensbedürfnisse.

Zu diesem Kummer über ihre eigenen Angelegenheiten hatte sie den Schmerz gehabt, Mrs. Pollock in ihrer schwersten und trübsten Stunde zu sehen, nämlich bei ihrer Rückkehr zu ihrer Mutter, nachdem sie aus dem Hause ihres Gatten verbannt

worden war. Leonie war den Nachmittag über bei Mrs. Burgoyne gewesen und hatte mit liebenswürdiger Geduld die Klagen der alten Dame über Percy's verfehltes Schicksal angehört.

„Es wird mir schwer, es auszusprechen, aber ich kann nicht anders," bemerkte die alte Frau, ohne im Mindesten dazu aufgefordert zu sein, „ich muß zugeben, daß Percy Alles vergeudet hat — Zeit, Talent, Geld und — Gelegenheit; und nun spricht er davon, eine Laufbahn zu beginnen, welche überreichen Anlaß zur Verschwendung bietet. Ja, wenn er unverheirathet wäre, dann ließe ich es mir gefallen, aber als Ehemann, fürchte ich, wird es sein Unglück sein, wenn er die Stelle erhält, um die er sich bewerben will."

„Es ist immer besser als Unthätigkeit," tröstete Leonie.

„Hätte er eine Frau, die ihn verstehen, seine Interessen theilen könnte, brauchte er kein müßiges Leben zu führen; aber darin gerade besteht Mabel's Schwäche. Wenn ihm die richtige Ermuthigung zu Theil würde, dann arbeitete Percy und arbeitete mit Erfolg in seinem Beruf — und das ist nun einmal die Dichtkunst. Ja, liebe Leonie, wenn —" sie unterbrach sich, seufzte ungeduldig und Leonie entgegnete hastig:

„Glauben Sie nicht, daß Mabel unfähig ist, ihn zu verstehen und Theil an seinen Arbeiten zu nehmen. Sie sollten nur ihre liebevolle Anerkennung über das Sommerlied hören. Nach ihr zu urtheilen, steht es weit über dem «Endymion» von Keats."

„Sie haben mir nicht ein Wort davon geschrieben," erwiderte die Mutter eifersüchtig. „Percy hätte mir auch schreiben können, was er jetzt arbeitet. Nun, was sagt Mabel von dem Gedicht?"

Leonie zog den Brief aus der Tasche, aber sie öffnete ihn zögernd, denn es fiel ihr ein, daß die junge Mrs. Burgoyne Ausdrücke in Bezug auf ihre Schwiegermutter brauchte, die nicht dazu geeignet waren, die Beiden zusammen zu bringen, sollten sie der Betreffenden zu Ohren kommen. „Der Brief ist sehr lang und kreuzweis überschrieben," entschuldigte Leonie, „ich werde die Stelle heraussuchen, in der sie von Percy's Gedicht schreibt, und sie Ihnen vorlesen." Sie suchte die dem Leser schon von früher bekannte Lobpreisung und las sie mit einer Stimme vor, in der Mabel's Bewunderung für ihren Gatten sehr natürlich und tiefempfunden klang.

„Eine abscheuliche Gewohnheit, die Briefe kreuzweis zu überschreiben," sagte Mrs. Burgoyne trocken, als Leonie geendet hatte. „Wenn ich einen Brief öffne und sehe, daß er so geschrieben ist, lege ich

ihn gewöhnlich fort, ohne ihn zu lesen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß nie etwas Vernünftiges in solchen Briefen steht." Dann streckte sie die Hand aus, um Mabel's Brief zu nehmen, und Leonie mußte sich ihrer alten Gönnerin nochmals widersetzen.

„Nein, nein, Sie sollen Ihrer Höflichkeit keinen Zwang auferlegen und diesen Brief lesen," sagte sie lachend und steckte ihn schnell in die Tasche. „Ich fand ihn sehr lesenswerth, denn Mabel hat so große Ansprüche an meine Liebe."

„Sind Sie auch ganz gewiß, daß es ihr einen stärkeren Anspruch auf Ihre Zuneigung giebt, Claudio Hamilton's Schwester zu sein?"

„Ganz gewiß."

„Und Sie meinen, daß Mabel dies Gefühl eben so voll und warm erwidert?"

„Das hoffe ich, glaube ich." Leonie schien mit sich selbst zu sprechen, sie hielt den Kopf gesenkt und die Augen blickten träumerisch, fast traurig vor sich hin. Mrs. Burgoyne sah sie eine Weile lang schweigend an und sagte dann bitter: „Die Welt ist voll von Widerwärtigkeiten, Sorgen und Enttäuschungen. Ich habe nichts Anderes mein ganzes Leben über gekannt, und so wird es wohl bis zu Ende gehen."

„An Vielem sind wir selbst schuld,“ entgegnete Leonie. Es war ein Gemeinplatz, aber Mrs. Burgoyne's Mißgeschicke interessirten sie nicht genug, um sie zu einer eingehenden Antwort zu veranlassen. „Man handelt entweder schwach oder unrecht, und klagt dann ungerechterweise über die natürlichen Folgen des eigenen Verhaltens.“

„Haben Sie unrecht gehandelt?“

„Ich habe keine Sorgen,“ rief Leonie schnell — „oder nur eine,“ ergänzte sie erröthend, als ihr Claudio's Abwesenheit einfiel.

„Ein großes Leid — ein lebenslängliches.“

„Fünf Jahre sind keine Lebenszeit,“ erwiderte Leonie, stand auf, trat an's Fenster, stützte den Arm dagegen und lehnte den Kopf müde in die Hand, als Mrs. Burgoyne antwortete: „Fünf Jahre sind allerdings keine Lebenszeit: aber nach Verlauf derselben wird Ihr Kummer nicht vergehen, im Gegentheil meine ich, wird er zunehmen. Nein, brausen Sie nicht auf, leugnen Sie es nicht, das bringt mich nicht von meiner Ansicht ab. Ich bin auch jung gewesen, Leonie, — Sie vergessen das. Ich weiß, welche Kennzeichen die Liebe verkündigen — und die habe ich an Ihnen, Claudio Hamilton gegenüber, nicht bemerkt. Unrecht haben Sie nicht gehandelt, aber schwach, sehr schwach.“

Leonie raffte mit Anstrengung ihren Muth zusammen und sagte so sorglos als möglich:

„Ich habe immer gehört, daß, wenn Damen zu lange allein miteinander reden, sie auf große Thorheiten kommen. Der Vorwurf trifft uns Beide, denn Sie haben unberechtigte, romantische Anforderungen zur Sprache gebracht und ich Ihnen allzu lange schon zugehört. Wenn ich aus Rosenau zurück komme, werden wir über bessere Dinge zu sprechen wissen.“

Als Leonie dies sagte, hörten sie das Rollen von Rädern, und plötzlich hielt die Droschke mit Franziska und den Kindern vor der Thür.

„Da kommt Mrs. Pollock!“ rief Leonie.

„Was für eine merkwürdige Zeit für Franziska, den weiten Weg zu machen!“ meinte Mrs. Burgoyne unzufrieden, „und gar die Kinder mitzubringen, die sie dann mit dem späten Abendzuge zurücknehmen muß.“

„Ich glaube, sie will die Nacht über bleiben,“ meinte Leonie, „sie hat mehrere Koffer mit.“

„Dann ist es um so rücksichtsloser.“

Mrs. Burgoyne stand auf, ging nach der Thür, durch die im selben Augenblick Franziska eintrat. Sie hatte Leonie nicht bemerkt und sagte: „Ich komme zu Dir, Mama — und für immer!“

„Gott im Himmel, Franziska, Du bist wohl verrückt!“ rief Mrs. Burgoyne entsetzt, und vergaß ganz, daß sie selbst der Tochter einst zugeredet hatte, ihren Mann zu verlassen. „Was meinst Du eigentlich? Was bedeutet dieses Alles?“

„Daß — daß ich sehr unglücklich bin. O, sei nur einmal mild gegen mich, Mutter,“ bat sie mit schmerzbewegter Stimme. Leonie trat zu ihr, und das schöne Haupt, auf dem eine so schwere Sorge lastete, fand eine Zufluchtsstätte an des Mädchens Schulter, und in dieser Stellung berichtete die arme Frau ihr Unglück und ihre Schmach. Denn es war eine Schmach für sie, zu sagen, wie sie von einem verborgenen Feind besiegt sei, durch eine unnahbare Schlange, die im Besitz des Hauses blieb, aus dem sie verbannt worden. Es war eine Schmach für sie, eingestehen zu müssen, daß sie dem Manne, mit dem sie so lange gelebt, so grenzenlos gleichgültig geworden war, daß er sie fortzuschicken vermochte, aus keinem anderen Grunde, als wegen eines kurzen Augenblicks von Heftigkeit über sein kränkendes Betragen gegen sie. Dies Alles erzählen zu müssen, war eine schwere Schmach für sie, und wenn sie ihn auch ursprünglich nicht geliebt hatte, schmerzte sie es doch tief, ihm gar nichts mehr zu sein.

Es ist fast unnöthig zu sagen, daß Mrs. Burgoyne über die Trennung, zu der sie einst so dringend zugeredet hatte, mehr Zorn als Schmerz fühlte: „Wenn Franziska ihn freiwillig verlassen hätte, wie ich ihr damals rieth, so hätte ich mein Haupt stolz erheben können, so aber —“ Sie ließ eine beredte Lücke über ihre Absichten, nach der Uneingeweihte hätten meinen können, sie beabsichtige es jetzt in den Staub herab zu beugen. Ihre Zuhörer kannten sie indessen und Leonie hatte den Muth zu erwidern: „Wenn sie ihn freiwillig verlassen hätte, wäre sie nicht schuldlos, mit einem Wort, sie wäre nicht sie selbst gewesen; Sie, Mrs. Burgoyne, werden das bald am besten fühlen. Wie es jetzt ist, kann noch Alles mit der Zeit gut werden; und das könnte nicht geschehen, wäre Franziska sich selbst untreu geworden.“

„Ich kann nicht zurück — wenn Sie das darunter meinen,“ antwortete Franziska mit traurigem Kopfschütteln. „Zurück kann ich nicht, das ist vorbei. Gottfried's ganze Natur scheint sich verändert zu haben.“ Ihre Thränen flossen jetzt reichlich, sie schuldigte sich an, das erste Unrecht begangen zu haben und beschwor Leonie, nicht ohne Neigung zu heirathen.

„Thun Sie es nicht, thun Sie es nicht! Ich

kann mehr ertragen, als Sie; ich habe es nicht durchführen können, Leonie, und Sie würden dabei Ihr Herz und das seine brechen."

„Ich will die Kinder heraufnehmen und das Kleine in Schlaf zu bringen suchen," sagte Leonie nur darauf, und dies erinnerte Mrs. Burgoyne, daß sie Vorbereitungen für die unerwarteten Gäste treffen müsse. Als Leonie hörte, mit welchen kläglichen Seufzern Mrs. Burgoyne ihre Anordnungen begleitete, wünschte sie von ganzem Herzen, daß sie bei Percy's Schwester bleiben und ihr über die erste Zeit ihres schweren Kummers hätte forthelfen dürfen, statt fortzureisen und Percy's frischen Liebestraum zu unterbrechen.

Man wird es daher begreiflich finden, daß Leonie nicht guter Stimmung war, als sie sich auf die Reise begab. Aber als sie die malerische Station, dicht bei einer epheuumrankten Brücke, erreichte, die fünf englische Meilen von Rosenau entfernt war, übten ihre Jugend und das herrliche Wetter den erheiterndsten Einfluß auf sie. Sie fühlte, daß das Leben doch schön sei, trotz Mrs. Pollock's Unglück und Claudio's Unzufriedenheit über die Wärme ihres Gefühls. Die frühere Heiterkeit strahlte wieder aus ihren Augen, als sie an dem Perron hielten. Sie hatte nicht geschrieben,

daß Mabel sie abholen möge, aber sie vermuthete, daß die Freundin es thun würde.

„Es ist besser so," dachte sie, seufzte aber doch ein wenig enttäuscht, als sie endlich in dem Phaeton hinter einem Paar schönen Pferden saß.

„Besser so; wenn Leute, die man gern hat, Einen vom Bahnhofe abholen, möchte man sie küssen, und kann es nicht." Dann beschäftigte sie sich damit, sich die Gegend anzusehen und fand, daß Mabel's Schilderung nicht übertrieben sei.

Sie hatte keinen Grund anzunehmen, daß sie ein unwillkommener Gast wäre. Sobald die Gartenthür geöffnet wurde, eilten ihre Wirthe die Treppe herab, und in der Eile, ihren Gast zu begrüßen, beschädigten sie die üppige Westeria, deren Zweige durch die vielen halbgeöffneten Blüthen tief herabhingen.

Mabel sah strahlend von Glück aus; sie war auf Herkules geritten und Percy hatte sie stundenlang im Walde mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Er schlug mit weiser Berechnung seiner Frau diesen Ausflug vor und befürwortete ihn durch die Angabe, daß es für Leonie angenehmer sei, sie zuerst in ihrer reizenden Häuslichkeit, als auf dem ungemüthlichen Bahnhofe zu sehen. Zum Lohn dafür hatte Mabel auch nicht ein einziges

«Gespenst» heraufbeschworen, wie Percy ihre schlecht verhüllten Anspielungen und unbestimmten Befürchtungen nannte. Sie war liebevoll, sanft, mild und dabei reizend anzusehen gewesen, stimmte also vollkommen mit dem Wetter und der Gegend, die sie durchstreiften, überein. Und er hatte sie behandelt, wie Männer seiner Art leicht jeder anmuthigen und schönen Frau begegnen, nämlich mit der ehrerbietigen Innigkeit, welche die Empfängerin solcher Verehrung häufig zu der gefährlichen Annahme bringt, daß sie die Erste, die Einzige sei, welche sein Herz je gesucht habe.

Nur eine der drei Personen, die sich an der grün berankten Gartenthür trafen, hatte die Gewohnheit, sich selbst zu prüfen, und das war Leonie Geneste. Sie hatte in den letzten Monaten gelernt, sehr ernst über das Leben zu denken und über die Verpflichtungen, die es uns auferlegt. Es kam ihr nicht mehr in den Sinn, jede Stunde auszukosten und Anderen die Sorge zu überlassen, die daraus entstehenden Verwickelungen so gut es ging zu lösen. Noch auf ihrer Reise nach Rosenau hatte sie Zweifel gehegt über das, was ihr selbst und Anderen Schwierigkeiten bereiten könne. Sie kannte Mabel ziemlich genau, sowie Percy's beste und schwächste Seiten, und vor Allem kannte sie sich

selbst. Sie wußte, daß sie sich unter allen Umständen vertrauen durfte, stets das zu thun, was recht und edel sei, welchen Kampf es sie auch kostete.

Der Zweifel und die Schwierigkeit, die sie sich zu vergegenwärtigen suchte, betraf ihre eigenen Gefühle für den Gatten ihrer Freundin und seine ehemaligen Empfindungen für sie. Ihrer selbst war sie ganz sicher; ihr Gefühl für ihn war jetzt und auch früher nie wärmer gewesen, als es bei Claudio's zukünftiger Frau für Mabel's Mann hätte sein dürfen. Sie gab sich in dieser Beziehung keiner falschen Sicherheit hin, denn sie gestand sich gleichzeitig, daß, wären sie Beide frei gewesen, zu der Zeit, als sie sich kennen lernten, so würde er der Mann gewesen sein, der ihr eine wärmere Liebe als Claudio eingeflößt hätte. Aber das, was hätte sein können, war nicht, und Leonie fand keinen Grund, darüber zu klagen. Für Percy und Mabel dagegen war sie weniger zufrieden damit. Sie hatte sich resignirt, daß ihrem Leben die herrlichste Blüthe fehlen sollte. Allein ihrer großmüthigen Natur bereitete es Schmerz, daß Andere ähnliche Entbehrungen zu tragen haben sollten. Es that ihr mehr Leid, als sie sagen konnte, daß auch über Percy's und Mabel's Glück ein Schatten lag, den

die müßige Laune des Mannes hervorgerufen hatte, und den die unbegründeten Befürchtungen der Frau verstärkten. Nun sie von den Beiden fast gezwungen worden war, zu ihnen zu kommen, beschloß sie ihnen in harmloser Art den Beweis zu liefern, daß die Laune und die Befürchtung gleich unbegründet sei.

Die erste, stürmische Begrüßung war kaum vorbei, als Leonie sich bewußt war, daß sie alle Sorge für sich selbst fahren lassen dürfe. Er, etwas erhitzt und aufgeregt, spielte zum ersten Male den Wirth einem liebenswürdigen Gast gegenüber, war so ganz junger Ehemann, Hausherr, und nicht anders, daß Leonie ihm dafür im Herzen dankte. Es lag etwas Beseligendes für das Mädchen in dem freudigen Schlagen ihres eigenen Herzens, als sie sah, mit welcher Unbefangenheit und Zärtlichkeit Mrs. Burgoyne seine Frau näher an sich zog und sie die Hand auf seinen Arm legte, während sie die Stufen herab stiegen. Es beruhigte sie unaussprechlich, zu sehen, daß die innige Liebe auf der einen Seite stark genug war, um ein ähnliches Gefühl in dem Anderen zu erwecken! Hier bei diesem Ehepaar, in diesem Hause herrschte Friede, Liebe und Eintracht, trotzdem, was vorangegangen war und was auch seine Mutter im Gegensatze hierzu prophezeihete.

Sie war nun froh, gekommen zu sein, denn bis dahin hatten die Worte, die er im Garten seiner Mutter zu ihr gesprochen, sie gekränkt und beunruhigt. Es war ihr nachher angst um ihn, um Mabel und vor Allem um sich selbst geworden. Sie hatte den Erforscher aller Herzen angefleht, sie zu bewahren, daß die Worte, die in gesellschaftlicher Beziehung ihr angenehm und schmeichelhaft sein konnten, keine Stelle in ihrem Herzen finden möchten. Ihr Gebet fand Erhörung. Denn sie dachte an jene Stunde des Zweifels und der Erregung als an eine Versuchung und Demüthigung, deren sie sich nicht ohne tiefe Beschämung erinnern und die nur gebüßt werden konnte dadurch, daß sie Alles aus ihrem Gedächtniß verbannte, was zu ihrer Entschuldigung beigetragen hätte. Denn es war nicht ihre Art, den Mann zu tadeln, um sich selbst von Schuld freizusprechen. Ohne Zögern nahm sie ihr Theil der Schuld auf sich und gestand zu, daß wenn sie stärker, er weniger schwach gewesen wäre. Sie hatte in der Erinnerung viel weiches Mitgefühl für den Antheil, den er an jener schmerzlichen Scene gehabt; für das, was sie selbst betraf, kannte sie keine Entschuldigung. Jetzt klopfte ihr Herz freudig und gesund, als sie bei ihrer Ankunft sah, daß er des Mitleids nicht bedürfe, daß die Liebe

seiner Frau ihn so ausfülle, daß er der Vergangenheit keinen Gedanken schenkte.

Denn so hoffte und glaubte sie, daß die Sachen ständen. Ihr warmes Herz verlangte die höchste Form des Glücks für alle Menschen, die sie liebte, und sie trug diesem Paar ein so volles und reines Gefühl entgegen, daß sie sich mit keiner untergeordneten Art von Befriedigung für sie begnügen konnte. Ihr selbst freilich mochte jenes höchste Glück nie zu Theil werden, und was sie bei ihrer Selbstlosigkeit noch mehr drückte, auch Claudio nicht. Allein das vermochte ihre Freude nicht zu stören, Percy und Mabel glücklich zu sehen. Sie führten sie im Triumph herein, auch Cavac, der sich auf dem Lande ganz zur Familie rechnete. Wie bei ihrer Ankunft in Penge Place mußte sie das Haus in Augenschein nehmen und alle bestehenden Einrichtungen loben. Aber den Garten! mit den sanft absteigenden Rasenplätzen, den Schlangenwegen, die unmerklich zum Fluß hinab führten, den wollte Leonie vor Allem sehen, und dorthin wünschten auch ihre Wirthe sie am meisten zu führen.

„Wenn wir dinirt haben, müssen wir ein kleines Plauderstündchen halten und dann einen weiten Spaziergang machen, Leonie,“ sagte Mabel, als sie ihren Gast in das Fremdenzimmer führte.

„Kehre die Sache lieber um, Mabel," bat Leonie. „Wir wollen eine lange Plauderstunde machen und den Gang auf morgen lassen. Ich bin müde, denn ich hatte gestern einen recht angreifenden Tag," und nun berichtete sie Franziska's trauriges Geschick.

„Wie, sie hat ihren Mann verlassen?" rief Mabel erschrocken. „Was wird Percy dazu sagen! Das hätte sie nicht thun müssen. Ich liebe Franziska ja sehr, aber ich finde das unrecht, und Percy wird gewiß ebenso denken."

„Es wird ihm sehr leid thun — ganz gewiß, aber für ein Unrecht wird er es nicht halten."

„O, Leonie, es giebt nichts, das eine Frau berechtigt, ihren Mann zu verlassen, nichts — auch nicht die schlechteste Behandlung, die er ihr zu Theil werden läßt."

„Die arme Mrs. Pollock ist sehr schlecht behandelt worden, wenn vielleicht auch nicht in der Weise, die man für gewöhnlich unter diesem Ausdruck versteht. Sie ist auf stille und unerbittliche Art gemartert worden; und aus den Worten, die sie sprach, als sie den tiefsten Schmerz fühlte, hat man ihr Verbannungsurtheil gemacht.

„Ehe nicht das Schlimmste, das Allerschlimmste ihr angethan war, hätte sie nicht ihren Mann ver-

lassen dürfen," sagte Mabel, und wurde roth. „Ich werde sie immer deshalb tadeln müssen."

„Richte sie nicht, liebe Mabel, Du kannst es wirklich nicht," antwortete Leonie, hörte auf, sich zu kämmen, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und preßte die kleinen Hände gewaltsam ineinander. „Du, die Du angebetet, verwöhnt, bewundert wirst, kannst eine Frau nicht richten, die so geringschätzig behandelt ist, wie die arme Mrs. Pollock. Ich sage Dir, Du kannst wirklich nicht darüber urtheilen."

„Und ich als verheirathete Frau sage Dir dagegen, daß es besser für sie gewesen wäre, fünfzigmal mehr von ihm zu dulden, als die schwache Erleichterung zu suchen, welche die Trennung von ihm ihr geben mag. Sieh, sie verstößt dadurch gegen menschliches und göttliches Gesetz, wenn sie es ohne genügende Ursache thut."

„Es ist so leicht, hart zu urtheilen," fuhr Leonie fort, ohne sich beirren zu lassen; „und es ist so hart zu sagen, daß ein Anderer sich nicht genug gefallen läßt und wie viel er sich überhaupt gefallen lassen sollte. Ich kann nur Schmerz empfinden über Andre, die Unrecht thun, und beten, daß ich vor der Versuchung bewahrt bleibe. Hart darüber zu urtheilen vermag ich nicht; und außerdem hat Mrs. Pollock ja nichts Böses gethan."

„Ja, sie hat gefehlt, Leonie — das hat sie,“ sagte Mabel. „Geduldig ist sie gewesen, aber sie hätte geduldiger sein müssen. Nur die Gewißheit, in ihrer Frauenehre gekränkt zu sein, konnte sie rechtfertigen, diesen Schritt zu thun; und die Gewißheit hat sie nicht. Sie hat gefehlt, schwer gefehlt, und sie kann den Schritt, den sie gethan, nicht zurücknehmen. Ich gebe Dir gern zu, daß man mild und liebreich richten soll, aber ich kann nicht gegen mein Rechtsgefühl urtheilen und sagen, Franziska hat richtig gehandelt, da sie gegen das verstößt, das uns als Recht gelehrt wird. Sie hätte an ihre Kinder denken sollen.“

„Du süße, kleine, strenge, englische Matrone!“ rief Leonie, sprang auf und küßte Mabel auf die reine, weiße Stirn. „Ich liebe Dich um dieser Worte willen; aber Du vergißt nur das Eine: Du hast aus Liebe geheirathet, Franziska nicht. Wenn sie wirklich gefehlt hat, so sei ein milder Richter; wir besitzen dafür ein erhabenes Vorbild.“

„Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich irgend Jemand hart beurtheile,“ entgegnete Mabel mit ihrem freundlichen, selbstzufriedenen Lächeln. „Aber Franziska's Fehler geht mich näher an als Dich; denn, siehst Du, sie ist meines Mannes Schwester,“ und die junge Ehefrau richtete sich mit einem Stolz

auf ihre neue Würde in die Höhe, der ihr außerordentlich gut stand.

„Von einer Sache bin ich überzeugt, nämlich, daß die nahe Verwandtschaft Dich um so freundlicher zu ihr machen wird, wenn Ihr zusammen kommt. Sie bedarf jetzt liebevoller Behandlung, das weiß Gott!“

Mrs. Burgoyne stieg jetzt ein paar Stufen von ihrem Thron herab und sagte:

„Durch Franziska habe ich Percy kennen gelernt, das werde ich ihr nie vergessen. Es ist noch nicht ein Jahr her, da war sie unserer Meinung nach glücklich und in guten Verhältnissen; und doch bereitete sich schon damals Alles vor. Ich möchte wissen, wie es mir über ein Jahr gehen wird.“

„So glücklich wie jetzt, mehr kann ich Dir nicht wünschen,“ sagte Leonie. „Ich kann mir denken, daß Du nun Mrs. Burgoyne von seiner Schwester erzählen willst, und ich werde dann um so schneller mit dem Anziehen fertig.“

„Willst Du es ihm nicht erzählen?“

„Mabel, was müßte er von mir denken, wenn ich diese Angelegenheit ohne Deine Vermittelung berührte? Nein, liebste Mabel, und wenn irgend etwas die Sache für ihn weniger schmerzlich machen kann, so ist es der Umstand, daß er sie aus Dei-

nem Munde erfährt. Du kannst Franziska's beste Fürsprecherin bei ihrem Bruder sein, weil er Deine Meinung zur seinigen machen wird."

„Ich will gehen und es ihm sagen, aber es wird dem armen Jungen den ganzen Mittag verderben."

Damit verließ Mabel das Zimmer und nahm die feste Ueberzeugung mit sich, daß es Percy zum Lobe gereichen würde, wenn er seiner Schwester beistände, daß er es aber nicht ohne ihre, nämlich seiner Frau Anregung thun würde. Leonie's letzte Worte hatten die Gefühle der jungen Frau in manchen Beziehungen beträchtlich umgestimmt. Sie meinte, daß Leonie recht gehabt habe, sie Franziska's beste Freundin zu nennen, und es selbstverständlich zu finden, daß Percy jeden ihrer Wünsche befolgen werde. Sie beschloß, daß in Bezug auf seine Schwester sie ihn nur zu den freundlichsten Maßregeln bestimmen wolle. Denn wenn es auch ein unverzeihliches Unrecht von einer Frau sei, ihren Mann zu verlassen, müsse man doch hier mildernde Umstände annehmen. Dadurch, daß man das Vorhandensein guter Vorsätze als selbstverständlich annimmt, werden dieselben viel häufiger hervorgerufen, als diejenigen Leute meinen, die sich hartnäckig gegen die Annahme sträuben, daß die Men-

schen im Allgemeinen gute Absichten haben, wenn ihre Handlungen damit auch nicht immer übereinstimmen.

Es lag ein anderer Zug in Mabel's Gesicht, als Mrs. Burgoyne je darin bemerkt, wie sie nun zu ihm in den Garten trat. Ihr Blick war ernst, weder anklagend, noch so zärtlich. Es lag ein Ausdruck darin, der die rührende Schönheit der blauen Augen und der klaren, weißen Stirn veredelte, und dem Lächeln, das um die rosigen, kindlichen Lippen spielte, eine tiefere Bedeutung gab.

„Sind die vertraulichen Mittheilungen, die beim Wiedersehen von zwei Freundinnen stets eine so große Rolle spielen, schon erschöpft, mein Kind?" fragte er. „Oder hast Du Dich der ewigen Wahrheit erinnert, daß der Mensch essen muß, und aus dem Grunde den Rest von Geheimnissen bis nach dem Dessert aufgespart?"

„Wir haben von etwas gesprochen, das mich sehr traurig gemacht hat; so traurig, daß ich das Essen fast vergessen hatte," sagte sie, nahm den angebotenen Arm und führte ihn vom Hause fort. „In fünf Minuten ist Leonie und das Diner fertig, vorher muß ich Dir aber noch eine sehr schlechte Nachricht mittheilen, lieber Percy."

„Dein Vater ist doch gesund?" fragte er erschrocken, „und auch von Claudio gute Nachrichten?"

„Nein, nein, es geht Dich selbst näher an — der armen Franziska ist ihr Loos unerträglich geworden, sie ist zu Deiner Mutter zurück gegangen.“

„Das freut mich von ganzem Herzen,“ antwortete er.

„O, Percy, das kannst Du doch nicht meinen! Die Arme!“

„Ja, das ist meine Ansicht. Selbstverständlich brauche ich nicht zu sagen — daß ich mich nicht über die Unerträglichkeit ihres Looses freue, sondern über ihren Entschluß, zu meiner Mutter zurückzukehren. Meine arme, gute Franziska! Nicht wahr, Mabel, wir wollen für sie so gut sorgen, als wir können?“

Mabel war ganz gerührt. „Ja, ich liebe sie so sehr um ihrer selbst willen und weil sie Deine Schwester ist. Ich fürchtete nur, daß Du böse auf sie sein würdest, daß sie es gethan hat.“

„Keineswegs. Ich rieth es ihr vor langer Zeit, oder wollte es ihr vielmehr rathen, wenn sie mir nicht durch die Erklärung zuvor gekommen wäre, daß sie unter keiner Bedingung ihren Gatten verlassen würde.“

„Dann muß sie es damals für Unrecht gehalten haben, und jetzt schwerer von ihnen gereizt worden sein, als Leonie weiß.“

„Gereizt, und von diesen beiden Menschen!“ sagte Percy ärgerlich vor sich hin. „Nun ist sie die Beiden hoffentlich auf immer los, und so unabhängig, als sie es sein kann, während er lebt. Was für ein Schicksal sie gehabt hat!“

„Es thut mir jetzt so leid, daß ich sie zuerst tadelte, als ich hörte, sie sei fortgegangen,“ sagte Mabel reuig, „aber ich würde selbst lieber sterben, ehe ich es thäte.“

Percy lächelte und zog sie näher an sich. „Nein, liebes Herz, Du darfst Eure Schicksale nicht vergleichen und Schlüsse daraus auf Deine Handlungsweise ziehen. Es giebt Verhältnisse, die eine Frau rechtfertigen, sich von ihrem Gatten zu trennen, und Franziska ist, wie ich glaube, in einer solchen Lage.“

„Ich tadle sie auch nicht mehr; aber ich würde lieber sterben, als es thun, wenn ich das Unglück gehabt hätte, einen Mann zu heirathen, der unfreundlich zu mir wäre. Du könntest das nie sein, Percy, Dir ist jede Unfreundlichkeit fremd.“

„Unfreundlich zu Dir freilich nicht, aber ich versichere Dir, daß ich gegen diesen Menschen, diesen Pollock, wahrlich keine freundlichen Gefühle hege. Hat die Miß Geneste die näheren Umstände, welche die Trennung herbeiführten, mitgetheilt?“

„Nein, sie schien nicht viel Näheres darüber zu wissen, nur daß Miß Dennet nicht dort bleibt; also scheint es nicht ausschließlich um ihretwillen zu sein. So leid mir die arme Franziska thut, scheint mir Miß Dennet doch zu hart beurtheilt zu werden.“

„Da kommt Miß Geneste,“ sagte er, sich umsehend.

„Um's Himmelwillen, vertheidige jene Person nicht, beste Mabel, es berührt mich unangenehm, daß Du ein gutes Wort für sie einlegst, gerade so wie es mir widerwärtig war, daß sie Dich kurzweg Mabel nannte und intim mit Dir war.“

Sie waren umgekehrt und gingen dem Hause zu, und Leonie kam ihnen über den kurzgeschnittenen Rasen entgegen, schön und heiter wie der Tag und die Landschaft um sie her.

„Percy, ist sie nicht entzückend?“ flüsterte Mabel, und er antwortete leise:

„Sie ist ein Gedicht.“ Dann trafen sie sich, gingen alle Drei zusammen hinein, und Leonie sprach sehr liebevoll mit ihm über seine Schwester und stimmte ihm bei, zugleich aber wendete sie sich auf geschickte Weise immer an Mabel und brachte deren Gefühle vollkommen in Einklang mit der Stimmung der Uebrigen.

Siebentes Capitel.

„Selig sind die Friedfertigen.“

Als Leonie am Abend nach Mrs. Pollock’s Rückkehr zu ihrer Mutter nach Hause kam, hatte sie mit Kapitän Hamilton über das Vorgefallene gesprochen, da sie nicht verpflichtet worden war, Schweigen darüber zu bewahren. Kapitän Hamilton hatte ihr aufmerksam zugehört und sein Bedauern darüber in ein paar kurzen Bemerkungen ausgedrückt, aus denen Leonie abnahm, daß ihr alter Freund sehr aufgebracht gegen den Mann sei, der die Schuld dieser Trennung trug.

In der That regte sich in der Brust des greisen Offiziers das alte Verlangen, Rache zu nehmen für ein Unrecht, das Schwachen zugefügt war. Denn er war einer der Männer, die ihr ganzes Leben über die Frauen freundlich, zuvorkommend und beschützend behandeln. Es schien ihm sehr glaublich, daß in allen Frauen die Keime der Tugenden und Vorzüge lägen, welche seiner Frau einst seine Liebe gewonnen und ihr ganzes Leben über ohne Schwanken erhalten hatten. Sie war die einzige Liebe seines Lebens geblieben. Die genaue Kenntniß ihrer Natur ließ ihn gut von ihrem gan-

zen Geschlecht denken und machte ihn geneigt, das Beste zu glauben, selbst wenn der Schein ungünstig war. Seine Frau, Mabel und Leonie waren die einzigen weiblichen Wesen, die er durch und durch kannte, und da fand er es unmöglich, irgend einer Frau etwas Schlechtes zuzutrauen. Die sanfte, schöne Franziska, die so viel gelitten und auf so hinterlistige Weise besiegt worden war, erregte seine lebhafte Theilnahme und erweckte in ihm den Wunsch, ihr nach besten Kräften beizustehen. Als er hörte, unter welchen Umständen sie in das ungastliche Haus der Mutter zurückgekehrt sei, urtheilte er sehr bitter über den Mann, der sie dazu gezwungen. Sein väterliches und sein ritterliches Gefühl waren gleich aufgebracht; und er dankte Gott, daß das Band der Verwandtschaft zwischen ihnen nahe genug sei, um ihn zu berechtigen, Mrs. Pollock den Beistand zu gewähren, der es ihr erlauben würde, mit Annehmlichkeit fern von ihrem Gatten zu leben. Ja, er wollte ihr zu einer dauernden Trennung dringend rathen, und auch darauf wirken, daß ihr Bruder in gleichem Sinne mit ihr spräche. So dachte und plante er, während Leonie energisch erklärte, daß ein Mann, der so an einer Frau handelte, in dieser und in jener Welt Strafe finden müsse.

Als Leonie ihn früher verließ, um ihre Vorbereitungen für die Reise zu beendigen, nahm er das Buch der Bücher herab. Es hatte ihm stets als Richtschnur für sein Leben gedient. Er öffnete und las mit kindlichem Glauben, oder vielmehr mit dem schöneren, weil verständnißreicheren Glauben eines guten und reinen Mannes: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Er hatte dies Buch nie aus Gewohnheit, oder aus der Idee zur Hand genommen, daß es zum guten Ton gehöre. Er las darin, weil er es liebte, mit der Liebe eines Menschen, der jede darin enthaltene Vorschrift als ein unumstößliches Gebot annahm. Als er jetzt diese Stelle las, schien es ihm fast, als hätte er eines der großen Gebote des Meisters übertreten, dem er diente. Es kam ihn Reue an über die wenig friedfertigen Absichten, die er in Bezug auf das Pollock'sche Ehepaar gehegt hatte.

Er dachte nicht daran, sein Gewissen durch sophistische Spitzfindigkeiten zu beschwichtigen und die ursprüngliche Meinung des Textes zu verdrehen, um sie dem Bedürfniß des Augenblicks anzupassen. Er nahm das Wort, wie es dastand und versuchte nicht, sich gegen die Stimme zu verstoßen, die ihm zurief, es sei wahr. Für ihn nahte sich im Lauf

der Natur die Zeit, da er von der Erde scheiden mußte, und herrlich war die in diesen Worten enthaltene Verheißung: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Dann kam für ihn die Stunde des Gebetes und die Stunde der Ruhe, und immer fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß es an ihm sei, diese Wunde zu heilen, eine Brücke über diesen Abgrund zu schlagen.

Während der Nachtwachen ging ihm die Eitelkeit aller Dinge auf, und vor Allem die Eitelkeit, unser kurzes Leben in Unfrieden mit Denjenigen zuzubringen, in deren Mitte Gott uns gestellt hat.

Als er am nächsten Tage Leonie zur Bahn begleitet hatte, fuhr er nach Hause, ließ von seinem Gärtner einige Körbe voll Blumen, Obst und feine Gemüse packen, mit denen er Mrs. Burgoyne günstig zu stimmen hoffte, die für solche materielle Genüsse empfänglicher als für rein ästhetische war. Dann kleidete er sich sorgfältig an, denn die Ausübung einer Pflicht kam ihm wie eine feierliche, dienstliche Angelegenheit vor, und machte sich auf den Weg zu Mrs. Pollock.

Sie hielt sich an dem sonnigen Ende des Gartens auf, in dem es ihr wärmer und behaglicher war, als in der unmittelbaren Nähe ihrer Mutter.

Das Dienstmädchen, das ihn zu Franziska hinführte, war bis dahin ärgerlich gewesen, Mrs. Pollock bedienen zu sollen, aber ihre Gefühle erlitten einen wesentlichen Umschwung, als sie sah, mit welcher ehrfurchtsvollen Verbeugung der Besitzer von Penge Place die Dame begrüßte, die nach ihrem Ausdruck das Gnadenbrod bei ihrer Mutter aß.

„Schicken Sie die Kinder hinein," sagte er, als sie sich die Hände geschüttelt hatten. „Ich möchte recht in Ruhe mit Ihnen sprechen, liebe Mrs. Pollock."

Franziska gehorchte gern, freudiger, als sie in letzter Zeit irgend ein Gebot ausgeführt hatte; denn es war in dem bestimmten, doch liebevollen Ton gesprochen, den Frauen so gern hören.

„Jetzt erzählen Sie mir, wie Alles gekommen ist," begann er ermuthigend, sobald sie allein waren. „Ich suche nicht Ihr Vertrauen unter dem Vorgeben, ohne alle Neugier zu sein und daß Sie von Ihrem Unglück sprechen sollten, nur um Ihr eigenes Herz zu erleichtern. Es betrübt mich und ich möchte wissen, wie es kommt, daß Sie sich, wenn auch nur scheinbar, im Unrecht befinden, wie es jetzt aussieht."

„Ich bin schwer gereizt worden," antwortete sie, „und was jetzt am schlimmsten gegen mich

spricht, ist nicht mein eignes Werk.“ Sie seufzte und fuhr dann bitter fort: „Ich ließ mich einmal zu unbesonnenen Worten hinreißen, als ich zu schwer gereizt worden, um zu schweigen, und meine Worte wurden sorgfältig vermerkt und als Zeugen gegen mich vorgebracht.“

„Was sagten Sie? Ich möchte Ihnen ein solcher Beistand sein, wie ich wünsche, daß ihn meine Tochter fände, bedürfte sie je eines solchen. Um das sein zu können, muß ich aber wissen, in wie weit auch Sie schuldig sind. Was an Ihnen verbrochen worden ist, darauf kommt dabei weniger an. Was waren die unbesonnenen Worte?“

„Ich sagte, ich wollte ihn verlassen, ich könnte es nicht ertragen. Kapitän Hamilton, ich war tief bekümmert, als ich sprach, aber die Worte waren kaum über meine Lippen, als ich wünschte, ich hätte lieber Alles still über mich genommen, als sie zu sagen.“

„Sie hatten recht — und sagten Sie es Ihrem Manne?“

„Nein, ich wartete damit, weil ich hoffte, er würde sie vergessen, wenn ich ihn nicht daran erinnerte; aber er handelte danach und nahm meinen Widerruf nicht an. Für ein paar unbesonnene Worte, einige Momente der Aufregung, verdammte

er mich zu dem Schicksal, das ich mir in einem Augenblick des Wahnsinns gewünscht habe. Er ist sehr grausam zu mir.“

„Denken Sie mehr an Ihren Theil der Schuld, als an seinen,“ antwortete Kapitän Hamilton entschieden, — aber auf der wettergebräunten Stirn brannte ein Erröthen des Zornes, das nicht der Frau galt, mit der er redete — „dann können die Folgen jener unglückseligen Unbesonnenheit vielleicht gutgemacht werden. Die Sache ist noch nicht weit gediehen, die Aufregung, welche dem Zerreißen langjähriger Bande und Gewohnheiten folgt, beherrscht Sie jetzt noch und erhält Ihre Kräfte aufrecht. Wenn aber die Jahre dahin gehen, wenn Sie eine Ehefrau und gewissermaßen wieder keine sind, eine Mutter, ohne Ihr volles mütterliches Amt ausüben zu können, dann werden Sie mir beistimmen, daß ich Ihnen jetzt rathe: demüthigen Sie sich so tief, daß Sie zu Ihrem Gatten zurückkehren können. Es ist kein leeres Wort: «Was Gott zusammen gefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden». Ich vermag Sie nicht mit klugen Worten zu überreden und zu meiner Ueberzeugung zu bringen, ich kann Ihnen nur diese Wahrheit mit der Kraft eines davon vollständig Durchdrungenen vorhalten. Wenn Sie jetzt nicht die äußerste Anstrengung machen,

dies Gebot auf das Strengste zu erfüllen, machen Sie sich eines schweren Unrechts schuldig; und Sie werden dies Schuldbewußtsein nicht los bis in Ihre letzte Stunde. Kehren Sie in Ihr Haus zurück, nehmen Sie Ihre Last auf sich, wie schwer sie auch sein mag."

„Es ist zu spät," entgegnete sie.

„Wollen Sie wenigstens versuchen, ob es zu spät ist oder nicht?"

„O ich bin so gedemüthigt worden," schluchzte sie. „Ich habe so viel erduldet, mich so angestrengt, so viel gelitten, glauben Sie mir das, Kapitän Hamilton. Es hat mir nichts genützt. Die Entscheidung liegt nicht mehr in meiner Hand. Wenn mir das ein Schuldbewußtsein giebt, kann ich nichts dagegen machen; es ist zu spät."

„Nicht, so lange Sie Beide noch leben," antwortete er. „So lange Sie Beide noch leben, ist es nie zu spät, um Vergebung zu bitten, Vergebung zu erhalten und sich ernst zu bemühen, die feierlichen Worte, die Sie Beide am Altar gesprochen haben, pflichttreu zu erfüllen. Wenn es Ihnen je damit ernst gewesen ist, so muß das auch heute noch der Fall sein. Es ist nicht zu spät, Mrs. Pollock."

„Ich will thun, was Sie für gut finden," sagte

sie ängstlich, „und was Sie wünschen, Sie sind so gut zu mir.“

„Und Sie thun es, weil Sie es selbst als das Richtige anerkennen,“ antwortete er. „Kommen Sie heute mit mir in Ihres Gatten Haus zurück. Treten Sie ihm entgegen mit einem offenen Bekenntniß, daß Sie sich bewußt sind, eine große Thorheit begangen zu haben, überlassen Sie seinen Theil der Schuld dem Urtheil seines eigenen Gewissens, und glauben Sie mir, Sie werden nie bereuen, es gethan zu haben. Aus zwei Unrechten ist noch nie ein Recht geworden. Wir alten Leute, die auf dem Pfad, von dem kein Wandrer wiederkehrt, stehen, begreifen viel besser die Thorheit, Zwietracht zu hegen. Glauben Sie mir, die Pflicht ist das beste Glück, die Unruhe, die die Menschen fälschlich Freude nennen, verläßt uns tückisch am Ende der Reise. Habe ich Sie überzeugt?“

„Sie haben mich überzeugt,“ sagte sie dankbar.

„Ihr reines Herz und Ihr weiches Gemüth haben mir geholfen. Jetzt erlauben Sie mir, Mrs. Burgoyne zu benachrichtigen, daß ihr Gast wieder aufbrechen will. Um welche Zeit, meinen Sie? Es ist am besten, daß Sie da sind, wenn er nach Hause kommt.“

„Mr. Pollock kommt um sechs Uhr zurück,“ er-

widerte Franziska und zitterte dabei. Kapitän Hamilton sagte nun, dann solle der Wagen sie um vier Uhr abholen. Als sie versprochen hatte, sich fertig zu halten, begab sich der freundliche Gesandte zu Mrs. Burgoyne, um diese von dem Stande der Dinge zu unterrichten.

„Ich finde es ganz recht und passend, daß die Beiden zusammen leben, wenn sie können," sagte die Dame, nachdem sie den Bericht angehört, „aber er hätte mit Friedensvorschlägen kommen müssen, nicht meine Tochter."

Achtes Capitel.

„Und kostet' es mein Leben."

Mr. Pollock hatte noch nie die Wahrheit der abgedroschenen Redensart «Gewohnheit wird zur zweiten Natur» so lebhaft, als an dem Tage gefühlt, da er nach dem Fortgehen seiner Frau nach Hause zurückkehrte. Er kam zur gewöhnlichen Zeit zurück, aber erregter und mit einem schmerzlicheren Ausdruck im Gesicht, kurz «gefühlvoller» als Miß Dennet lieb war. Er hatte Franziska's Fortgehen vorbereitet und darauf bestanden, aber als er fand,

daß seine Frau fort war, merkte er, daß dies eine schlimmere Sache sei, als er sich je vorgestellt. Sich selbst unbewußt, war er sehr stolz auf den Besitz dieser stattlichen Schönheit gewesen. Als alle anderen Vorzüge seines Lebens verschwanden, war sie geblieben. Zwar hatte er sich selbst vorgeredet, daß er sie gering schätze, aber er fühlte doch, daß ihm jetzt etwas sehr Gutes entschwunden sei, und er weniger geachtet werden würde, sobald die Thatsache erst allgemein bekannt sei.

Er kam aus seinem Schlafzimmer herunter, als die Uhr sechs schlug. Pünktlichkeit lag, wie gesagt, den Pollocks im Blute. Heute stand das Essen pünktlich auf dem Tisch. Er hatte erst Gelegenheit, einige Worte an Miß Dennet zu richten, als er sich an das Aufschneiden machte, und diese Beschäftigung als Schild benutzen konnte, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Miß Dennet hatte sich eifrig bemüht, Alles so einzurichten, daß es den Anschein hätte, sie würden behaglicher und bequemer leben, nun Franziska fort sei. Sie hatte angestrengt gearbeitet, aber man bemerkte die Spuren der Arbeit nicht mehr an ihr. Sie sah sauber, ordentlich und sorgfältig angezogen aus; hübsch freilich verstand sie sich nicht zu kleiden.

Nachdem Mrs. Pollock fortgegangen und ehe

Gottfried nach Hause gekommen war, hatte Clara sich überlegt, welches Verhalten ihr ihre Pflicht vorschreibe. Sie sagte sich — und zwar gewissermaßen mit Recht, daß, da sie der Welt nichts sei, auch die Welt ihr nichts sein sollte in allen Beziehungen, in denen ihr Gewissen sie antrieb, gegen das Herkommen zu verstoßen. Von diesem Standpunkt aus, und mit der alten Neigung, die sie immer noch an ihren Vetter knüpfte, schien es ihr nur recht, als nächste Verwandte dem Manne beizustehen, der von seiner Frau verlassen worden war. Ob die Trennung auf oder gegen seinen Wunsch war, ob die Schuld an Franziska oder Gottfried lag, das, meinte Miß Dennet, mache keinen Unterschied. In ihren Augen lag die Sache so: der Gatte war zurückgeblieben mit unzureichenden Mitteln und ungenügenden Dienstboten. Niemand hatte einen näheren Anspruch auf sie, als er, und außer der Frau, die von ihm gegangen, lebte ihm keine nähere Verwandte mehr. „So lange ich also ihm oder seinem Kinde nützen kann," sagte sie zu sich, „will ich bleiben. Wenn die Welt das tadelt, so tadelt sie in Unkenntniß; denn sie versteht unser Verhältniß nicht." Ferner sagte sie sich, daß es unverständig sein würde, Mr. Pollock seine Todten zu schnell und ganz in der Stille begraben zu las-

sen. Wenn sie das zugebe, könnte er darauf kommen, auf dem Grabe zu trauern. Sie beschloß ohne Zögern und Scheu von dem Fortgehen seiner Frau zu sprechen, und begann daher, sobald sie allein waren, von Franziska zu reden, als ob diese ein Logisbesuch gewesen wäre.

„Mrs. Pollock ist ganz rechtzeitig abgefahren, Gottfried. Ich glaube nach Penge, aber sie sagte es mir nicht.“

„Also Sie haben sie noch gesehen?“ fragte er und sah dabei auf seinen Teller.

„Ja, gerade als sie fort wollte. Sie hat mich nie leiden können, das weiß ich, aber sie ließ mir beim Abschiede doch Gerechtigkeit widerfahren. Sie sagte, daß sie jetzt besser als früher von dem Mädchen denke, die bei ihrem Kinde bliebe.“

„Wie kam es, daß Sie dies Thema berührten?“ sagte er und rückte verlegen hin und her. „Sie hätten es lieber vermeiden sollen. Was geschehen ist, ist geschehen und alle sentimentalen Anspielungen und Abbitten, die Sie jetzt einander machen können nichts mehr daran.“

„Gottfried, Sie wissen, daß ich nicht sentimental bin,“ antwortete Clara Dennet ruhig. „Es hat eine Zeit gegeben, in der ich es hätte werden können. Wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hätte,

daß die Zeit und die Gelegenheit dazu für immer dahin wäre, würde ich jetzt nicht sein, wo ich bin."

„Ging sie anscheinend zufrieden fort?" fragte er.

„Ja, gewiß."

„Hinterließ sie keine Bestellung, kein Wort für mich?"

„Nein!"

„Sprach sie keinen Wunsch in Betreff des Knaben aus, wann sie ihn sehen, oder von ihm hören wollte?"

„Nein. Ich glaube, sie meint, daß sich das Alles brieflich besser abmachen läßt." Sie hielt inne, denn sie sah, daß Mr. Pollock sich bemühte, seine Appetitlosigkeit zu verbergen und rückte ihm den Sherry näher. Ja, in der That verging ihm der Appetit, als er die Ueberzeugung gewann, daß er thöricht die schönste Blume im Garten seines Lebens zerstört habe. Er hatte ein großes Glück auf seinem täglichen Pfade gehabt und sich dessen mit eigener Hand beraubt. Jetzt, nun er Alles besser schätzte, jetzt wußte er, daß es zu spät sei! „Clara," sagte er endlich und gab es auf, zu heucheln, daß er äße, „ich gestehe Ihnen, daß ich nicht eher ruhig werde, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es ihr zum Glück gereicht."

„Darüber können Sie kaum zweifelhaft sein,

sollte ich meinen, Gottfried," antwortete die Dame gelassen. „Es ist hart, aber ich muß es Ihnen sagen: Mrs. Pollock war immer unbefriedigt und unbehaglich hier. Sie konnte es nicht ertragen, arm und unbekannt zu sein, einförmig und beschränkt zu leben. Eine Frau muß eine große Liebe fühlen, um diese Dinge freudig zu ertragen, und Sie müssen selbst am besten wissen, ob Mrs. Pollock dies Gefühl hatte oder nicht."

„Das weiß der Himmel!" antwortete er traurig und ein harter Ausdruck kam in Miß Dennet's Züge, als er fortfuhr: „Nein, sie hatte nie das Gefühl für mich, daß ich mich sehnte ihr einzuflößen, als ich sie heirathete. Ich hegte damals eine große Liebe für Franziska, so kalt und nüchtern, wie Sie wissen, daß ich sonst bin." (Die Angeredete zuckte zusammen.) „Ich fühlte eine so große Liebe für sie, daß jede Frau, die mich lieb gehabt, hätte beglückt sein müssen. Aber als wir lange zusammen gelebt hatten, und ich merkte, daß sich nichts in ihr geändert habe, ging eine Wandlung in meinem Herzen vor, — in meinem Betragen trat sie erst sehr viel später ein, — und ich gestehe Ihnen, ich fluchte dem Eigennutz, der unsere liebeleere Ehe veranlaßt hatte. Denn was ist ihr Leben, und was das meine?"

„Ein theures Gut, das Sie hoffentlich gut verwerthen werden, wenn auch Ihre Frau Sie Ihrem Schicksal überlassen hat, Gottfried. Wollen Sie nicht mehr essen? Das ist nicht die Art, sich für das Tragen einer so schweren Aufgabe vorzubereiten. Sehen Sie mich an,“ fuhr sie lebhafter fort, „es hat Zeiten gegeben, in denen ich lieber hätte sterben mögen, als das zu mir zu nehmen, was mein Leben verlängerte. Aber zu sterben wäre süß und leicht gewesen und das Leben war hart und grausam; dennoch erwählte ich das Letztere, weil es meine Pflicht war.“

„Ja, das Leben ist nicht leicht für Sie gewesen,“ antwortete er gleichgültig. „Und was mich betrifft, so werde ich es fortan schweigend ertragen. Sie haben meine letzte Klage gehört.“

Sie stand auf — es lag ein großer Theil ächter männlicher Energie in diesem Mädchen, und sie trat mit ausgestreckter Hand auf ihn zu: „Wir wollen übereinkommen, gemeinschaftlich und ernstlich zu arbeiten, ohne zu klagen und zu murren. Alles was in meiner Macht steht, Ihnen das Leben zu erleichtern, will ich thun: Ihr Glück hat mir immer höher als das meine gestanden. Ich würde Ihnen selbst Ihre Frau zurückführen, wenn ich es vermöchte, aber das kann ich nicht. Darum rathe ich Ihnen,

es eine Zeit lang muthig zu tragen, weil es nicht zu ändern geht. Allmälig werden Sie es tragen, weil Sie einsehen, daß es am besten war.“

„Denn ein Geschick gestaltet unsre Thaten,
Wie wir sie auch beginnen,“

sagte er, und machte zum erstenmal in seinem Leben ein Citat zu einer Dame.

„Das Geschick schien meinen Handlungen im Anfang günstig, und die Wendung ist mir noch so neu, daß ich sie noch nicht recht zu tragen verstehe.“

Clara Dennet erwiderte darauf: „Es ist allerdings spät, es Ihnen jetzt zu sagen, aber ich hielt die Heirath für einen Mißgriff, sobald ich davon hörte. Eine hochgeborene Schönheit, die weder mehr Herz noch mehr Kopf besitzt, als die Mehrzahl ihrer Standesgenossinnen, und ein ernster Geschäftsmann, der dem Treiben der vornehmen Welt ganz fern steht — was kann man aus der Verbindung zweier solcher Personen anders erwarten, als daraus entstanden ist — nämlich Unfrieden und Trennung.“

„Eine treffliche Schilderung meiner Thorheit, Sie halten mir einen treuen Spiegel vor,“ sagte er bitter.

„Nicht in anklagender Absicht, glauben Sie das, Gottfried. Sie hätten unter diesen Verhältnissen

nicht anders handeln können, als Sie gethan. Ein schönes Gesicht hatte Sie aus der ebenmäßigen Ruhe Ihres Lebens aufgestört und nach Männerart wünschten Sie das zu besitzen, was schwer erreichbar schien. Sie erlangten es, und ich würde vielleicht niedriger von Ihnen denken, hätten Sie danach geseufzt und gestrebt, ohne es zu gewinnen. Vielleicht würde ich aber noch besser von Ihnen gedacht haben, wenn Sie ihr heftiges Verlangen — besiegt und sich zurückgezogen hätten. Wer weiß es!"

„Ja, wer weiß es!" wiederholte er.

„Aber das weiß ich, daß in jedem Fall, wie irrig Sie auch gehandelt haben möchten, Ihnen meine wärmste Theilnahme und alle meine Thatkraft gehört hätte. Welchen Weg Sie auch gingen, ich würde versucht haben, ihn zu ebnen. Der Weg ist durch einen plötzlich sich aufthuenden Abgrund zerrissen, gestatten Sie, daß meine Hand, so weit sie es vermag, Ihnen helfen darf, die Risse zu überbrücken. Thun Sie, was das Beste und Klügste ist, sowohl für Sie und Ihre Kinder, als auch für deren Mutter, — und ich will Ihnen beistehen, es auszuführen, — dazu helfe mir der Himmel!"

„Und wenn ich je mich gegen diesen reinen Entschluß versündige, indem ich den Antrieb anzweifle, der Sie dazu veranlaßte, dann richte mich der

Himmel!“ sagte er mit leiser Stimme. „Einmal, und für allemal, Clara, will ich von dem sprechen, das zwischen uns gestanden und uns doch an einander gefesselt hat. Vor langen Jahren haben Sie mich geliebt — warum, ist schwer zu sagen, denn ich bin nicht in der Form gebildet, die Gnade vor den Augen der Frauen findet. Aber Sie liebten mich, sie wären mein Weib geworden, wenn ich Sie gefragt —“

„Ja, und wenn es mein Leben gekostet hätte,“ sagte sie, und dies war das einzige leidenschaftliche Wort, das Clara Dennet je gesprochen hatte.

Neuntes Capitel.

Nicht in diesem Punkt.

Hätte das Paar sich auf einer gut organisirten Bühne befunden, so würden die Worte, die Miß Dennet gesprochen, eine prächtige Schlußsentenz abgegeben haben. Die Dame wäre majestätisch oder schmachtend, je nach dem, hinter die Coulissen getreten, und hätte das Publikum in athemloser Spannung für den nächsten Akt zurückgelassen. Aber im alltäglichen Leben können die Mitwirkenden nicht bequem nach rechts oder links abgehen

so wie es die heitere Phantasie des Regisseurs verlangt. Daher kommt es, daß die Sache zuweilen gewissermaßen in das Stocken geräth, und daß die Leute sich und ihren Mitspielern in die Quere kommen.

So ging es Mr. Pollock mit Miß Dennet, als sie erklärte, daß sie seine Frau geworden wäre, selbst wenn es sie das Leben gekostet hätte. Er hatte in keiner Art eine solche Erklärung von der Dame gewünscht, und wenn er sie auch bis zu einem gewissen Grade veranlaßt hatte, so machte sie ihn doch verlegen. Dramatisch hätte die Situation so behandelt werden müssen, daß Mr. Pollock sich von seinem Erstaunen auf einem Lehnstuhl in der Mitte der Bühne mit Anstand erholt hätte, während die Dame mit wallenden Gewändern nach links abging. Aber es war den Beiden viel zu ernst, als daß sie den theatralischen Effekt berücksichtigt hätten. Daher bedauerte Miß Dennet sofort, daß sie es gesagt hatte, und wurde verlegen, und Mr. Pollock beklagte im Stillen den allgemeinen Stand der Dinge und fühlte sich sehr unbehaglich. Im Gegensatz zu der großen Regel, daß die Dame stets eine jede verlegene Pause brechen soll, beharrte Miß Dennet schweigend und ließ ihren Vetter zuerst reden.

„Jene Möglichkeit, selbst eine entfernte Hoffnung auf jene Möglichkeit, ist zu lange entschwunden, daß sie unsre Handlungsweise nicht mehr beeinflussen kann,“ sagte er. „Es ist ein großer Vorzug für einen Mann in meiner Lage, eine Frau in seiner Nähe zu haben, mit der er in Ehren und im vollsten Vertrauen sprechen kann, wie ich mit Ihnen.“

„Reden Sie mit mir, wie mit einer Schwester,“ sagte sie und fing wieder an das Tischtuch auszubessern. Sie hatte ausgesprochen, was ihr auf dem Herzen lag. Nun nahm sie wieder ihr kaltes zurückhaltendes Benehmen an, denn sie wußte, daß sie im Hause bleiben konnte, trotz des einen leidenschaftlichen Wortes, und zwar mit gutem Gewissen.

„Ich will mit Ihnen wie mit einer Schwester sprechen,“ sagte er ernst, „und Sie sollen mich anhören und mir gehorchen, damit wir Beide um so besser Rechnung ablegen können, wenn wir verantwortlich gemacht werden für das, was wir gethan und was wir gelassen haben. Sie machten heute Morgen Sophismen gegen mich geltend, wie sie eine liebevolle weibliche Seele, eine Schwester anwendet, und ich ließ mich von ihnen leiten, weil ich dachte, daß es zu meinem Besten dienen würde, wenn ich sie befolgte. Wir irrten Beide, und ich

sage Ihnen jetzt, wir wollen den Schein des Unrechts eben so sehr meiden, wie das Begehen eines solchen. Das bin ich Ihnen, mir und vor Allem meiner Frau schuldig."

„Das ist's," rief sie, im Zorn ihre Ruhe und Zurückhaltung vergessend, „das ist's also! Sie wollen die Gefühle Ihrer Frau um jeden Preis schonen?"

„Ja, wenn ich es könnte, aber es ist zu spät, ich möchte ihr jetzt um jeden Preis Schmerz ersparen. Hat sie doch auch einen hohen Preis für den Tand bezahlt, nach dem Frauenherzen nun einmal trachten, nach dem Ring und dem eigenen Hause. Sie hat einen hohen Preis dafür gezahlt; denn sie ist das gewesen, was seine Strafe in sich selbst trägt, eine Frau ohne Liebe."

„Sie hätte es nicht zu sein brauchen."

„Freilich hätte sie es nicht zu sein brauchen und sie wäre es nicht gewesen, ginge es anders in der Welt zu, als es geht. Aber sie war von früh an darauf hingewiesen und angelernt, ihr Herz nicht einem armen Manne zu schenken. Man hatte ihr vorgestellt, daß sie sich einer gesellschaftlichen Sünde schuldig machen würde, wenn sie Jemand liebte, der ihr keine glänzende Stellung machen könnte, und wenn sie sich von einer solchen Liebe

leiten ließe. Es wurde ihr begreiflich gemacht, daß sie recht thue, mich zu heirathen. Deklamiren wir nicht Alle gegen die Thorheit von Heirathen aus Liebe, aber ohne Vermögen? Suchen wir nicht allen Denen, auf die wir Einfluß haben, den Glauben beizubringen, daß es beinahe strafbar sei, eine Neigung zu hegen, die, wenn sie legalisirt ist, nicht standesgemäß bekleidet, logirt und beköstigt werden kann? So handeln wir und tadeln dann noch die Frauen, wenn sie ihre Liebe ersticken und nur nach dem Vortheil fragen, oder wir machen sie lächerlich, wenn sie sich gar nicht verheirathen, und vergessen, daß sie nicht erkämpfen und werben — sondern nur warten können."

„Aber das können sie wenigstens."

„Warten — und auf das Ungewisse? Manche können das vielleicht, ohne behelligt zu werden; aber wie steht es um die vielbegehrten Mädchen, die aufgefordert werden, ihren höchsten Beruf zu erfüllen — sich zu verheirathen? Wie steht es mit denen? Früher oder später müssen sie der Macht der Gesellschaft nachgeben, die sie antreibt, das goldene Ziel aller Frauen zu erringen — die Stellung der Gattin."

„Wenn sie den Mann nicht heirathen können, den sie lieben —"

„Dann heirathen sie gewöhnlich den, der sie liebt," unterbrach er sie, „und in der Mehrzahl der Fälle ist der Tausch kein schlimmer."

„Und ist es Ihnen gut dabei gegangen, Gottfried?"

„Nein! Ehrlich gesagt, nein! denn ich rechnete auf mehr, als mancher junge leidenschaftliche Mann begehrt, so kalt und selbstgenügsam ich schien. Ich versteinerte unter der Gleichgültigkeit meiner Frau gegen mich; — und doch hätte ich sie für mich gewinnen können, ganz gewiß, denn keine Liebe für einen Andern stand mir im Wege. Sie war nur nicht für mich, sie war aber nie für einen Anderen gewesen und in sofern ging es mir besser als vielen Männern."

„Gottfried, Sie trösten sich mit kleinen Dingen."

„Nein, nicht mit kleinen Dingen," sagte er, stand auf und ging aufgeregt hin und her. „Was ist mir geschehen, daß ich Alles jetzt milder und klarer sehe, als je zuvor? Ich habe mich an der Frau versündigt, die ich heirathete und liebte, obgleich sie meine Neigung nicht erwiderte. Ich habe gesündigt, ich bereue es — und mein Bedauern ist ohnmächtig."

„Sie scheinen kaum zu wissen, was Sie sagen," meinte sie in vorwurfsvollem Ton.

„Halten Sie mich für berauscht? Es ist nur der Rausch, den das volle Bewußtsein der Hinfälligkeit, Bitterkeit und Eitelkeit aller Dinge erzeugt. Warum kam sie in meinen Weg? Nur um zu zeigen, wie herrlich das Leben sein könnte? Warum kam ich in den ihren, da ich ihr nur Leid gebracht habe?“

„Sie hat auf «dem Hofe» nicht viel gelitten,“ entgegnete Clara kalt.

„Wer weiß es? Ich nicht. Ich habe erst gemerkt, daß sie litte, als ich in der Verarmung und Vereinsamung mich nach den Spuren des Leidens umsah. Wenn ich nur den Lauf der Zeit rückgängig machen, wenn ich sie nur wieder in das freie, sorgenlose Mädchen verwandeln könnte, das sie bis zu unserer Verlobung war. Wenn ich es könnte —“

„Würden Sie es wirklich thun?“

„Beim Himmel, nein!“ rief er „denn sie ist noch immer meine Frau, und nichts kann mir dies Recht rauben. Sie ist meine Frau, die Mutter meiner Kinder, und ich kann leben, um —“

„Gottfried!“ Sie ging über das Zimmer nach der Stelle, an der er gegen die Mauer lehnte, hastig und mit sorgenvoller Miene: „Gottfried,“ wiederholte sie ernst, als er nach einen Stuhl taumelte und sich niederließ, „sind Sie krank?“

„Mein Kopf ist etwas angegriffen,“ sagte er, faßte mit der Hand nach der Stirn und sah sehr hülflos aus.

„Ein Tasse guten, starken Kaffee's wird Ihnen aufhelfen.“

„Ja, gehen Sie und machen Sie mir ihn,“ antwortete er schnell. „Schicken Sie mir auch den Jungen herauf. Es war heute heiß in der City, und ich bin nicht mehr so jung wie früher. Machen Sie mir Kaffee, Clara, und schicken Sie mir den Jungen.“

Sie ging langsam fort; es war ein schlechter Lohn für alle diese Jahre des Wartens. Nach einiger Zeit kam der kleine Junge ängstlich herein, wie es Kinder immer thun, wenn sie fürchten, daß «etwas los» ist.

„Papa hat kalte Hände,“ bemerkte Gottfried altklug, als ihn sein Vater auf das Knie gesetzt hatte, „und Papa's Kopf ist heiß,“ setzte er hinzu, als Mr. Pollock die Stirn an die blonden Locken lehnte, die goldig wie Franziska's glänzten.

„Ich weiß nicht, was mir fehlt,“ sagte Mr. Pollock verstimmt, als Clara nach längerer Zeit mit dem Kaffee zurückkam.

„Sie haben zu lange gehungert,“ erwiderte die Dame prosaisch.

Sie sprachen weiter nicht über Franziska. Der kleine Gottfried unterhielt sie bis Neun, dann brachte sie ihn selbst zu Bett und als sie später zurückkehrte, schickte Gottfried sich an, sich für die Nacht zurückzuziehen.

„Ich fürchte, Sie haben sich überanstrengt, und da Sie nicht essen, vermögen Sie nicht neue Kräfte zu gewinnen,“ sagte sie, als sie in das Zimmer trat; aber er wünschte ihr nur «Gute Nacht», ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen.

Sie mußte einen schweren Kampf mit sich an jenem Abend bestehen, als sie niederknieete, um das Gebet, das ihre Lippen sprachen, auch im Herzen nachzubeten. Es bekümmerte sie tief, ihn geistig und körperlich leiden zu sehen, ohne ihm Linderung schaffen zu können. Wenn er sich nun nicht glücklich in dieser neuen Lebenslage fühlen lernte, die theilweise durch ihre Beihülfe geschaffen worden war? Als dieser Gedanke sie durchzuckte, beugte sie noch demüthiger die Kniee und das Haupt. Sie wollte die Möglichkeit fortbeten, daß ihn noch ein größeres Uebel ereile, trotzdem er um seine Frau in einer Art trauerte, welche Clara die Qual noch einmal durchkosten ließ, die sie an seinem Hochzeitstage empfunden hatte.

Sie demüthigte sich sehr tief, denn sie war nicht

ganz kalt und hart. Es that ihr in der Seele weh, daß dieser Mann sich in keiner Lage seines Lebens glücklich fühlte. Mit seiner Frau, oder von ihr getrennt, blieb doch sein Herz unbefriedigt, sein Leben verfehlt; im Schmerz wie einst im Glück, vermochte sie, Clara Dennet nämlich, ihm nichts zu sein.

Und es war besser so! Sie versuchte der Vorsehung zu danken, daß es so sei, allein es gelang ihr nicht, sich selbst zu diesem Glauben zu bringen. Ihr Herz litt Todesschmerzen in dem Bewußtsein, daß, komme was da wolle, sie ihn nicht glücklich zu machen vermöge.

Was in ihr dies Verlangen erregte, jenes geheimnißvolle Band bildete, das zwischen Beiden existirte, vermag ich nicht zu analysiren. Es bestand — und zu ihrer Qual, aber wie und woraus es entsprang, ist schwer zu sagen. Angesichts der Thatsachen, die täglich an das Licht kommen, sollte man billigerweise aufhören sich zu wundern, warum Desdemona den Mohren liebte. Die Liebe, die den Fichtenbaum im Norden nach der Palme im Süden seufzen läßt, ist herrlich besungen worden. Aber die Dichter haben es bisher unter ihrer Würde gehalten, die Liebe der Nessel für die harte und gleichgültige Distel zu schildern. Es ist mög-

lich, daß die Pflanze, die am schmerzlichsten verwunden kann, selbst wieder am schmerzhaftesten verletzt zu werden vermag. Wie dem auch sei, jedenfalls litt Miß Dennet sehr am Abend des Tages, da Mrs. Pollock gegen sie den Wunsch ausgesprochen, ihr möge so gelohnt werden, wie sie an Franziska gehandelt habe.

Sie stand am nächsten Morgen bedeutend ruhiger, wenn auch nicht glücklicher auf, als sie in der durchwachten Nacht gewesen war. Der Schmerz war augenblicklich beschwichtigt, nicht getödtet worden. Wenigstens vermochte sie scheinbar heiterer zu sein, und das ist immer viel werth, wenn man es von Grund des Herzens aus nicht sein kann. Immer noch war sie entschlossen, das Beste zu thun, und wenn es sein mußte, die Frage ihres Gehens oder Bleibens gegen Gottfried's Zweifel zu vertheidigen. Daneben aber hatte sie sich vorgenommen, nicht hartnäckig zu sein, und in dem Punkt nachzugeben, sobald sie sähe, daß er ernstlich darauf gestellt sei. Sie wollte sich ihm fügen, selbst wenn er keinen andern Grund anzuführen wüßte, als daß er diesen Schritt für ihre gesellschaftliche Stellung nöthig fände. Das Schicksal hatte ihm übel mitgespielt. Die Liebe war für ihn eine eben so versiegte Quelle, wie für sie, obwohl er eine berühmte Schönheit zur Frau hatte.

Sie war nun vollständig darauf gefaßt, fortzugehen, wenn er den Wunsch aussprechen sollte, und zwar ohne Murren und Klagen, obgleich daraus nichts Gutes für ihn und viel Pein für sie selbst entstehen würde. Sie beharrte bei dem Entschluß und unterdrückte nicht den Gewissensbiß, der sich regte und ihr sagte, daß der Lohn, den Mrs. Pollock ihr gewünscht, ihr zu Theil werden würde.

Ihr Vetter sah abgespannt, verstimmt und leidend aus, als er zum Frühstück herunterkam. Er klagte mißmuthig über Schlaflosigkeit und gestand, daß die Aufregungen des vergangenen Tages über seine Kräfte gegangen seien. „Besser, ich rede nicht davon, ehe ich in das Geschäft gehe,“ schloß er hastig, „meine Zeit gehört meinem Chef. Ich darf mir jetzt selbst nicht einmal den Luxus gewähren, unglücklich zu sein, ohne eine Unredlichkeit zu begehen.“

„Warum sollen Sie jetzt unglücklicher sein, nun es entschieden ist, als zu der Zeit der Ungewißheit?“ fragte sie und berührte nach Frauenart gerade den Gegenstand, den zu besprechen er sich für unfähig erklärt hatte.

„Eben weil es bestimmt ist,“ antwortete er kurz.

„Ich hatte gehofft, Sie würden jetzt Frieden finden.“

„Das verstehen Sie nicht," antwortete er und vergaß über seinen eigenen Kummer, was sie gelitten hatte. Sie starrte in's Leere an ihm vorbei und fühlte, daß es hart sei, sich dies von dem Manne sagen zu lassen, der alle ihre Liebes- und Leidenskraft absorbirt hatte. Das war sehr hart, fühlte sie, und dennoch war es ihr noch schmerzlicher, ihn so unglücklich zu wissen, daß er sich so weit vergessen konnte.

„Wir Alle leiden früher oder später, Gottfried," sagte sie nach einer Pause. „Dies verhängnißvolle Geschick ereilt in höherem oder geringerem Maße jedes Kind der Sünde. Nur der Grad ist verschieden. Ich fühle mit Ihnen, Gottfried!"

„Nicht in diesem Punkt," erwiderte er heiser, dann ließ er den Kopf auf die Arme sinken und that das, was Frauen bei dem Manne, den sie lieben, eben so sehr als den Tod fürchten: er schluchzte bitterlich, mit einer Art hülflosen Ungestüms, das einen Ausweg sucht und sich nicht beherrschen kann. „Nicht in diesem Punkt! Nicht in diesem!" rief er. Eine Stunde später ging er durch die City in der Besorgniß, zu spät zu kommen und in der Angst, daß sein Kopf nicht klar genug sei, die verlorene Zeit einzubringen. Unterdessen suchte Miß Dennet ihre selbstauferlegten Pflichten als Hausfrau zu er-

füllen, aber es wollte ihr nicht gelingen, denn sie dachte, daß, wie sorgsam sie sie auch jetzt erfüllte, Alles doch bald vergessen sein würde. Gottfried der Jüngere lief ihr nach und fragte in seiner altklugen Art: «Warum Papa wie ein kleines Kind geweint hätte? ob er unartig gewesen sei? wenn Mama zurückkäme und ob er alle Stühle zum Spielen bekommen könne?»

Es kostete sie einen schweren Kampf, das Alles zu ertragen, während ihr Gottfried's Worte in den Ohren dröhnten: «Nicht in diesem Punkt! Nicht in diesem!» Er hielt sie nicht einmal für zartfühlend genug, eine heiße, verschmähte Liebe zu verstehen und Mitleid mit ihr zu fühlen.

Zehntes Capitel.

Vertrauen, aber nicht Liebe.

„Ich werde mir das Haar heute Abend in Deiner Stube machen, Leonie," sagte Mrs. Burgoyne zu ihrer Freundin, während sich diese von dem Hausherrn verabschiedete. Leonie wußte, daß an Mabel's Haar Abends viel gemacht werden mußte, damit es am Tage die unvergleichlichen

«natürlichen» Wellenlinien zeigte. Da sie auf eine ruhige Stunde vor dem Schlafengehen gerechnet hatte, nahm sie den Plan keineswegs mit Begeisterung auf: „Gut, Mabel, aber ich sage Dir vorher, daß ich zu müde zum Sprechen bin.“

„Das schadet nichts, Du brauchst nur zuzuhören.“

Müde wie sie war, freute sich Leonie doch sehr, als Mabel später hereinkam, denn die junge Frau sah sehr reizend aus. Sie hatte einen weißen Frisirmantel angezogen, der mit einem blauen Bande zugebunden war, das blonde Haar fiel über die Schultern herab und die zierlichen Füße mit den zarten blauen Adern in den rothseidenen Pantoffeln guckten unter dem Kleide vor.

„Wir könnten das Fenster aufmachen, es ist so heiß,“ sagte Mrs. Burgoyne und ließ sich in einen Lehnstuhl gleiten. „Du hast nicht viel Aussicht hier, nur die Kirche.“

Leonie öffnete das Fenster. „Kirchen auf dem Lande haben immer einen hübschen Platz, und diese macht keine Ausnahme von der Regel. Wie schön das Mondlicht dort links zwischen den hohen Bäumen auf den Kirchthurm fällt!“

„Ich hätte Dich nicht für so poetisch gehalten, Leonie,“ sagte Mabel gelangweilt, „daß Du über

ein paar hohe Bäume und einen spitzen Kirchthurm in Entzücken geräthst.“

„Bitte um Vergebung, der Kirchthurm ist, beiläufig gesagt, stumpf,“ entgegnete Leonie und wendete den Kopf nachlässig zurück. „Und was meine «Poesie» betrifft, so kann ich nur sagen, daß wenn ich aufhöre, das Schöne in der Natur oder der Kunst zu sehen oder zu empfinden, ich wünschen würde, auch nicht mehr zu leben.“

„Das nenne ich frivol!“ antwortete Mabel pedantisch.

„Nenne es immerhin wie Du willst, so lange Du nur findest, daß ich nicht frivol handle. Nein, ich glaube, meine Art, die Dinge gern zu haben, ist gar nicht so übel. „Wie schön die Gegend ist!“ fuhr sie fort und bog sich weiter hinaus, um die fernen Wälder zu sehen. „Kein Wunder, daß Dein Mann hier ein Sommerlied anstimmt, eine solche Umgebung fordert zum Lieben, Singen und Dichten auf; kurz zu allen Dingen, die gefährlich, aber höchst angenehm sind.“

„Ich wünschte, Claudio wäre hier, um Alles mit Dir genießen zu können,“ sagte Mabel.

„Ja, das wünschte ich auch von ganzem Herzen und von ganzer Seele,“ antwortete Leonie ernst. „Glaube mir, daß ich Alles jetzt nicht so genieße,

wie ich es genießen würde, wenn Claudio gesund und glücklich zu Hause wäre."

„Ich finde es nicht recht, daß Du Dich in solchem Maße von der Verlobung bedrücken läßt," bemerkte Mabel weise, „Du weißt, das hilft nichts."

Leonie wurde dunkelroth.

„Meine Verlobung drückt mich nicht," sagte sie hastig, „aber ich bin eifersüchtig in Claudio's Seele. Ich fühle oft gegen mich selbst, wie ich gegen irgend ein anderes Mädchen fühlen würde, mit dem Claudio verlobt wäre. Claudio verdient, daß ihm das Beste zu Theil wird und —" sie sprang auf und trat mit dem vor Aufregung gerötheten Gesicht vor Mabel hin. „Ich weiß, daß ich in Räthseln für Dich spreche und Dir unbegreiflich vorkomme. Es ist so schwer zu verstehen, wie das alte schwesterliche Gefühl für Claudio sich manchmal in mir regt und gegen und doch auch wieder für die später entstandene Neigung kämpft."

Mabel sah die Sprecherin nachdenklich an. „Es ist eigentlich schade, Leonie, daß Du gewissermaßen in Deine eigene Familie heirathest. Claudio ist Dir so lange lieb und bekannt, daß es gar keine Veränderung, gar keine Aufregung für Dich sein wird, ihn zu heirathen."

Leonie zuckte zusammen und fuhr sich ein paar

Mal durch das Haar, ehe sie antwortete: „Das ist eine wunderliche Ansicht, Mabel. Spießbürgerliche alte Damen, die ihr Leben lang nicht über einen beschränkten Kreis hinausgekommen sind, klagen in denselben Worten auf Theegesellschaften über ihre Töchter und deren Hang nach «Veränderung und Aufregung». Wende die Worte nicht in Bezug auf Claudio und mich an."

Mabel faltete die Hände über die blaue Schärpe, lehnte sich noch weiter zurück, sah Leonie halb erstaunt, halb bewundernd an und antwortete: „Du hättest besser als ich für Percy gepaßt. Dein Temperament wechselt viel schneller, Du bist in einem Augenblick liebevoll und zornig, demüthig und dann auch wieder stolz."

„Ich kann Niemand gestatten, selbst Claudio's Schwester nicht, zu sagen, daß ich für irgend Jemand besser oder auch nur halb so gut wie für Claudio gepaßt hätte," sagte sie scherzend in gebieterischem Ton. „Mabel," fuhr sie dann schnell fort, „ich finde, Du bist seit Deiner Heirath noch viel liebenswürdiger geworden. Ich hatte früher für unmöglich gehalten, daß Du noch reizend werden könntest, als Du noch Miß Hamilton warest; aber man sieht daraus nur, wie auch selbst die Klügsten unter uns sich irren können."

„Percy wird das nicht sagen," entgegnete Mabel etwas verstimmt, „wenn es freilich auch wunderbar zugehen müßte," fuhr sie heiterer fort, „wenn das Zusammenleben mit ihm Einen nicht besser machte. Ich hoffe, Du wirst Percy recht gern haben."

„Daran zweifle ich nicht, ich thue es sogar schon."

„Aber Du mußt ihn lieben," fuhr Mabel energisch fort. „Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Du ihn liebst; er ist so gut, so freundlich, so —"

„Möchtest Du nicht anfangen, Dein Haar zu machen?" unterbrach sie Leonie. „Es dauert einige Zeit, bis Du mit allen Flechten fertig bist, weiß ich noch von früher."

Mabel rollte den Stuhl vor den Spiegel und spielte mit dem Kamm, als sie fortfuhr: „Es wird mir Niemand je nachsagen können, daß ich eine eifersüchtige Frau wäre, denn ich bin gewiß, daß mir jede Dame mißfiele, welche Percy nicht bewunderte und die ihn nicht gern hätte. Er mag Dich auch sehr gut leiden, Leonie, und Du hast keine Entschuldigung, wenn Du ihn nicht gern magst."

„Aber ich mag ihn außerordentlich gern."

„So ist's recht," sagte Mabel, als ob sie jetzt erst beruhigt sei, was sie in der That auch war, wenn auch in ganz anderer Beziehung. So ist's recht, morgen mußt Du mit ihm reiten und ihm

viel von seiner Schwester erzählen; das wird ihm Freude machen."

„Ach nein, das, fürchte ich, wird nicht der Fall sein. Ich habe ihm nichts von Mrs. Pollock zu erzählen, was ihm Freude machen wird, außer was er von jeher weiß, nämlich, daß sie mit einem Wort vollkommen ist."

„Das ist auch Percy's Lieblingsausdruck," entgegnete Mabel trocken. „Wie merkwürdig, daß Du ihn auf seine Schwester anwendest. Er gebrauchte ihn einmal in Bezug auf Dich."

„Wirklich? Wie freundlich!" sagte Leonie und wünschte sich aufrichtig nach Penge zurück, oder an jeden andern Ort, nur weg von dem jungen Paar.

Als Mrs. Burgoyne sich nach einer längeren, aber unwichtigen Unterhaltung entfernte, kehrten Leonie's Gedanken zu der Betrachtung zurück, die ihr in letzter Zeit viel im Kopf herum gegangen war, oder vielmehr schwer auf ihrem Herzen gelastet hatte. Sie fragte sich, ob die Ungleichheit des Gefühls in der Ehe das Glück nothwendigerweise ausschließe. „Man kann nie ganz genau wissen, was der Andere fühlt, aber vor allen Dingen sollte man seiner selbst ganz sicher sein." So dachte sie nach Mabel's Fortgehen und sah sich fest im Spiegel an, bis ihre Augen sich weit öffneten und sie sich be-

klommener als je fühlte über ihr Versprechen, Claudio bei seiner Rückkehr zu heirathen.

Die Menschen sind glücklicherweise verschiedenartig angelegt, sonst könnte in der Welt nicht Alles so glatt abgehen. In der that folgt das Herz der meisten Mädchen sehr bereitwillig ihren Verlöbnissen; die Hochzeit scheint ihnen das ersehnte, beglückendste Ziel. Aber Leonie Geneste war eben etwas anders als die meisten Mädchen, und vornehmlich darin, daß der hohle Schein ihr nie genügen würde, selbst wenn er Claudio befriedigt hätte.

Claudio verdiente das Beste von ihr; jeder Brief, den sie von ihm bekam, bewies ihr dies deutlich. Er verdiente das Beste von ihr und demgemäß wollte sie gegen ihn handeln. Aber was war das Beste, das zu thun übrig blieb? Es war entsetzlich, sich jetzt diese Frage stellen zu müssen, nachdem sie schon monatelang verlobt waren. Die zunächstliegende Antwort darauf war, daß sie die Dinge gehen lassen sollte, wie sie gingen, bis er nach Hause käme. Wenn er kam, sollte sie ihren Theil des Vertrages erfüllen, ihn heirathen und ihn glücklich machen.

Aber konnte sie ihn glücklich machen? Würde sie sich mit solcher Leichtigkeit auf dem Pfade der Pflicht

bewegen, daß ihr Wesen ihn befriedigen konnte? Wenn das nicht sicher war, dann konnte ihr jene zunächstliegende Antwort keine Beruhigung gewähren, und dann war es nicht das Beste, was sie thun konnte, das vorschnell gegebene Versprechen zu halten.

Aber andrerseits konnte es wieder sein, daß er mehr bei dem öffentlichen Bruch der Bande litt, die sie so schmerzlich bewegten, als unter der im Grunde genommen lockeren Fortdauer derselben. Sie erinnerte sich einiger heftiger Worte, in denen er ihr seine Liebe ausgesprochen hatte, und obgleich sie ihr damals süß gewesen waren, machten sie dieselben jetzt erbeben, als sie sich sagte, daß sie buchstäblich genommen werden könnten. Claudio Hamilton war von der Natur nicht mit der bequemen Gabe bedacht worden, leicht zu lieben und eben so leicht Verluste zu ertragen. Er hatte sich im Zaum gehalten und seine Liebeskraft unterdrückt bis zu der Zeit, da er hoffen durfte, Leonie eine Häuslichkeit bieten zu können. Nun warf er die Vernunft bei Seite, überschüttete sie mit den Schätzen seiner Liebe und betete sie mit derjenigen glühenden, ausschließlichen Verehrung an, die sich nie vor einem niedrigen Gegenstande gebeugt hat, als dem, dem sie sich nun hingiebt. Als sie überlegt, wie es am weisesten, gütigsten und weiblichsten

sei, gegenüber der Leidenschaft zu handeln, die sie erregt hatte, fühlte sie sich so ohnmächtig wie Frankenstein's Schöpfer — die Großartigkeit der Erscheinung überwältigte sie.

Es wurde nun Zeit, seinen letzten Brief zu beantworten. Wie aber konnte sie in Ehren und in Aufrichtigkeit es in einer Claudio befriedigenden Weise thun? Sie wußte, daß er die wärmste Erwiderung auf seine wärmsten Worte verdiente, die so tiefgefühlt waren. Wenn sie aber in dieser Weise schrieb, so war sie sich bewußt, zu heucheln, denn ihr ganzes Herz gehörte ihm nicht in dem Grade an, wie sie das seine zu besitzen glaubte.

„Wie würde ich Jeden hassen, der mein Gefühl für Claudio anzweifelt," sagte sie, als sie langsam aufstand und wie ein müdes Kind die Arme über dem Kopfe zusammenlegte. „Und ich habe Niemand, den ich fragen kann, was ich thun soll. Indem ich mich bestrebe, das Rechte für uns herauszufinden, wähle ich vielleicht gerade das Falsche. O Claudio, wenn es eine andere Sorge wäre, wie würde ich mich dann hülfesuchend an Dich wenden!"

Der Mann, den sie nicht genug zu lieben meinte, flößte ihr wenigstens das größte Zutrauen ein, nur war er leider nicht gegenwärtig, um dies Gefühl zu pflegen, daß es zunahm. Leonie fand daher

mehr Zeit, als ihr dienlich war, gründlich zu untersuchen, welchen Antheil die Achtung und eine freundschaftliche Zuneigung an jenem Zutrauen hatten. Es war ein gutes Zeichen, ein beinahe vollständiger Beweis, daß nichts Unwahres in ihrem Gefühl für Claudio lag, daß sie sagen konnte: «O Claudio, wenn es eine andere Sorge wäre, wie würde ich mich hülfesuchend an Dich wenden!»

Die lange, ungestörte Nachtruhe gab ihrem Gemüth seine gewöhnliche Fassung zurück. Am Morgen meinte sie, sie habe muthwillig Unheil heraufbeschworen durch die Ueberlegung, ob sie ihre Verlobung lösen oder halten solle? Sie hielt sich vor, daß der Umstand allein, so lange auf Claudio warten zu müssen, ihm höheren Werth in ihren Augen verleihen werde und theuerer machen, als er ihr jetzt sei, wie sie sich zu ihrem Kummer eingestehen mußte.

„Die Pflanze wird wachsen," sagte sie, „denn ich werde sie sorgfältig hüten, daß sie nicht erstickt wird."

Bis sie gewachsen sei, betete sie inbrünstig, möge er ferner keine Unzufriedenheit mit ihren Briefen, keinen Argwohn gegen den Ton derselben hegen. Sie hatte so liebevoll geschrieben, als sie konnte, aber er hatte doch recht, von ihnen zu sagen,

„Mabel hätte sie schreiben und die ganze Welt sie lesen können.“

„Was für ein kleines Ungeheuer ich bin, daß ich nicht hübscher schreibe,“ dachte sie, als sie die erste leichte Zeile «Mein lieber Claudio» zu Papier brachte und dann überlegte, was sie mit gutem Gewissen sagen könnte, das ihm lieb zu hören sei. Aber dann erinnerte sie sich, daß sie ein weit größeres «Ungeheuer» wäre, wenn sie den Brief auf Kosten der Wahrheit gefühlvoller machte. Sie gerieth über diese Gedanken wieder in eine solche Unruhe, daß sie froh war, die Feder niederzulegen, als Mabel sie zum Frühstück rief.

Elftes Capitel.

Zum ersten Mal in der Höhle.

„Ich will Percy würdig sein und ihn nicht mit zur Schau getragenen Eifersüchteleien und kleinlichem Mißtrauen quälen,“ so hatte Mabel ungefähr gedacht, als sie ein paar Stunden in der Nacht wachte. Infolge dieses löblichen Entschlusses stellte sie sich gewissermaßen ganz außer Frage, als man verhandelte, was an dem Tage unternommen

werden sollte, brachte dadurch Leonie in Verlegenheit und machte Percy ärgerlich.

„Mache mit Leonie eine recht schöne, lange Spazierfahrt. Ich habe viel im Hause zu thun, lieber Mann,“ sagte Mabel.

„Was kannst Du zu thun haben, was Dich abhält, Deiner ersten Pflicht als Wirthin nachzukommen?“ fragte er fast heftig. Leonie versuchte Oel auf die aufgeregten Wogen zu gießen und sagte: „Mabel und Claudio sind darin gleich; sie opfern sich auf, um den Menschen, die sie gern haben, die größte Gunst zu beweisen. Claudio würde Ihnen seine Anerkennung dadurch zu bezeigen suchen, daß er sie allein mit mir spazieren schickte, da meine Gesellschaft in seinen Augen das Kostbarste ist; aus demselben Grunde bietet mir Mabel Ihre Begleitung an.“

„Ich bin doch nicht so ganz sicher, ob Claudio Dich mit Percy allein ausschicken würde,“ sagte Mabel unklug. Dann aber fiel ihr ein, was sie sich vorgenommen hatte und so nahm sie eine Miene an, die halb reuig, halb neckisch war und sah Percy an.

„Da wir nun den nothwendigen Unsinn absolvirt haben, wollen wir vernünftig reden. Was nehmen wir vor, Mabel? Du bist unsere Leiterin.“

„Wir wollen in die Höhle gehen. Es soll schauerlich darin sein.“

„Das ist ein sehr einladender Grund, hinzugehen,“ antworte Percy. „Fühlst Du Dich berufen, Miß Geneste lebendig zu begraben, oder findest Du es überhaupt angenehm, früher, als unbedingt nöthig, in das Innere der Erde zu steigen?“

„Ich möchte gern hin,“ bemerkte Leonie, die sich vorgenommen hatte, jeden Vorschlag Mabel's zu unterstützen, denn dieses Verhalten war das einzige gefahrlose in Rosenau. „Ich habe nie eine Höhle gesehen, außer der im Colosseum, und die ist mehr düster und bedrückend als schauerlich.“

„Ganz recht; und nach Allem, was ich höre, scheint diese Höhle der des Colosseums weit überlegen zu sein. Wenn sie uns bedrückt, wird es durch ihre Großartigkeit sein. Sie kann nur jene «göttliche Traurigkeit» hervorbringen, welche wir im Anschauen des unendlichen Meeres oder der höchsten Schönheit empfinden.“

„Nehmen wir Lampen mit?“

„Nein, die poetische Wirkung wird auf einfachere Weise hervorgebracht, nämlich durch ein paar Pfund Lichter.“

„Wir schneiden sie in zwei Stücke,“ unterbrach Mabel, „denn sie brauchen nicht lange zu brennen,

und je mehr Lichter sind, um so hübscher soll es aussehen."

„Ich rathe den Damen, die weiten, wallenden Gewänder abzulegen," bemerkte Percy, „denn es ist feucht und eng. Kurze Kleider sind am besten."

„Es ist doch nicht gefährlich?" fragte Leonie. „Sind keine halbversteckten Löcher oder grundlose Brunnen, die man unabsichtlich erforschen kann? Ich gestehe Ihnen, daß ich eine ganz entschiedene Abneigung habe, lebendig begraben zu werden. Einmal war ich in Norfolk aus Versehen in einem Kirchengewölbe eingeschlossen und wurde halb unsinnig vor Angst. Nicht wahr, wir haben einen bewährten Führer, der uns sicher herausbringt?"

„Natürlich. Tausende von Leuten haben, wie man im Colosseum sagt, die Höhle mit Vergnügen und Nutzen besehen, ohne im Mindesten in Gefahr zu gerathen. Den Schlüssel erhält man von einer alten Frau, die uns als Genius des Lichtes begleitet. Ich werde hingehen und sehen, daß Alles in Ordnung ist. Wollen Sie in einer Stunde fertig sein?"

„Warum sollen wir jetzt noch nicht gehen?" fragte Mabel und stand auf. „Ich werde die Hüte holen. Es ist Unsinn, sich noch umzuziehen. Nicht wahr, wir gehen so?"

„Ja, wenn Du willst. Ist es weit?“

„Man muß über die Wiese dort und dann in das Gehölz gerade gegenüber,“ antwortete Percy und trat an das Fenster, wohin ihm Leonie folgte. „Sie sprachen von lebendig begraben werden. Ich werde nie vergessen, welche Qual ich litt, als ich einst in den Ruinen einer alten Abtei herumwandelte, die in einer unserer schönsten binnenländischen Grafschaften liegt. Einige Arbeiter, die darin beschäftigt waren, fanden eine Nische in der dicken Mauer. Es lag ein Haufen von Knochen darin und ein bedeutsam entsetzlicher Krug, der das Wasser enthalten, mit dem der Unglückliche die sterbenden Lippen gefeuchtet hatte. Es war trauriger, als alle Gedichte, die je gesungen worden sind.“

„Das hast Du mir nie erzählt, Percy,“ sagte Mabel.

„Wir haben noch nie von Lebendigbegrabensein geredet,“ antwortete er. „In der That, so tief mich der Anblick damals erschütterte, so hatte ich doch die Begebenheit vergessen, bis mich Miß Geneste's Bemerkung daran erinnerte.“

„Und nun Du Dich daran erinnert hast, machst Du doch ein Gedicht daraus; nicht wahr, Percy?“ bat Mabel. Sie hatte ungefähr die Auffassung,

wie jene Mutter eines großen Künstlers, deren Sohn eine Zeichnung, die er in einer Stunde gemacht, für dreißig Pfund Sterling verkauft hatte, und die nun meinte, er könne sein ganzes Leben über mit Leichtigkeit zehn Schillinge in der Minute verdienen.

„Hoffentlich nicht, ehe wir in der Höhle gewesen sind," lachte Leonie, dann setzten sie die Hüte auf und gingen fort, den Schlüssel und die Lichter zu holen.

Der Eingang zur Höhle befand sich an der Seite eines ansehnlichen Hügels, Tor in der Landessprache genannt. Der Gipfel desselben war mit herrlich belaubten Bäumen bewachsen und um seine harte granitene Stirn schlangen sich Geisblatt, Epheu und Farrenkräuter in üppiger Fülle. „Das Innere der Höhle kann nicht halb so schön wie dieser Anblick sein," meinte Leonie und setzte sich auf einen mächtigen Kieshaufen vor der Thür. „Warum aus dem Sonnenlicht in das Dunkel und die Nässe gehen, da wir es nicht nöthig haben?"

„Ich finde es immer gut, wenn man Alles sieht, was merkwürdig oder seltsam ist," bemerkte Mabel in belehrendem Ton. „Wir sollten nie die Gelegenheit verabsäumen, uns zu unterrichten; meinst Du nicht auch, Percy?"

„Gewiß,“ entgegnete er kurz. Es machte ihn verlegen, Mabel in diesem Ton reden zu hören, obwohl er sich sagte, daß Leonie ihn kennen müsse. „Ich glaube nicht, daß wir uns in der Höhle sonderlich unterrichten werden,“ fügte er geduldiger hinzu, als er an Mabel's Gesicht merkte, daß sie sich der Plattheit bewußt sei, die sie gesagt hatte. „Der beste Grund hineinzugehen ist der, daß wir beim Herauskommen den Sonnenschein um so schöner finden werden. Kommen Sie, Miß Geneste, die Lichter sind für uns angezündet.“

Sie gingen durch eine schmale Kluft, die von mächtigen Granitblöcken und glänzenden Felsplatten gebildet wurde. Die Höhle war hier so niedrig, daß sie sich nicht aufrecht halten oder in die Höhe sehen konnten. Aber als sie einige Geröllhaufen überstiegen und eine Art von Amphitheater erreicht hatten, sahen sie, daß der ganze Raum mit blitzenden Tropfsteinbildungen erfüllt war, und gestanden ein, daß er eine so eigenthümliche, große, zauberische Schönheit besäße, welche für eine Zeit lang vollkommen für den Verlust des Sonnenlichtes entschädige.

Wie die Lichter aufblitzten und sich dann wieder verdunkelten, die Gegenstände immer seltsamere Gestalten annahmen, fragte Leonie: „Erinnert es Sie nicht an Dante's Inferno?“

„Mehr an Doré's," erwiderte Percy lachend.

„Könnten diese Felsen nicht Titanengräber sein? Ist es nicht schwer, zu glauben, daß sie seit Tausenden von Jahren wandellos wie die Sterne gestanden haben, oder daß ein Zufall ihnen die Gestalt von Sarkophagen gegeben? Nein, Titanenhände müssen diese riesigen Formen gebildet haben."

„Nicht doch, Percy," wendete Mabel ein, die ihr Kleid ängstlich um sich zusammenzog und sich scheu nach etwa verborgenen Kröten umsah. „Rede doch nicht so, es überläuft mich kalt, wenn ich denke, daß die fürchterlich großen Männer und Weiber etwas damit zu schaffen haben sollten; trotzdem ich recht gut weiß, daß die Höhle eine natürliche Bildung ist; das sagt Jeder."

„Haben Sie jetzt genug davon, Miß Geneste?"

„Nein," antwortete Leonie von einer Erhöhung aus, auf die sie gestiegen war. „Noch lange nicht. Ich fühle mich ordentlich hierher gebannt, und ich glaube, es würde mich nicht entsetzen, es würde mich kaum wundern, wenn aus dem Dunkel plötzlich ein riesenhaftes Wesen auftauchte. Sie «sind», das merkt man hier."

„Leonie kommt auf ihren alten Riesenglauben zurück," sagte Mabel lachend.

„Nicht Riesen meine ich," entgegnete Leonie,

„die sind mir für diesen Raum lange nicht groß genug. Ich stelle mir vor, es hat einst ungeheuer große, stille Wesen gegeben, nach deren Muster die Sphinx gebildet worden ist. Als ich ein kleines Kiud war, las ich einmal eine sehr anziehende Geschichte, die mir zwar bis jetzt gänzlich entfallen war, deren ich mich aber nun deutlich erinnere. Du mußt sie auch gelesen haben, Mabel. Es war ein Märchen von einem Wanderer, der plötzlich in einen Urwald gerieth. Nachdem er viele Tage durch das dicht verwachsene Gestrüpp gewandert, kam er auf einen Platz von mächtigen Bäumen umgeben. Ueber diesem Platz lag eine Stille — eine Stille, die so tief und ernst war, daß er fühlte, sie müsse hier Tausende von Jahren geherrscht haben. Und mitten auf dem Raume standen zwei Throne, zwei prächtige Märchenthrone, auf denen saß ein Titanenkönig und eine Königin, so schön, riesenhaft und regungslos, daß ich mir beim Lesen recht klein und erbärmlich vorkam. Auf irgend eine Weise erfuhr der Wanderer, daß sie verdammt wären, hier zu sitzen, entweder für alle Zeiten — oder bis sie aufhörten, sich zu lieben, das weiß ich nicht mehr genau. Ich weiß nur, daß ich lange Zeit nachher ein schmerzliches Bewußtsein meiner eigenen Kleinheit fühlte.“

„Sie hatten «Unendlichkeiten geschaut», wie Carlyle sagt, und fühlten sich dadurch beklommen.“

„Ja, sehr beklommen.“

„Nein, Leonie,“ begann Mabel mit einer Miene, als habe sie lange genug geduldig gewartet und sei nun mit Gewalt in den Stand der Nothwehr gesetzt, „willst Du jetzt kommen, oder den ganzen Tag hier bleiben?“

„Ich bin ganz bereit, zu gehen,“ antwortete Leonie, erhob sich schnell, rutschte von dem Geröllhaufen herunter, auf den sie sich gesetzt hatte, fiel und merkte beim Aufstehen, daß ihr Knöchel verstaucht sei.

In dem Augenblick, als Mabel die Freundin leiden sah, war sie zärtlich, liebevoll und theilnehmend.

„Ich habe einen Abscheu vor Leuten, die sich bei jeder Gelegenheit die Glieder verrenken zur Unbequemlichkeit und Sorge ihrer Bekannten,“ sagte die arme Leonie kleinlaut. Das Ehepaar half ihr aus der Höhle heraus und Percy eilte nach Hause, den Wagen zu holen. „In ein paar Tagen ist Alles wieder gut, Mabel, und Du mußt mir nur versprechen, daß Ihr Euch nicht durch mich in Euern Unternehmungen stören laßt. Ich werde bald wieder gehen dürfen und kann meine Zeit

vortrefflich durch Lesen oder Briefschreiben hinbringen."

„Stören in unseren Unternehmungen, das darfst Du nicht sagen, Leonie. Wir geben Dir das Wohnzimmer wegen der Aussicht und wollen es Dir schon behaglich machen. Armes Ding, wie Dein Knöchel schon angeschwollen ist!"

„Ich muß heute noch an Claudio schreiben," sagte Leonie ängstlich, als der Knöchel eingerenkt und verbunden war, „sonst kommt der Brief nicht mehr mit dem Postschiff fort. Laß es mich versuchen, Mabel."

„Laß sie es versuchen," flüsterte Percy, „sie fiebert und regt sich nur noch mehr auf, wenn wir sie nicht gewähren lassen."

Leonie versuchte es, vermochte aber nicht zu schreiben, und so kam es, daß Claudio mit dieser Post aus der Heimath nur einen Brief seiner Schwester erhielt, in dem diese die Geschichte mit dem verstauchten Knöchel sehr rührend erzählte.

Als der junge Kapitän Hamilton las, wie Leonie vor dem Einrenken, während desselben und nachher ausgesehen hätte, denn Mabel war darin eine ächte Dame, daß sie ihm keines der schmerzlichen Details schenkte, — als er dies las, meinte er, Leonie würde ihren Leiden erliegen, ehe sie seine

Frau werden, ja ehe sie ihm nur sagen könne, daß sie seine glühende, durch die Trennung sich immer steigernde Liebe in demselben Maße erwidere. Der verstauchte Knöchel einer anderen Dame wäre ihm eine Kleinigkeit geschienen, aber er meinte, Leonie müsse jeden Schmerz heftiger als jede andere Dame empfinden. Er meinte, sie müsse sehr krank gewesen sein, daß sie das Schreiben an ihn gelassen habe, weil er selbst die letzten Lebenskräfte zusammengerafft hätte, wenn es sich um einen Brief an sie gehandelt.

Ein paar Stunden, ein paar Tage widerstand er dem grenzenlosen Verlangen, sie zu sehen, und der Furcht und Qual, daß ihm dies Glück vielleicht nie mehr zu Theil werden würde. Dann unterlag seine Widerstandskraft und er reichte seine Entlassung von diesem Commando ein.

Zwölftes Capitel.

Die Erwartung.

Als Kapitän Hamilton und Mrs. Pollock den Ort ihrer Bestimmung erreichten, war es eine halbe Stunde vor der Zeit, um die der Hausherr ge-

wöhnlich zurückzukehren pflegte. Franziska und ihr Begleiter waren von Miß Dennet mit mehr Erstaunen als Verlegenheit aufgenommen worden. Dann hatten die beiden Damen einander durch schweigendes Uebereinkommen gemieden, und Kapitän Hamilton suchte auch hier vermittelnd aufzutreten, indem er ein paar freundliche Worte zu Clara sagte. Sonderbar, wie es scheint, inconsequent, wie es nach allem Vorangegangenen war, empfand Miß Dennet wirklich mehr Erstaunen, als Aerger, Mrs. Pollock wieder zu sehen. Denn am Morgen hatte sie sich gesagt, daß ihr ganzer Zweck verfehlt sei, wenn Gottfried sich ohne seine Frau unglücklicher fühlte, als mit ihr.

Es ist seltsam, wie glatt im gewöhnlichen Leben sich tragische Verwickelungen abspinnen. Diese beiden Frauen begegneten einander und setzten sich einander gegenüber, als ob sich das ganz von selbst verstehe. Kapitän Hamilton fand es durchaus nicht schwer, dieselben Dinge zu reden, wie bei jedem anderen Vormittagsbesuch. Die erste halbe Stunde, die bis Gottfried's Heimkehr vergehen mußte, verlief leidlich schnell, aber als der Zeiger auf zehn Minuten vor Sechs stand, wurde Allen beklommen zu Muthe.

„Gottfried kommt heute später als gewöhnlich,“

sagte Miß Dennet endlich zu Franziska, und diese antwortete in einer Art, die das Herz einer jeden unrechtmäßigen Nebenbuhlerin besänftigen mußte: „Ja, und es ist nicht die Kenntniß meiner Anwesenheit, die ihn vom Zurückkommen abhält; denn wir haben deshalb den Wagen fortgeschickt.“

„O, ich zweifle nicht, daß er bald zurückkommt,“ antwortete Clara und dann trat wieder tiefes Schweigen ein.

Sie warteten mit unterdrückter Ungeduld und Jedes betete im Stillen, lieber die schlimmste Gewißheit zu haben, damit nur das Warten aufhöre. Sie warteten bis der Abend hereinbrach, bis aus der Ungeduld die entsetzlichste, bangste Sorge wurde.

„Es muß etwas vorgefallen sein,“ jammerte Franziska endlich. Sie sagte dieselben Worte, die vor kurzer Zeit Miß Dennet in Bezug auf sie angewendet, als Gottfried auf Franziska und sein Essen wartete. Und dann suchte Jedes es zu erklären, warum Mr. Pollock wahrscheinlich so spät komme, und Jedes fühlte sich unbefriedigt von den Gründen, die die Andern angaben. „Ich werde nach seinem Comptoir schicken,“ sagte Franziska, als alle Uhren Zehn schlugen, „oder vielmehr werde ich selbst hingehen, denn geschehen muß etwas sein.“

Sie erhob sich, Thränen in den Augen und sehr

blaß, trat auf Miß Dennet zu, die halb verborgen hinter der Gardine saß und auf die Straße starrte, als ob sie den Erwarteten dadurch früher nach Hause bringen könne.

„Sagen Sie mir, wie er heute Morgen aussah und was er sagte," begann sie mit ihr ungewohnter Lebhaftigkeit. „Sagen Sie mir — sagen Sie mir, ob er den Eindruck machte, als würde er in dieser Weise fortbleiben?"

„Sie wissen, wie sehr sich Gottfried zu beherrschen versteht," entgegnete Clara ausweichend. Obgleich sie selbst jetzt ernstlich in Sorge war, regte sich doch eines ihrer besseren Gefühle, das sie antrieb, die Frau nicht noch mehr in Angst zu versetzen.

„Tausend Umstände verschwören sich oft, Herren über ihren Urlaub hinaus zurückzuhalten," bemerkte Kapitän Hamilton mit einem schwachen und mißglückenden Versuch, einen Scherz zu machen. „Ich freue mich," fuhr er fort, „daß wir beschlossen haben, daß meine Tochter und mein Schwiegersohn nicht mit mir zusammen leben werden. Wenn Percy jemals nicht auf die Minute nach Hause käme, würde Mabel mir so lange zusetzen, bis ich auch meinte, er sei ermordet."

„Ich weiß, daß das nicht ganz Ihre Meinung

ist; aber es ist so gütig von Ihnen, mir meine Befürchtungen als thöricht darstellen zu wollen," antwortete Franziska mit mattem Lächeln. „Percy's und Gottfried's Gewohnheiten sind so sehr verschieden von einander. Die Bahnen meines Bruders waren die eines Kometen. Nein, ich kann es nicht länger aushalten." Sie schritt dabei auf die Thür zu, aber die Hand ihres alten Freundes hielt sie zurück.

„Wo wollen sie hin?" fragte er. „Doch nicht nach dem Comptoir; da kann er nicht mehr sein."

„Was kann ich thun?" entgegnete sie. „O, ein Mann kann nicht fühlen, wie mich meine Hülflosigkeit drückt. Was thun? An wen mich wenden?"

„Sie sollen thun, was am weisesten ist: hier geduldig warten. An «wen» Sie sich wenden müssen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

In tiefer Trauer, banger Sorge und sehr gedemüthigt hörte das Mädchen im Fenster Alles mit an und wußte, daß es so gerecht sei. Es war die Gattin, deren Sorge und Kummer gelindert werden sollten. Die Gattin wurde an Denjenigen verwiesen, der allein Trost spenden kann: die Gattin besaß in dieser Stunde des Leidens die Stütze eines treuen Freundes: der Frau, die sündenrein dastand, bot man diese Hülfe und diesen Trost, nicht ihr,

die eine sündige Liebe unter dem Deckmantel der Pflicht und Frömmigkeit genährt hatte.

Die Zeit verging; alle Drei versuchten manchmal, ihre Angst geringer erscheinen zu lassen, als sie war, indem sie nach gleichgültigen Dingen fragten und sich die Miene gaben, als sei ihnen an der Antwort gelegen. Aber es nützte nichts, der Eine Gegenstand machte immer wieder sein Recht geltend. Gottfried war nicht nach Hause gekommen. So lange man noch nicht die Ursache seiner Abwesenheit kannte, war sein Haus eine Stätte des Jammers ohne ihn, so unliebenswürdig er auch gewesen war. Jede der drei Personen meinte, sie hätte das Warten besser ertragen können, wären die Anderen nicht dabei gewesen, und keine wagte, die ganze Ausdehnung ihrer Besorgniß und ihres Jammers zu zeigen.

Endlich ließ sich ein lautes, doppeltes Klopfen an der Hausthür vernehmen, ein Briefträgerklopfen, wenn auch die Poststunde längst vorbei war. Aber es war nur ein Bote, der die Nachricht brachte, daß Gottfried Pollock in einem der Säle des Sankt-Georghospitals liege, und daß Alle, die ihn sehen wollten, ihn dort aufsuchen müßten. Man hätte ihn bewußtlos auf der Straße gefunden, — betrunken, wie man zuerst gemeint, aber dann habe

man gemerkt, es sei ein Schlaganfall gewesen; und das Bewußtsein sei noch nicht zurückgekehrt. Weiter wußte der Bote nichts zu berichten, außer daß sie ihn am folgenden Tage zwischen zwölf und vier Uhr Nachmittag sehen könnten.

Stellt Euch vor, wie entsetzlich die Zeit für die Frauen war, bis die Stunde herankam, in der sie ihn sehen durften. Wie jede auch über sich selbst, wie sie über einander urtheilten, waren sie doch verdammt, die Zeit gemeinschaftlich hinzubringen. Es wäre verlorene Mühe gewesen, sich zu Bett zu legen, und so saßen sie die Nacht auf in einer Qual, wie der Mensch sie zu seinem Glück gewöhnlich nur ein einziges Mal in seinem Leben durchmacht. Der Unglückliche erstarrt vor Kälte und ist durch nichts zu erwärmen; er wird sprachlos, weil er fühlt, wie müßig jedes Wort ist. So saßen sie durch die lange, bange Nacht, und rafften sich auf, nur um Morgens die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, die längst beendigt waren, ehe es halb Zwölf wurde und sie aufbrechen konnten, um Gottfried Pollock um zwölf Uhr zu sehen.

Kapitän Hamilton blieb nicht die ganze Zeit bei ihnen. Er fuhr nach dem Comptoir, um dort die nöthigen Verabredungen zu machen, und kaufte auf dem Rückweg jede erdenkliche und auch viele

unzweckmäßige Erleichterungen für einen besinnungslosen Kranken. Um halb Zwölf stand er mit dem Wagen vor der Thür, und nun fand folgendes Zwiegespräch zwischen den Damen statt.

„Sie haben noch nicht den Hut auf, Miß Dennet. Sie kommen doch mit?“

„Darf ich?“ fragte Clara demüthig. „Sie haben darüber zu bestimmen, obgleich mir das Herz brechen würde, wenn ich meinen armen Vetter nicht sehen dürfte.“

„Sagen Sie nicht, daß Ihr Herz brechen wird,“ entgegnete Franziska sanft, „dazu gehört viel und meins ist nicht gebrochen! Ja, kommen Sie, es wird ihm lieber sein, uns zusammen zu sehen, als mich — oder Sie allein.“

Clara Dennet kam mit.

Es war eine entsetzliche Fahrt für die Damen, und sie suchten sie nicht durch Sprechen zu verkürzen. Das Schweigen wurde zuerst gebrochen, als sie vor der Thür am Grosvenorplace still hielten. Franziska war eben im Begriff, aus dem Wagen zu steigen, aber sie zuckte zurück und sagte: „Wie können sie Alle so heiter vorbei reiten, wo so viel Elend hinter den Mauern liegt!“

Mit «sie Alle» meinte sie eine Gruppe eleganter Damen und Herren, die ihr Morgenspazierritt

von Belgravia nach dem Row an dem Krankenhause vorüber führte. In der Kavalkade erkannte sie einige Damen, mit denen sie zusammengekommen, als sie noch die schöne Miß Burgoyne war, die man nur für einen hohen Preis erringen konnte. Jene Damen bewegten sich immer noch auf der Höhe der Gesellschaft, während sie so elend und gebeugt war. Kein Wunder also, daß sie sich mit dem Ausruf zurückzog: „Wie können sie Alle so heiter vorbei reiten, wo so viel Elend hinter den Mauern liegt!"

Nur Diejenigen, die durch die Säle eines Hospitals gewandert sind, deren Blicke bei jedem Schritt auf Schwerkranke und Sterbende gefallen sind, können sich vorstellen, was die beiden Frauen durchmachten, die zu Gottfried Pollock's Schmerzenslager gingen. Rings um sie her lagen schwer leidende Beispiele der Folgen, die Unglück, Sünde, Leichtsinn oder Verbrechen hervorbringen. Dort auf jenem Bett forderten die leuchtenden Augen, glänzenden Farben und der rührend hoffnungsvolle Ausdruck einer Schwindsüchtigen im letzten und den Kranken am meisten trügenden Stadium einen Augenblick der Theilnahme und des tiefsten Mitleids. Daneben ganz versenkt in Verzweiflung über Alles in dieser und jener Welt lag die Ruine einer einst

schönen Frau, die innerlich und äußerlich das Edelste verloren hat, was ein Weib besitzt, ein gefallener Stern, dessen Irrwege die Welt so hart bestraft, daß der Himmel gewiß das Gebet erhören wird, das sie fühlt, wenn sie es auch nicht auszusprechen wagt; eine Magdalene, die dem Heiland kein Glas köstlicher Salbe, sondern nur ihre Thränen bringen kann. Neben ihr lag ein kleines Mädchen, dessen Leben am vorhergehenden Tage durch einen Unfall schwer bedroht worden war, und dessen Gesicht jenen Ausdruck vertrauensvoller Resignation hatte, wie man ihn nur bei Kindern sieht. Ein Stück weiter raste ein robustes Weib in fürchterlichen Phantasieen. Dieser Saal, durch den sie geführt wurden, hatte ihnen schon einen Vorgeschmack des Todes gegeben, aber sie waren doch noch nicht genügend vorbereitet für das Leiden, das ihrer in dem kleinen Krankenzimmer wartete, in das man Gottfried als besonders «schlimmen Fall» gebracht hatte. Er war noch immer bewußtlos und rang mühsam nach Athem; trotz seiner Bewußtlosigkeit that er es mit einer gewissen Energie. Eine Krankenwärterin stand neben ihm und auch der Arzt trat hinzu, als Franziska versuchte, sich ihm zu erkennen zu geben.

„Wir haben für ihn gethan, was wir konnten," sagte der Doktor, dann ging er an Kapitän Ha-

milton heran und sagte ihm mit leiser Stimme, „er habe gehofft, daß es vorüber sein würde, ehe die Frau käme, da an Genesung nicht zu denken sei. Suchen Sie sie unter irgend einem Vorwande zu entfernen," fügte er hinzu.

Aber Franziska blieb taub gegen jede Vorstellung.

Dreizehntes Capitel.

Im Hospital.

Der Versuch, ein erlöschendes Lebenslicht anzufachen, das nach menschlicher Berechnung dann doch nur noch ein paar Stunden glimmen kann, ist eine jener schmerzlichen und vergeblichen Anstrengungen, bei deren näherer Beschreibung ich nicht verweilen will. So weit es verträglich ist mit den Begebenheiten, die ich zu berichten habe, möchte ich die Ausmalung des Grauenhaften vermeiden. Ich überlasse Anderen, deren Talent so groß ist, daß sie jeden, auch den abstoßendsten Gegenstand darstellen können, die Leser zu befriedigen, welche ein Bild von «der letzten Stunde» mit photographischer Treue und dramatischem Effekt vor sich sehen wollen. Ich schildere lieber die Menschen, wie sie leben und lie-

ben. Sie vermag mein schwacher Pinsel besser darzustellen, als diejenigen, die zu Helden werden, weil sie sterben müssen. Mit einer Entschuldigung gegenüber allen Denen, die eine genaue Beschreibung von Gottfried Pollock's Sterbebett erwartet haben, beschränke ich mich darauf, zu sagen, daß er verschied, ehe die Uhr Vier schlug und die Besucher das Hospital verlassen mußten. Es hatte eine Ergießung des Blutes in das Gehirn stattgefunden, ob in Folge großer innerer Aufregung, oder einer anderen Veranlassung, konnten die Aerzte nicht feststellen, und es war nun mit ihm zu Ende, wenigstens was diese Welt betraf.

Es war eine hoffnungslose, traurige Fahrt zurück nach dem düsteren Hause im westlichen Centraldistrikt. Es wurde noch trauriger, als Kapitän Hamilton die Frauen endlich verlassen mußte; aber er versprach, an Percy zu telegraphiren und Mrs. Burgoyne zu schicken. Das letztere Versprechen war, genau genommen, kein tröstliches für Franziska. Sie wußte, daß ihre Mutter ihren Schmerz nicht verstehen könne. Mrs. Burgoyne würde meinen, daß der Tod ihres Gatten und die Art desselben kein tiefer Schmerz für sie sein könne, weil sie ihn ursprünglich nicht geliebt habe. Aber nach Percy sehnte sie sich; denn Percy mit all seinem

Herabblicken auf Mr. Pollock's hausbackenes Wesen, ja bei aller Abneigung gegen den Mann und Empörung über die Behandlung seiner Schwester war doch außerordentlich theilnahmevoll. Er verstand mit den Weinenden zu weinen, besonders wenn es Frauen waren. Er würde alle spitzfindigen Quälereien verstehen, die Franziska's Herz beunruhigten, und sie so niederbeugten, daß sie meinte, nie wieder Frieden finden zu können. Er würde es begreifen, daß sie Clara nicht unbedingt mehr haßte. Franziska wollte ihm sagen, daß sie Miß Dennet zu verzeihen bereit sei, wenn sie sich auch in Zukunft nicht ferner um das Mädchen kümmern wolle.

Durch alle selbstquälerischen Ideen hindurch behielt es Franziska vor den Augen, und dieser Gedanke stimmte sie noch milder gegen Clara, daß der Tod ihres Mannes in Folge einer schmerzlichen Aufregung eingetreten sei, obgleich er Miß Dennet in seiner Nähe behalten hatte. Der frühere freundliche Ton, in dem sie mit dem Mädchen gesprochen, als die heimathlose Fremde zuerst in ihr Haus kam, lag wieder in ihrer Stimme, als sie Miß Dennet die Hand hin hielt und ihr sagte, sie möge sie in Frieden nehmen um Gottfried's willen.

Miß Dennet ergriff die Hand, nicht aus Zwang, nein, mit einer gewissen Freudigkeit. Sie bekannte

mit tiefer Beschämung vor sich selbst, daß sie lange genug Böses gethan habe, um Gutes herbeizuführen. Nicht die Besorgniß um sein geistiges Wohl, sondern irdische und sündige Liebe zu Gottfried würde die Quelle gewesen sein, aus der ihre alle äußerlich gerechten und pflichttreuen Handlungen entsprangen. Die scharfe, schneidende Moral, die uns erst durch eigne Erfahrung klar wird, drängte sich ihr auf, als sie in den ersten Stunden nach dem Verlust dasaß und sich selbst das Bekenntniß ihrer Thorheit und Sünde vorhielt. Die häßlichen, harten Wahrheiten schafften sich Gehör und hielten ihr vor, wie wenig weiblich und christlich sie in vieler Beziehung gehandelt habe. Sie bildeten eine lange Reihe, als nun eine nach der andern vor sie hintrat. Sie bebte davor zurück, sie genau zu betrachten, und das anklagende Gewissen gab ihr einen Vorgeschmack von Höllenqualen.

Ja, häßliche, bittere Wahrheiten waren es, die sich fast widerwillig ihren Blicken aufdrängten. Vor langer, langer Zeit hatte sie einem Manne ihr Herz geschenkt, ohne daß er es gewünscht oder darum geworben hatte. Aber das war kein Unrecht, höchstens eine Thorheit gewesen, eine verzeihliche vielleicht sogar, die sie jetzt gern aller Welt offenbart, wenn dies Geständniß die späteren

Sünden hätte ungeschehen machen können. Dann waren Jahre gekommen, in denen sie fern von jedem mildernden Einfluß gelebt, Jahre, in denen sie sich innerlich verhärtet hatte und dies Unrecht durch äußerliche Werkgerechtigkeit auszugleichen suchte. Nun war sie der Versuchung entgegengegangen — und ihr erlegen. Sie hatte des Gatten ihrer Nächsten begehrt und Fallstricke auf den Weg seiner Frau gelegt. Sie hatte versucht, sich Gottfried Pollock unentbehrlich zu machen. Jetzt wurde ihr der Lohn für diese Thaten. Mochte sie die Sache durch wohlklingende Phrasen übertünchen, wie sie wollte, sie wußte doch, daß ihre Motive schlecht und ränkesüchtig gewesen waren, wenn auch kein gleich harter Tadel ihr Betragen treffen konnte. Nun war die Strafe gekommen, wie sie immer kommt in dieser Welt oder jener. Er war todt, für den sie intriguirt und gesündigt hatte, gestorben aus Gram über den Verlust seiner Frau — und seine Frau vergab ihr! Das Herz des Mädchens war ganz gebrochen und von aufrichtiger Reue erfüllt, also ein wohlgefälliges Opfer.

Percy Burgoyne kam am folgenden Tage und blieb bis nach dem Begräbniß bei seiner Schwester, die er dann mit sich nach Rosenau nahm. Mit einer an ihr neuen Sanftmuth und Bescheidenheit,

die sogleich Franziska's Herz gewann, bat Miß Dennet, man möchte ihr erlauben, mit den Kindern in der Londoner Stadtwohnung zu bleiben, bis sich Mrs. Pollock entschieden habe, wohin dieselben kommen sollten.

„Es ist besser, für die Kinder, wenn sie bei ihr als bei Mama bleiben. Wenn ich sie mitnähme, hättest Du Noth, sie in Deinem Hause unterzubringen, Percy," sagte Mrs. Pollock.

Mr. Burgoyne gab gern seine Einwilligung zu dem Vorschlag, da er durchaus nicht darauf gestellt war, so viele Kinder in seinem Hause zu haben.

„Ich werde Ihnen mein ganzes Leben über dankbar sein, daß Sie mich an jenem Tage zur Rückkehr zu meinem Mann bewegten," sagte Franziska beim Abschiede zum Kapitän Hamilton. „Freilich kann ich nie wieder glücklich werden, aber ich bin weniger unglücklich, als ich gewesen sein würde, hätte ich nicht die Absicht gehabt, mich mit ihm auszusöhnen, ehe ich wußte, daß er dem Tode nahe war."

„Sie sind zu jung, um nie wieder glücklich zu werden, und ich bin alt genug, um das zu wissen, liebe Mrs. Pollock," sagte der alte Herr freundlich. „Ich hoffe, das Leben wird noch reich an Freude

für Sie sein, obgleich es mir vielleicht weh thäte, wenn Sie jetzt auch schon so dächten."

„Nein," sagte sie ernst, „das glaube ich nicht. Ich habe viel gelitten, meine Zeit ist vorbei!"

Dann sagte sie ihm Lebewohl, er küßte sie auf die Stirn; sie nahm in seinem Herzen die Stelle nach Mabel und Leonie ein und er wünschte, daß er einst bei einer freudigeren Gelegenheit den Vermittler abgeben dürfe.

So ging Franziska mit Percy nach Rosenau. Alle waren bemüht, ihr den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, selbst Cavac verließ die bequemsten Polster, um sie der sanften Frau zu überlassen, welche meinte, daß das Leben für sie vorüber sei, obgleich sie tief im Innern zugeben mußte, es habe noch gar nicht angefangen.

Bald erzählte man sich in dem ganzen Dorf und der Nachbarschaft, die junge Wittwe wäre ihrem Mann fortgelaufen und er habe sich in Folge dessen das Leben genommen; und mehrere Leute machten ihr aus Neugierde einen Besuch. Sie sagten, sie thäten es, weil sie nicht argwöhnisch erscheinen wollten, während Andere sich fern hielten und erklärten, sie könnten es nicht geduldig mit ansehen, daß sie nach dem Vorgefallenen so sanft und unschuldig aussähe. Dann verbreitete sich ein Ge-

rücht, Bekannte aus London hätten geschrieben, bei Mrs. Pollock's Bankerott sei der Verdacht betrügerischer Unterschleife wach geworden, ein Verdacht, der, wie der Leser sich erinnern wird, nie existirt hatte. Dann wieder wollte Jemand aus bester Quelle wissen, daß es in dem Hause überhaupt nicht so zugegangen sei, wie es ehrbare Leute gern sähen, es wäre da eine Miß Dennet gewesen und Mrs. Pollock habe man auch zu ganz unpassenden Zeiten im zoologischen Garten gesehen.

So wuchs der müßige Klatsch, wie er immer wächst, wenn er in einem engen Kreise seine Nahrung aus einem neuen Gegenstand ziehen kann, bis endlich nur die Bewohner von Rosenau selbst nicht ahnten, wie sehr Aller Augen auf sie gerichtet waren.

Unterdessen schritt das «Sommerlied» unter den glücklichsten und anregendsten Umständen vor. Man muß sich erinnern, wie viel Percy auf Schönheit und Anmuth gab, um ganz verstehen zu können, welchen Genuß die Gesellschaft der drei schönen Frauen ihm gewährte. Sie inspirirten ihn auf verschiedene Weise. Als die Sommersonne an Kraft gewann und die Schönheiten der Gegend immer deutlicher hervortreten ließ, nahmen Percy's Verse immer mehr an Kraft und Schönheit zu. Die Melodie des Vogelgesangs, der Duft des

Weißdorns und der Rosenbüsche, der die ganze Luft erfüllte, schien auch aus der Dichtung zu hauchen. Ueberall gab es Rosen, nicht blos voll erblühte, sondern zahllose Knospen, die noch für die Zukunft viel Süßigkeit versprachen. Es war Ende Juni geworden, der milde Jasmingeruch strömte in Duftwellen durch die immer geöffneten Fenster, die ganze Atmosphäre war mit Melodie und Wohlgeruch erfüllt und es gelang Percy, diesen Eindruck in anmuthigen Reimen wiederzugeben.

Er fühlte große Zuneigung zu diesem Werk, als es nun seiner Vollendung entgegenschritt. Auch Diejenigen, die in Armuth und unschöner Häuslichkeit schreiben, fühlen gewiß viel Zuneigung für die Kinder ihrer Phantasie, dennoch hat die Umgebung einen großen Einfluß auf unsere Neigung. Eine Londoner Dachstube, mit einem Sperling auf dem gegenüberliegenden Dach, hinter, um und vor sich nichts als Einschränkung und Armuth, mag Einen antreiben, das Beste hervorzubringen, das in uns ist, aber Freude werden wir schwerlich dabei empfinden.

Der Mensch muß sehr verderbt sein, der sich nicht liebevoll in die Schönheit der Natur versenken kann; nicht nur gereinigt, sondern auch gekräftigt kehrt er aus dem Umgang mit ihr zurück. Percy's

Anlagen waren gut, wenn er auch durch Eitelkeit, Vorurtheil und Verwöhnung sich nicht hatte so schön entwickeln können, als es unter andern Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Aber seine ursprünglich gute Natur erstarkte unter dem Einfluß der langen Sommertage, die er am Rande des Flusses zubrachte, während eine gewisse Art praktischer Leute diesen «Müßiggang» als erschlaffend verurtheilt hätten. Ob sein Gedicht besser war, als seine vorhergehenden, ist hier nicht zu entscheiden; aber so viel ist gewiß, daß der Mensch sich gebessert hatte, der es geschrieben. Es löste sich von seinem Styl Alles, was bisher noch hohl, pomphaft, übertrieben und unreif daran gewesen. Er vermied alles Geschraubte, Schwülstige und Spitzfindige. Genug, mein Held führte unter seinen eigenen Laren und Penaten einen Lebenslauf, der außerordentlich günstig auf den moralischen Boden der Dichtung wirkte.

Inzwischen war auch Leonie's Knöchel wieder ganz heil geworden und sie selbst hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß nur ein vorübergehender Augenblick der Unbesonnenheit ihm damals jenes thörichte Wort eingegeben habe. Er war ein glücklicher Gatte, zärtlicher Bruder und liebenswürdiger Wirth. Nie war, seitdem sie in Rosenau sich befand, das

Mindeste zwischen ihnen vorgefallen. Dennoch dachte sie manchmal, daß, wenn sie an Mabel's Stelle wäre, sie nach einer innigeren Uebereinstimmung verlangen würde — und dann fragte sie sich, ob das mit ihr und Claudio der Fall sein würde — und zweifelte daran.

Vierzehntes Capitel.

„Lassen Sie sich warnen, Leonie!"

gegenüber den Freundschaften, die in der künstlichen Atmosphäre des bunten Gesellschaftstreibens geschlossen werden, und welche bis zum Tode dauern sollen; gegenüber diesen muß man zugeben, daß die Einsamkeit des Landlebens sehr geeignet ist, die zarte Pflanze der Sympathie zu kräftigen. Das längere Zusammenleben an einem schönen, abgelegenen Ort, der es mit sich bringt, daß die Menschen sich entweder ganz zurückziehen, oder viel mit den anderen Anwesenden verkehren, begünstigt eine Vertraulichkeit, die allmälig die Form einer treuen Freundschaft annimmt, wenn die Grundbedingungen eine Zeit lang unverändert bleiben.

Diese Worte sollen nicht die Einleitung dazu bilden, daß eine verbotene Liebe sich in Leonie's

Herzen entwickelt hätte. Sie sind eine vielleicht überflüssige Erklärung für die Thatsache, daß Leonie Geneste und Mrs. Pollock zu einander in dieser Zeit offener sprachen, als es Beide je für möglich gehalten hätten. Die junge Wittwe begann mit diesen vertraulichen Mittheilungen, nicht in sentimentalem Ton, sondern weil sie fühlte, daß es wohlthuend sein würde, eine so theilnahmvolle Zuhörerin zu haben, selbst wenn sie keine Erwiderung des Vertrauens fände. Als eines Tages Percy und Mabel ein paar Stunden fortgefahren waren, um Besuche zu machen, sagte Mrs. Pollock zu Leonie:

„Sie werden mich für herzlos und leichtsinnig halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich glücklicher und friedlicher fühle, als seit Jahren.“

„Ich Sie für herzlos und leichtsinnig halten? Gewiß nicht.“

„Klingt es nicht herzlos, daß ich es sage, nach Allem, was ich durchgemacht habe? Aber ich gestehe Ihnen, daß es der Fall ist, obgleich ich damit dem Andenken meines Mannes kein Unrecht zufüge. Die Ursache der Unbefriedigtheit, die ich von Anfang an an seiner Seite fühlte, war zuerst ein Abscheu vor den Motiven, die mich veranlaßt hatten, ihn zu heirathen. Er wußte, daß ich ihn

nicht aus Liebe genommen hatte und ich merkte, daß er es wußte. Das war der erste Stachel."

„Und es war ein scharfer," stimmte Leonie zugleich mit fragendem Ton bei.

„Ich glaube, keine Frau kann einen schärferen empfinden, die eine Spur ächten Gefühls oder moralischer Verantwortlichkeit besitzt. Es muß beglückender sein zu lieben, ohne die Gewißheit der Gegenliebe zu haben, als zu wissen, daß man alle Liebeskraft eines Mannes absorbirt, ohne ihm einen Ersatz bieten zu können, und zu sehen, daß er den Mangel empfindet."

„Warum sagen Sie mir das?" fragte Leonie.

Sie setzte sich auf den Klavierstuhl, als Mrs. Pollock zu sprechen begann, blätterte in den Noten, die auf dem Instrument lagen und sagte:

„Kommen Sie und singen Sie mit mir. Wir wollen jetzt nicht von diesem Gegenstand sprechen, er macht mich traurig."

„Es ist auch ein trauriges Thema."

„Ja, besonders für mich."

„Warum, Leonie?"

„Ja — wenn auch nicht so, wie Sie denken," antwortete Leonie verwirrt. „Es ist mir nur traurig, weil — ich hörte, daß meine Mutter sich zu Tode grämte, als mein Vater von ihr fort

ging. Frauen gehen in der Art zu weit; Männer kommen nicht vor Liebe um.“

„Sie können noch etwas Schlimmeres thun! Lassen Sie sich warnen, Leonie;“ und Franziska schritt auf das junge Mädchen zu, um sich Gehör zu verschaffen. „Liebste Leonie, ich habe ein Recht, so zu Ihnen zu sprechen. Ich habe es mir erworben durch viele Leiden, die mir hätten erspart werden können, wenn man rechtzeitig so mit mir geredet, wie ich mit Ihnen reden will. Vielleicht ist das Schicksal Ihrer Mutter ein glücklicheres gewesen, als das Ihre sein wird, wenn Sie nicht zur Erkenntniß über sich gelangen; denn sie hatte wenigstens das Glück, sehr zu lieben.“

„Und Sie meinen, das thäte ich nicht? Kommen Sie, wir wollen es offen besprechen, damit kein Mißverständniß obwalten kann. Sie glauben, ich liebte Claudio nicht sehr, nicht so sehr, als ich sollte?“

„Glauben Sie, daß Ihre Liebe groß genug ist?“

„Woher soll ich das wissen? Wie die rechte Tiefe der Empfindung, die ich Claudio schuldig bin, ermessen? Wie kann ich die Kraft meiner Liebe für den Mann erproben, von dem ich so hoch denke, daß ich ärgerlich auf mich und Sie bin, daß wir mein Gefühl überhaupt in Frage

stellen? Wie soll ich zu der Kenntniß gelangen, Mrs. Pollock?"

„Ihre Mutter grämte sich zu Tode, als Ihr Vater von ihr ging, sagten Sie, nicht wahr?"

„Ja, aber das ist nicht die Regel. Frauen, wie Elaine, giebt es nicht viele. Tausende der weichherzigsten Frauen leben, nachdem ihnen das Herz gebrochen ist; außerdem bin ich die ächte Tochter meines Vaters — er grämte sich nicht zu Tode." Sie hatte heftig gesprochen, aber als Mrs. Pollock ihr keine andere Antwort gab, als sanft die Hand auf ihren Arm zu legen, fuhr sie ruhiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich wie ein unartiges Kind redete, nicht wie das vernünftige Mädchen, das ich sein müßte. Allein es ist so hart, die eigenen, unbestimmten Befürchtungen und Zweifel von Anderen angedeutet und halb ausgesprochen zu hören."

„Also Sie fürchten und zweifeln, Leonie?"

„Ja, mit Schmerzen. Verstehen Sie mich recht. Ich fürchte nicht, daß es mir an der Kraft fehlen wird, immer das zu scheinen, was ich sein sollte, wenn ich Claudio heirathe. Allein ich fürchte, daß ihn das nicht befriedigen wird, und ich mißtraue meiner Kraft, ihm mehr als dies zu geben, wenn auch sein Glück einzig und allein davon abhängt.

Warum bin ich geboren, um mir und Anderen solchen Kummer zu bereiten!"

„Sie erwidern seine Liebe nicht in gleichem Maße und mit gleicher Wärme, Leonie."

„Das ist es," rief sie erregt. „Ich kann es nicht, und das ist der Anfang und das Ende meines Kummers. Ich kann es nicht. Ich habe es versucht und versucht, mich und ihn zu täuschen, aber ich kann es nicht, kann es nicht. Ich bin ein armes, elendes Mädchen." Sie beugte sich herab, ließ ihr Gesicht auf den Händen ruhen und blieb so einige Augenblicke sitzen. Mrs. Pollock glaubte, sie weine, aber Leonie besaß nicht jene Gabe, ihre Mühen und Sorgen durch Thränen fortzuwaschen. Ihre Augen waren trocken, aber heiß und matt, als sie fortfuhr:

„Was ist die Liebe, daß sie Einem in Fülle geschenkt wird, und er nichts dafür zurückzugeben vermag? Es muß irgend ein entsetzlicher Mangel in meiner Natur vorhanden sein, denn sonst müßte ich für Claudio eine Liebe fühlen, die wenigstens mich selbst befriedigte. Aber ich kann es nicht. Nicht etwa, daß ich einen Anderen liebte; ich würde schlechter und wieder auch besser von mir denken, wenn das der Fall wäre, aber ich kann es einfach nicht und damit ist's zu Ende."

„Ist es damit zu Ende? Es scheint mir nicht, daß es zu Ende ist, nur weil Sie es sagen.“

„Ja, es muß zu Ende sein. Ich will es durchführen; er soll nie wissen — ich will —“

„Sie werden sein Herz brechen und auch das Ihre, wenn Sie nicht vorsichtig sind. Leonie, bedenken Sie, wie jung Sie Beide sind und fragen Sie sich, ob Sie Ihr Leben über eine Lüge vor einem Mann aufrecht erhalten können, den Sie so achten, wie Claudio Hamilton. Wenn Flatterhaftigkeit in Ihrem Wesen läge, würde ich Sie in Ihrem schwankenden Beschluß bestärken; wenn Sie falschen Götzen dienten, würde ich Ihnen mit aller Kraft meiner Zuneigung zu beweisen suchen, wie nichtig und falsch sie wären. Aber keines von Beiden ist bei Ihnen der Fall. Sie sind treu und gut, und es wird ein lebenslänglicher Kummer für Sie sein, wenn Sie nicht der Regung folgen, die Sie manchmal antreibt, lieber jetzt einen Schmerz zu verursachen, als auf dem unrechten Wege weiter zu gehen. Wie der gute, alte Kapitän Hamilton zu mir sagte, als er zuerst in meiner tiefen Bekümmerniß zu mir kam: «Warum soll eine übereilte Handlung, ein unbesonnenes halbstündiges Gespräch unser ganzes Leben beeinflussen und uns bestimmen, etwas Unrechtes zu thun?»“

„Sie würden mich Alle hassen.“

„Das glauben Sie selbst nicht. Wer würde Sie hassen? Doch nicht meine gutherzige Schwägerin, oder ihr prächtiger, alter Vater? Und was auch Claudio über Sie denken würde, wäre immer noch besser, als das Bewußtsein dessen, was ihm mit der Zeit kommen müßte, wenn Sie ihn mit der geringen Neigung heirathen, die Sie jetzt für ihn fühlen.“

„Ach, ich denke so oft darüber hin und her und so viel ernster, als irgend ein Mensch mir zutraut,“ klagte die arme Leonie. „Es ist eine sehr, sehr schwere Last, die auf mir liegt, und ich würde sie ohne Murren tragen, wenn ich nur gewiß wäre, daß Niemand außer mir darunter leiden wird. Doch das ist mein größter Kummer, daß ich es nicht allein tragen kann. Was ich auch thun mag, immer wird Claudio und mit ihm seine Familie durch mich leiden; und der Gedanke bricht mir das Herz.“

„Ja, Sie können es nicht allein tragen, das ist die schwerste Strafe jeder Sünde, Thorheit und jedes Irrthums, daß Andere mit und durch uns leiden müssen. Niemand steht so gänzlich abgetrennt von anderen Menschen da, daß die Folgen seiner Handlungen ihn allein treffen.“

„Und ich kann mir den Tod nicht wünschen, obgleich das Claudio den bittersten Schmerz ersparen würde,“ fuhr Leonie fort. „Ich sehe so gräßliche Bilder vor mir, wie verzweifelt Claudio sein würde, wenn er meinte, daß ihm ein Unrecht zugefügt, oder frevelhaftes Spiel mit ihm getrieben sei. Die Erinnerung an den Blick, mit dem er von mir Abschied nahm, verfolgt mich immerzu. Die Worte seiner Briefe tönen mir im Ohr, als ob er sie zu mir spräche, und trotz alledem fühle ich, daß ich mich ihm mehr und mehr entfremde. Glauben Sie, daß es je schon einen Fall, wie den meinen, gegeben hat? Denn ich liebe wirklich nicht einen Anderen, und ich habe nicht an einen anderen Menschen gedacht, seit Claudio fortging.“

„Es geht gewiß Vielen so, liebe Leonie.“

„Das glaube ich nicht. Ich denke, daß ich allein stehe mit meiner verstockten Unfähigkeit, Den zu zu lieben und mit Dem glücklich zu sein, der es so sehr verdient. Mich wird ein furchtbares Strafgericht ereilen, und ich werde dabei den Schmerz haben, zu wissen, daß es verdient ist. Wenn Claudio nur wüßte, was für ein schlechtes Geschöpf ich bin, seine Liebe würde sich von mir abwenden.“

„Sie meinen, wenn er Sie sehen könnte, wie Sie jetzt sind und wissen, was Sie jetzt denken?“

fragte Mrs. Pollock lächelnd. „Ich fürchte, daß weder der Anblick noch die Kenntniß jenen Erfolg hätten, liebe Leonie.“

„Es ist sehr, sehr hart für mich und alle Anderen,“ sagte Leonie ernst. „Aber es nützt nichts, jetzt noch länger darüber zu reden. Das heißt, ich muß in mir noch lange ringen und kämpfen, bis ich zu einer Entscheidung komme.“

„Werden Sie mich tadeln oder mir böse sein, daß ich mich in Ihr Vertrauen gedrängt habe?“

„Nein; ich werde Ihnen immer dankbar sein, wie es auch kommen möge. Ihre Worte: «Lassen Sie sich warnen, Leonie!» klangen mir wie ein unerwünschter Aufruf zum Kampf in das Ohr. Aber ich danke Ihnen doch, denn Sie brachten mich dazu, meinen kleinen Kampf früher, als es sonst geschehen wäre, auszufechten. Jetzt aber wollen wir die Scene und das Thema wechseln. Ich will Ihren Hut holen. Ich werde Sie nach einem stillen Plätzchen im Walde führen, das nur ich, Cavac und ein paar Haasen und Eichhörnchen kennen.“

„Da es den Letzteren bekannt ist, wäre es vielleicht besser, Cavac hier zu lassen. Was würde Percy sagen, wenn sein Hund den Tod des Wilddiebs fände!“

„Er würde mich eine Zeit lang gründlich ver=

abscheuen, als die Veranlassung davon, und sich dann einen anderen Hund anschaffen — wenigstens wäre es natürlich, und ich glaube, er thäte es auch. Ein Nagel macht dem anderen Platz."

„Das Sprüchwort ist so hinfällig, wie viele andere."

„Ja," sagte Leonie, als sie den Hügel heraufstiegen und zeigte mit der Fußspitze auf einen großen Stein, der wie ein Riesenball aus Moos aussah. „Dies ist ein Beweis der Unzuverlässigkeit eines andern Sprüchworts: «Ein rollender Stein setzt kein Moos an.» Der Stein ist rund genug, um viel in der Welt herumgerollt zu sein, und doch hat er Moos genug angesetzt. Sehen Sie dort unten am Fuß des Felsens — das, was wie ein schwarzer Fleck aussieht, das ist der Eingang zu meinem Titanenbegräbniß. Ich bin nicht dort gewesen, seit ich mir den Fuß verstaucht habe."

„Und es liegt Ihnen auch wohl nicht viel daran, wieder hinzugehen?" fragte Franziska.

„Ich möchte es nicht in Gesellschaft thun, denn dann werden Dreierlichter auf Profitchen gesteckt und in regelmäßigen Zwischenräumen ringsumher vertheilt; das schwächt den gespenstischen Eindruck einigermaßen ab. Am liebsten ginge ich beim Schein einer antiken Lampe durch, die ich selbst in der

Hand hätte. Dann würde ich alle die Empfindungen auskosten, die ein solcher Ort in uns wach zu rufen vermag. Ich würde einen namenlosen Schauer empfinden. Wollen wir Beide einmal allein hingehen? In Ihrem langen, schleppenden, schwarzen Kleide würden Sie wie eine Druidenpriesterin aussehen, die ein Opfer zu bringen kommt."

„Die Höhle hat es Ihnen angethan, Leonie."

„Ja, sie hat sich mehr als irgend ein anderer Ort meiner Phantasie bemächtigt. Als ich fieberte, so lange mein Knöchel noch schlimm war, meinte ich immer, darin herum zu wandern, mich verirrt zu haben und Todesqualen zu leiden. Ist die Gegend nicht herrlich hier?"

„So schön, daß ich meine Kinder und meine eigene Häuslichkeit hier haben möchte," sagte Franziska.

„Wirklich? Warum sehen Sie sich dann nicht nach einem hübschen Hause in der Umgegend um? Das ist ein glücklicher Gedanke, Franziska; Sie wissen, ich werde später hier wohnen, bis —"

„Bis wann?" fragte Franziska.

„Bis Claudio zurückkehrt, um mich zu heirathen oder mir zu fluchen," sagte Leonie fest. „Der Himmel allein weiß, was er thun wird, oder vielmehr, zu was ich ihn bringen werde."

„Mein ganzes Leben hindurch, was auch noch kommen mag, werde ich die schmerzliche Erinnerung behalten, daß ich eine lieblose Frau war — und dadurch das Leben meines Mannes trübte," sagte Franziska traurig. „Sie haben es abgelehnt; wir wollen das Thema also fallen lassen, und ich habe auch Alles gesagt, was ich zu sagen wagte. Ich habe Sie gewarnt, Leonie."

Fünfzehntes Capitel.

Leonie's Brief.

Nach jenem Gespräch vergingen mehrere Wochen, als ein Brief von Claudio kam, der Leonie begreiflich machte, daß sie sich nicht länger ihren Gefühlen und dem Bedauern hingeben dürfe, sondern handeln müsse und zwar augenblicklich. Claudio war auf dem Heimwege, er würde seinem Brief in wenigen Tagen folgen, hatte sein Commando aufgegeben, weil er sie liebte und sich unfähig fühlte, länger von ihr getrennt zu sein. Die Posttasche kam an, als sich eben Alle um den Frühstückstisch gesetzt hatten. Die alte Mrs. Burgoyne war vor einigen Tagen angekommen, und man unterhielt sich eifrig von dem Hause, das Franziska gemiethet

hatte, und der erwarteten Ankunft ihrer Kinder. Das Haus lag nahe genug, um eifrigen Verkehr zu gestatten, und nicht zu nahe, was in Anbetracht der Kinder wünschenswerth schien, nämlich eine Viertelstunde durch Wald und Wiesen getrennt. Sobald das Haus gemiethet war, erschien die verwittwete Mrs. Burgoyne, um unerbetenen Rath zu ertheilen, da sie sich in Alles einzumischen liebte.

Wenn Jemandes Aufmerksamkeit nicht durch eigene Correspondenz in Anspruch genommen ist, paßt er auf, wie seine Bekannten oder Verwandten ihre Briefe erbrechen und lesen, eine Beschäftigung, die, wie die Tugend, ihren Lohn in sich selbst birgt. Unzählig sind die feinen Abstufungen, welche die verschiedenen Arten, einen Brief zu lesen, kennzeichnen. Erstens die affektirt gleichgültige Miene, mit der man Rechnungen in Empfang nimmt, die, wenn noch unbezahlt, Niemandem gleichgültig sind; ferner die affektirt beflissene Art, mit der wir Briefe von Leuten in die Hand nehmen, über die wir uns freuen sollten — es aber nicht thun. Außerdem der wirklich gleichgültige Blick, der sich nicht verbergen läßt, denn er erkennt sogleich die Schriftzüge, aus denen er sich nichts macht und die im nächsten Augenblick bei Seite geworfen werden. Endlich der schmerzlich verlegene Ausdruck nach Em-

pfang von Briefen, wovon es besser ist, wenn der kleine Kreis um uns her nicht weiß, daß wir sie bekommen haben. Die Briefe, die Leonie empfing, waren immer eine interessante Begebenheit für die Familie und bildeten stets ein ausgiebiges Unterhaltungsthema.

„Ein überseeischer Brief für Sie, Miß Geneste," sagte Percy zu Leonie und sah sie dabei an — „von Claudio." Sie hielt die Hand hin, ihn zu nehmen, und konnte sich nicht enthalten, einen schnellen Blick auf die Anwesenden zu werfen. Denn sie war sich bewußt, nicht so beglückt auszusehen, wie es von einer verlobten Braut unter den Umständen wohl hätte erwartet werden können.

„Lies ihn schnell und erzähle uns daraus," sagte Mabel.

„Laß sie allein, während sie ihren Brief liest," wendete Percy ein. „Hier, Mabel, arbeite Dich erst durch Deine eigene Correspondenz durch und dann hilf mir den Druckbogen corrigiren. Nichts für Dich, Mutter, nur einer an Franziska, wahrscheinlich mit der Anzeige, wann die Kleinen kommen. Wollen wir unsern Kaffee und die Briefe mit in den Garten hinaus nehmen?"

Er sprach lebhaft und eifrig, damit die Aufmerksamkeit von Leonie abgewendet würde. Sie

merkte seine Absicht und war ihm dankbar dafür.

„Wir wollen warten, bis Leonie auserzählt, wie es Claudio geht,“ sagte Mabel und legte heiter ihre Briefe zusammen. Leonie blickte jetzt auf und sagte aus den besten Motiven mit einer mühsam geheuchelten Ruhe, die größer war, als es die Verhältnisse mit sich brachten: „Claudio kommt zurück — in ganz kurzer Zeit.“

„Ach, freue Dich doch!“ rief Mabel. „Aber er ist doch nicht krank? Ist denn etwas vorgefallen?“

„Nein — nein — es ist nichts geschehen. Ich habe noch nicht die Hälfte gelesen,“ antwortete Leonie beinahe heftig und trat an das offene Fenster. „Auf dem dünnen Papier ist es so schwer zu lesen und es ist Alles kreuzweis überschrieben!“ erklärte sie entschuldigend. Dann versuchten Alle aus Höflichkeit so zu thun, als ob sie sie nicht beachteten, und sie las ihren Brief ohne Unterbrechung zu Ende, steckte ihn dann in die Tasche und kam ruhig auf ihren Platz zurück.

„Nun?“ fragte Mabel, und Leonie entgegnete: „Es geht Claudio ganz gut, was seine Gesundheit betrifft; er kommt zurück, weil er unruhig ist und —“

„Verliebt,“ ergänzte Percy lachend. „Ein treff-

licher Grund. Warum sollte er auch fortbleiben, da ihn ein solcher Magnet nach Hause zieht!"

„Aber es ist doch etwas übereilt," sagte Mabel nachdenklich, „er giebt doch viel in seiner Carrière auf; ich wundere mich nicht, daß Leonie das im Auge behält."

Leonie zuckte erröthend zusammen; sie wußte nur zu gut, daß sie «das» keineswegs im Auge behalten hatte. Was ihr in diesem Augenblick durch den Kopf ging, war die Frage, wie sie es Claudio sagen sollte, daß er dies Opfer vergebens gebracht habe. Das «Wie» konnte sie noch nicht feststellen, aber sie sagte sich, daß es ohne Zögern geschehen müsse.

Es war die schwerste Aufgabe, die sie je zu vollbringen gehabt, und sie bebte davor zurück mit der ganzen Gewalt ihrer liebevollen, zartfühlenden Natur. Doch geschehen mußte es; der Schritt war unvermeidlich geworden. Es gab dagegen so wenig Einspruch zu erheben, wie gegen die unverrückbaren Gesetze, die Leben und Tod bestimmen. Geschrieben mußte der Brief werden, und schreiben mußte sie ihn.

Zum Schreiben gezwungen sein, ist immer widerwärtig. Hat es für uns Alle nicht Augenblicke gegeben, in denen wir irgend einen theuern Freund oder liebe Freundin recht herzlich haßten, die uns

durch Geduld oder eine andere unheimlich zwingende Gewalt so weit gebracht hat, daß wir fühlen, wir müssen an ihn oder sie schreiben? Sind wir dann nicht gelegentlich über unsere eigenen Produktionen hergefallen, haben sie in kleine Stücke gerissen und sie dahin verbannt, woher kein Schriftstück wiederkehrt — in den Papierkorb? Wir Alle haben solche Dinge gethan und darunter gelitten, und zwar im Interesse der Freundschaft. Sollten wir daher kein Mitgefühl für Leonie haben, die von ihrem Rechtsgefühl gezwungen wurde, dem Mann gewissermaßen sein Todesurtheil zu schreiben, den sie verehrte und achtete, obwohl sie sich nicht überreden konnte, daß sie ihn liebe?

Nur Frauen können es ihr nachfühlen, wie elend und gedemüthigt sie sich fand, den Brief überhaupt schreiben zu müssen. Nachdem sie den ersten Brief geschrieben und ihn unzufrieden bei Seite gelegt hatte, versuchte sie noch ein Dutzend Mal ihn zu verbessern. Aber ihr erschien zuletzt ihr erstes Bekenntniß das beste und aufrichtigste, und daher entschloß sie sich, dies abzuschicken. Es lautete:

„Mein lieber Claudio!

Wenn ich Dich nicht liebte wie einen Bruder — denn ein Bruder bist Du mir so viele Jahre

lang gewesen — würde ich es jetzt nicht wagen, Dir die Wahrheit zu schreiben, die ich Dir mittheilen muß. Ich kann nicht vor Dich treten mit dem Bewußtsein, daß ich weniger Liebe in meinem Herzen für Dich fühle, als ich sollte, um mit gutem Gewissen Deine Frau werden zu können. Ich wage nicht, Dir zu begegnen, ohne Dir vorher zu sagen, daß es sich zu meinem tiefsten Kummer so verhält. Wenn Du mir weniger theuer als Bruder und Freund wärest, würde es mir vielleicht gelingen, mich und Dich auch fernerhin zu täuschen, indem ich eine Liebe für Dich heuchelte, so groß, wie Du sie verlangst. Ich verachte mich wegen des frevelhaften Leichtsinnes, mit dem ich Deinen Antrag annahm; aber ich würde mich noch mehr hassen, wenn ich es länger geschehen ließe, daß Du von mir glaubtest, was ich Dir vorgespiegelt habe, nämlich, daß ich Dich in einer Art liebte, in der ich Dich nicht liebe. Daß Du um meinetwegen zurückkommst, für mich, die Deiner nicht würdig ist, vielleicht Deine ganze Carrière auf das Spiel setzest, ist ein Gedanke, der schwer genug auf mir lastet. Glaube mir, Claudio, ich bin sehr hart bestraft. Ich will Dich nicht länger täuschen, indem ich Dir die Wahrheit vorenthalte. Ich liebe Dich

nicht so, wie Du geliebt zu sein wünschest. Ich kann Dich nicht in dieser Täuschung lassen, denn wenn Du die Wahrheit entdeckt hättest, würdest Du mich verachtet haben, und Deine Verachtung hätte ich nicht zu ertragen vermocht. Du kannst mich nie so sehr tadeln, als ich mich immer selbst tadeln werde. Zuerst dachte ich, es wäre überflüssig, Dir zu sagen, daß kein Anderer mir eine wärmere Zuneigung eingeflößt hat. Ich hätte mich wahrscheinlich milder beurtheilt, wenn es der Fall gewesen wäre. Es ist Dir vielleicht lieb, dies zu wissen. Meine Erklärung ist so ungenügend, wie ich selbst schwach gewesen bin, aber ich vermag Dir nichts Besseres zu bieten, außer meinem innigen Flehen um Verzeihung. Ich bleibe für alle Zeiten

Deine aufrichtig ergebene Freundin

Leonie Geneste."

Es war ein entsetzlicher Brief, und Leonie kam sich sehr schlecht vor, daß sie ihn geschrieben hatte, aber es blieb ihr nichts Anderes zu thun übrig. Ihr Unrecht, leichtsinnig eine Verlobung eingegangen zu sein, ohne die damit übernommenen Pflichten zu erwägen, hatte sich an ihr gerächt. Es war ihr so weh um das Herz, sie fühlte sich so ge-

beugt, als sie den Brief seufzend zusammenfaltete, couvertirte und ihn an Claudio's Agenten adressirte, wohin er gebeten hatte, ihm seine Briefe zu schicken. Als sie endlich in die freie Luft hinaustrat, kam sie sich sehr schuldbeladen vor, und sie meinte, ein schweres Unrecht begangen zu haben.

„Nur eine Stunde allein zu sein hatte ich mir gewünscht. Es war so wenig, was ich verlangte, und doch wird es mir nicht zu Theil," dachte sie, als sie am schattigen Rand des Waldes Percy auf sich zukommen sah. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es ihm erzählen soll oder nicht. Muß er es wissen, oder ist es jetzt noch Claudio's Geheimniß? Ist es aber nicht eigentlich recht unaufrichtig, nichts davon zu sagen? Ich weiß jetzt gar nicht mehr, was in der Sache Recht oder Unrecht ist!"

„Erlauben Sie mir an Stelle Ihrer eigenen Gedanken Ihr Begleiter zu sein?" fragte Percy herantretend.

„Ja, — oder vielmehr aufrichtig gesagt, nein."

Er blieb erstaunt stehen. „Wollen Sie mich wirklich fortschicken, Miß Geneste?"

„Ich weiß heute wirklich kaum, was ich will. Ich bin verstimmt, und da ist es vielleicht besser für mich, ich gehe mit Ihnen, als daß ich mit meinen Gedanken allein bleibe. Wir wollen nach der

Höhle gehen und unsere Vermuthungen darüber aufstellen.“

„Ich fürchte, es ist Ihnen mit den Vermuthungen heute nicht ernst.“

„Sie haben Recht, aber ich hoffe, Sie werden nachsichtig gegen den Mangel an Zusammenhang in meinen Ideen sein. Es liegt mir Etwas schwer auf der Seele, und Sie sollen es so bald als alle Anderen wissen, aber jetzt kann ich noch mit Niemand darüber sprechen. O, warten Sie einen Augenblick, ich kann die schönen, weißen Glockenblumen nicht stehen lassen.“

„Ihr Kummer muß nicht so groß sein, sonst würden die Blumen Ihnen kein Interesse abzugewinnen vermögen.“

„Das scheint mir kein Beweis; ich meine vielmehr ganz das Gegentheil. Wenn ich in mein Grab ginge und wüßte, daß im nächsten Moment Alles vorbei und dunkel um mich her sein würde, pflückte ich doch noch eine Blume, um den einen Augenblick zu verschönen. Und sollte ich hingerichtet werden, möchte ich auf einem schönen Pferde zum Richtplatz reiten, und einen Hund, wie dies herrliche Thier, neben mir haben,“ sagte sie und klopfte Cavac.

„Es giebt Dinge, gegen die ich nie gleichgültig sein kann, wie groß auch mein Leid sein mag. Ich

beweise in diesem Augenblick die Richtigkeit dieser Behauptung."

„Sie meinen, daß Sie ihre letzten, stärksten und tiefsten Gefühle für Pferde, Hunde und Blumen reserviren?"

„Wenn Sie so mühsam den Sinn meiner Worte verdrehen, scheint es mir Zeitverschwendung, sie wieder zurecht zu legen. Wie, da ist ja die Thür der Höhle offen! Ob Reisende sie sich zeigen lassen? O, kommen Sie hinein."

„Reisende sind um diese Zeit hier seltene Vögel. Wie ich neulich hörte, wird die Höhle oft monatelang nicht geöffnet. Ja, wir wollen hineingehen, wenn Sie es wünschen. Es wird wohl Alles in Ordnung sein?"

Noch während er sprach, war sie schon vorangeeilt, und er folgte ihr willig mit dem Hunde.

„Gehen Sie nicht so schnell," rief er, nachdem sie in der Dunkelheit fünf Minuten umhergetappt waren. Im selben Augenblick hörte er in der Ferne einen klirrenden Ton, und wußte, daß die Thür zugemacht worden war.

Sechszehntes Capitel.

Zum letzten Mal in der Höhle.

Als Percy jenen schwachen, verhängnißvollen Ton hörte, war ihm in einem Augenblick klar, daß die Thür geschlossen sei, und welche Folgen dieser Umstand haben würde. Er wußte, daß sie Beide eingeschlossen wären und daß entsetzlich wenig Aussicht vorhanden sei, daß sie je wieder herauskämen. Der Gedanke, lebendig begraben und dem Hungertode überliefert zu sein, durchzuckte ihn, wenn er ihn auch gegen sich selbst nicht eingestehen wollte. Sein Todeskampf hatte gewissermaßen begonnen, und in den wenigen Augenblicken litt er eine so große Qual, die, wenn sie über ein ganzes Leben vertheilt worden wäre, dasselbe hätte elend machen können.

Mit angeborener männlicher Großmuth, mit der männlichen Energie der edelmüthigen Empfindung zu folgen, sagte er kein Wort, verbarg er seine Angst, so lange er Leonie schonen konnte. Als die Thür noch offen, war ein matter Lichtschimmer so weit in die Höhle gedrungen, als Leonie selbst hineingegangen war. Sobald die Finsterniß auch diesen schwachen Schein verschlang, blieb Leonie

stehen und rief ihrem Begleiter zu: „Ich glaube, wir thun jetzt gut, umzukehren. Es ist hier so dunkel wie in einem Abgrund, und bei jedem Schritt fürchtet man zu fallen. Das Licht hat plötzlich aufgehört, wir müssen, ohne es zu merken, um eine Ecke gebogen sein.“

„Der Hund ist bei Ihnen, halten Sie ihn fest, dann werde ich ihn rufen und er wird Sie zurückführen,“ antwortete Percy. Er selbst ging so schnell er konnte vorn nach der Thür, suchte sie zu öffnen und fand, daß seine Kraft gegen diese Festigkeit nichts vermochte.

„In dem nächsten Augenblick muß sie die Wahrheit wissen,“ dachte er, als die helle Stimme des Mädchens, so gedämpft sie in dem unterirdischen Gang tönte, immer näher kam.

„Ich habe Cavac's Halsband gefaßt und er zieht mich prächtig zurück; aber wir müssen sehr viel tiefer hineingegangen sein, als ich dachte, daß wir das Licht so gänzlich verloren haben. Wo sind Sie?“

„Hier, hier, Miß Geneste.“

Er dachte an Mabel und sein Herz schien zu ersterben, aber es regte sich gleich wieder durch die Lebenslust, die jeder Menschenseele eingepflanzt ist.

Im nächsten Augenblick sprach Leonie wieder,

doch der Ton war verändert: „Mr. Burgoyne, ist die Thür zu?“

Sie stand jetzt dicht bei ihm. Cavac's Augen blitzten im Dunkel, und die Hand lag auf Cavac's Halse.

„Ja, die Thür ist zu. Fassen Sie sich.“

„Ich kann nicht. Ich werde wahnsinnig,“ jammerte sie, daß es ihm durch das Herz schnitt. „Giebt es kein Erbarmen? Es ist entsetzlich! O, Percy Burgoyne, wir wollen beten, daß wir nicht den Verstand verlieren, — lieber gleich sterben.“

Er faßte ihre Hände und tastete dann herum, bis er einen Stein gefunden hatte, auf dem sie sitzen konnte.

„Bedenken Sie,“ sagte er, als er sie zwang, sich zu setzen, „daß Sie die Kräfte, die zu unserer Rettung beitragen können, jetzt in nutzlosen Klagen aufreiben. Unsere beste Aussicht auf Befreiung besteht darin, daß Jemand vorbei kommt und uns hört, oder zweitens, daß Fremde sich die Höhle aufschließen lassen. Die geöffnete Thür scheint mir dafür zu sprechen, als ob so etwas beabsichtigt worden wäre.“

„Und wenn die beiden Hoffnungen fehlschlagen, müssen wir dann sterben wie Hunde! Keiner wird es wissen, Keiner uns beklagen! Es ist zu hart. Giebt es kein Erbarmen, keine Rettung für uns?“

Er vermochte sich vor Schmerz kaum aufrecht zu erhalten, während er im Dunkel umhertappte, einen Ruheplatz zu finden. Die leidenschaftliche Verzweiflung ihrer Worte entmannte ihn, und er vermochte nicht, ihr Einhalt zu thun.

Fünf Minuten lang verharrten sie in tiefem Schweigen, dann stand Percy wieder auf, ging an die Thür und rief. Der Ton erhob sich bis an die niedrige Decke der Höhle und sank dann wie das Gebrüll eines gefangenen wilden Thieres auf ihre Häupter herunter. Es schien, als ob eine geheimnißvolle Macht im Innern alle Töne verschlänge und sie nicht in die Außenwelt dringen ließ.

„Tiefe Töne vermögen nichts, Leonie," sagte er erregt. „Nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, um lange und scharf zu schreien."

Sie stand auf und gehorchte ihm, und dieser Ton schien durch die dicken Bretter der Thür zu dringen.

„Versuchen Sie es noch einmal und immer von Neuem," bat er, und Leonie's Stimme nahm zu an Kraft und hatte einen scharfen, gellenden Ton. Als sie endlich gänzlich ermattet aufhörte, ließ sich ein anderer Klagelaut vernehmen. Der Windhund hatte bis dahin nur durch Knurren und Seufzen

seine Theilnahme zu erkennen gegeben, war aber nicht von ihnen beachtet worden. Jetzt war er im höchsten Grade erregt, und als Leonie heiser und schluchzend inne hielt, legte Cavac den Kopf zurück und stieß ein so langes, durchdringendes Geheul aus, wie es nur eine Hundekehle hervorzubringen vermag.

„Er ist unser bester Beistand,“ flüsterte Percy, während die schauerlichen Töne sich hoben und senkten.

„Er läßt es später vielleicht ganz oder thut es nicht, wenn wir es ihm befehlen,“ erwiderte Leonie. Dann setzte sie sich nieder und es überkam sie eine Art von Betäubung, von der Percy hoffte, daß sie ihre Leidensfähigkeit abstumpfen möchte. Während diese Betäubung sie jedoch in der That physisch lähmte, war ihr Geist daneben so empfänglich für jeden Schmerz, daß man sich ihren Zustand nicht qualvoll genug denken kann.

Allmälig verstummte auch der Hund. Das arme Thier streckte sich an die Erde, legte die lange Schnauze auf die Vorderpfoten und richtete die großen Augen, die einzigen Lichtpunkte in der undurchdringlichen Finsterniß, nach der Stelle hin, von der die Stimme seines Herrn ertönte. So vergingen Stunden ohne daß sie sich regten, oder

ein Wort sprachen. Die Gedanken! Wie sie Beide ihre Gedanken fürchteten! Dies Sitzen und Warten auf den Tod, der unabänderlich und unvermeidlich kommen mußte, konnte nicht durch Sprechen erträglicher gemacht werden. Es war keine Zeit für höfliche, ermuthigende oder freundliche Worte, — die gehörten dem Leben an, von dem sie nun ausgeschlossen waren. Durch welche Stadien der Verzweiflung gingen ihre Seelen, als sie ihr unabänderliches Schicksal erwarteten! Zuerst hatte ein schneller, heißer Schreck sie Beide bis zu einem gewissen Grade aufgeregt. Die Plötzlichkeit der Entdeckung trieb ihnen das Blut rascher durch die Adern; aber dieser Zustand ging vorüber und tiefbedrückende Einflüsse machten sich geltend. Dann kam die erschütternde Stunde, in der das menschliche Gemüth begreift, daß Alles, was wir für weitreichende Interessen, ausschließlich erfüllende Pläne hielten, weniger als Nichts, — Dunst ist, und daß die Wirklichkeit erst jetzt beginnen wird. Dann kam die Stunde des tiefen Kummers über jede Unfreundlichkeit, jedes harte Wort, über alle Thorheit und Vergeudung der kurzen Spanne Zeit. In solchen Stunden steigt höhnend vor uns die Reihe alle der guten und freundlichen Thaten auf, die wir hätten thun sollen und die wir unterlassen

haben. Da gäbe der Leidende gern jede Freude, die er im Leben gekannt hätte, für einen Menschen hin, den er zu spät lieben und schätzen gelernt hat. Aber das Opfer kann nicht mehr angenommen werden. Da tönt uns jedes Wort, das wir einst in müßigem Scherz, in boshaftem Ernst, in Falschheit und in Thorheit gesprochen, in das Ohr, das jetzt mit Bangen auf den Ruf zu sterben harrt. In der Stunde wirft jede genossene Lebensfreude einen glänzenden Wiederschein zurück, erscheint die Liebe, die unser Leben verschönt hat, noch herrlicher. Die Wärme der Sonne, das Grün der Bäume, der Gesang der Vögel sind dann Dinge, an welche die Seele, jener Gast des Körpers, sich nicht enthalten kann, zu denken, ohne sich aufzulehnen gegen den Beschluß, der uns von ihnen trennt. Wir beten heiß, mit wahnsinniger Inbrunst um den Tod, weil Alles, was das Leben uns geben kann, voller Schrecken ist. Aber es kommt dann die Stunde, in der wir um Leben flehen, mit der gleichen Kraft der Verzweiflung, gleichviel, unter welchen Bedingungen, nur um Leben! Durch alle diese Stadien gingen die Beiden im Verlauf der Zeit hindurch.

„Haben wir Stunden oder Tage hier zugebracht, Percy?“ fragte sie. Sie hatte lange Zeit regungs-

los gesessen, daß ihre Arme in ihren Schooß, ihr Kopf in ihre Hände gewachsen schien. Kein Ton außer dem tiefen Athmen des Hundes hatte die Stille unterbrochen, die, sie wußten nicht, wie lange schon gedauert hatte. „Ich bin tausendmal gestorben," fuhr sie fort, ehe er antworten konnte, „und habe jede Berechnung der Zeit verloren; es ist auch wunderbar, daß wir noch darnach fragen, ob wir Tage oder erst Stunden hier sind."

„Wir sind viele Stunden hier, es muß jetzt Nacht sein. Ich wage nicht den Gedanken an die Zeit aufzugeben, denn am Morgen können Arbeiter vorbeikommen, und ich muß Cavac zum Heulen bringen."

„Er thut es vielleicht nicht wieder."

„Dann werde ich ihn zwingen."

„Wie wollen Sie das machen?"

„Ich muß ihm weh thun," sagte Percy leise und mit gebrochener Stimme. „Wie teuflisch wir Menschen werden, wenn wir um unser eigenes Leben und das Dasein Derer kämpfen, die uns theuer sind!"

„Wenn Sie das thun — o nein, das können Sie nicht, Sie können nicht den armen, unschuldigen Hund verletzen. Außerdem würde er Sie beißen, Percy; Windhunde sind tückisch."

„Ich schnüre ihm den Mund mit dem Riemen meiner Taschenflasche zu,“ antwortete Percy. „Denken Sie nicht daran, was ich thun muß, um uns zu helfen, liebe Leonie, nur halten Sie mich nicht für grausam. Das kann ich nicht ertragen.“

„Was wir von einander denken, darauf kommt es jetzt nicht an,“ antwortete Leonie. „Mit allen diesen Dingen ist es vorbei. Percy,“ rief sie plötzlich, „haben Sie ein Messer bei sich?“

„Ja,“ antwortete er. Schon im selben Augenblick war es ihm leid, und sogleich schleuderte er das Messer weit von sich.

„Männer haben Frauen tödten müssen, die ihnen viel theurer waren, als ich Ihnen bin!“ fuhr sie ernst fort. „Versprechen Sie mir, daß, wenn ich matt werde und verschmachte, wenn ich nicht mehr weiß, was ich thue, daß Sie mich tödten werden.“

Er erhob sich in einer Verzweiflung, die ihn um die männliche Festigkeit brachte, die er sich bis dahin bewahrt hatte.

„Es ist zu entsetzlich, zu entsetzlich!“ jammerte er. „Für wessen Verbrechen büßen wir? Wer hat diesen Fluch auf uns geladen?“

Als sie ihn so sprechen hörte, machte sie sich Vorwürfe, daß ihre Fassungslosigkeit ihn so weit ge-

bracht hätte, und die weibliche Kraft, geduldig zu ertragen und den eigenen Schmerz zu verbergen, kehrten ihr zurück, zum Trost für sie Beide.

„Percy, wir werden Erbarmen und Hülfe finden, wenn wir darum beten. Ich war eine Heidin, meine Geisteskräfte waren ganz benommen, daß ich daran nicht gedacht habe. Wir wollen um Mabel's willen beten, um aller Derer willen, die uns theuer sind, daß wir diesem furchtbaren Tode entgehen mögen." Alles, was gut in ihrer Seele war, ihr großmüthiger Sinn wurde gerührt durch das Benehmen des Mannes, der um ihretwillen so lange seine Fassung bewahrt hatte, und der nun zusammenbrach bei ihrer leidenschaftlichen Bitte, sie zu tödten.

„Wir dürfen nicht länger in dumpfem Schweigen hier sitzen," sagte sie entschieden. „Wir wollen von ganzer Seele, von ganzem Herzen um unser Leben beten; und dann will ich Ihnen etwas erzählen, nur das Schweigen muß aufhören."

Es war eine sonderbare Lage. Wieder saßen sie regungslos während der langen, trägen Stunden, und Leonie spannte alle Kraft an, um ihn durch Erzählen wach zu erhalten.

„Ich habe immer jene muthigste aller Orientalinnen bewundert," sagte sie, „die durch tausend

und eine Nacht den Tod durch ihre Zunge und ihre Erfindungsgabe fern zu halten wußte. Als Kind wünschte ich mir in dieselbe Lage zu kommen und meinte dann herrliche Märchen ersinnen zu können. Hören Sie mich, Percy?"

„Ja," antwortete er matt.

„Es ist besser für uns Beide, daß ich unaufhörlich rede, so lange ich kann. Glauben Sie das nicht auch?"

„Leonie, wir wollen nicht sterben!" rief er in einem plötzlichen Anfall von leidenschaftlicher Angst. Von Neuem warf er sich gegen die Thür, rüttelte an dem festen Holz und den rostigen, schweren Krampen, um sein und ihr Leben zu retten. Aber er tobte umsonst gegen das Gitter seines Käfigs. Die Thür und das Schicksal waren stärker als seine nervigen Arme und seine Lebenslust.

Der natürliche Hang des Mädchens, ihr Bestreben, die Gründe für ihr eigenes Thun und das der Anderen zu analysiren, bewies sich auch in diesem Augenblick. Als Percy sich wieder hinsetzte, sagte sie: „Ich gab mir heute Morgen so besonders viel Mühe mit meinem Haar, war so wählerisch, welche Knöpfe ich an meine Manschetten machen sollte. Ist es nicht sonderbar, daß, da wir Ver-

nunft und auch Instinkt besitzen, ich kein Vorgefühl hatte, daß es darauf nicht ankäme?"

„Denken Sie auch an Claudio, Leonie?" fragte Percy. Er that ihr nicht das Unrecht an, sie für leichtsinnig zu halten, wenn auch die Aeußerung über die Manschettenknöpfe so geklungen hätte, sondern wollte ihr nur Gelegenheit geben, offen über Claudio zu sprechen.

„Ich denke an Claudio bei jedem Wort, das ich sage," antwortete sie mit ernstem, innigem Ton. „Ich denke an ihn, an seine große Liebe für mich, und ich segne die Regung, welche mir heute die Worte eingab, die ich schrieb, ehe ich in meinen Tod ging. Er wird sehr um mich trauern, aber sein Schmerz wäre noch bitterer gewesen, wenn ich gestorben wäre, ohne daß er erfahren hätte, daß ich ihn nicht so liebte, wie es meine Pflicht war."

Dann erzählte sie Percy, was und warum sie an Claudio geschrieben habe, und die Zeit verstrich langsam.

Siebzehntes Capitel.

„Zurück zu meinem Vater!"

„Sagen Sie Miß Geneste, wenn sie herunter kommt, daß ich am Fluß wäre und sie bäte, dorthin zu kommen," sagte Mrs. Percy Burgoyne gegen Zwölf zum Bedienten. Mabel war bis dahin im Wohnzimmer gewesen und hatte die Rolle der aufmerksamen Wirthin und liebevollen Schwiegertochter so lange gespielt, bis ihr der auferlegte Zwang anfing lästig zu werden. Jetzt fühlte sie, wäre der Augenblick gekommen, in dem sie sich eine Erholung gönnen konnte, nämlich herunter nach dem Flusse zu gehen und dort mit Leonie zu sitzen. Sobald die Schwiegermutter in gemessener Entfernung war, machte sie die Bestellung. „Wüßte sie, daß Leonie unten am Wasser wäre, so käme sie uns nach," dachte Mabel, als sie langsam dem Fluß zuging. „Ohne Percy habe ich für heute schon genug von ihr gehabt. O, ich werde noch bestellen, daß er uns auch nachkommen möchte," damit wendete sie sich um und eilte dem Hause zu. „Ist der Herr im Stalle?" fragte sie den Diener. Dieser verneinte es und setzte hinzu, daß der Herr das Butterbrod-Etui und die Feldflasche umgehangen habe,

als ob er einen weiten Weg zu machen beabsichtigte.

„Sonderbar, daß Percy mir nichts davon gesagt hat," dachte sie und lief die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in dem er zu arbeiten pflegte. Nichts verrieth, daß er an dem Morgen geschrieben hatte. Die Schreibmappe lag geschlossen, nirgends ein Papierschnitzel oder eine Andeutung von einem Manuscript. „Der Taugenichts, er macht sich einen Ferientag! Nun, die Bewegung in der frischen Luft wird ihm wohlthun," dachte die junge Frau, als sie die Thür sorgsam hinter sich zumachte. „Ob Leonie schon fertig mit schreiben an Claudio ist," meinte sie und ging in Miß Geneste's Zimmer.

Leonie war nicht darin; auf dem Schreibtisch lag der Brief an Claudio unter der Adresse seines Geschäftsführers. Mabel nahm ihn auf und steckte ihn mit einigen andern Briefen in die Posttasche, die im Flur lag, wartete noch eine Zeit lang in der Nähe des Hauses, in der Hoffnung, daß Mrs. Pollock und Leonie kämen, und ging dann mit einem Buch allein nach dem Fluß hinunter.

Das Leben fing an, der jungen Frau sehr bedeutungsvoll, freudenreich und theuer zu werden. Sie war jetzt sehr viel glücklicher, als in der ersten Zeit ihrer Ehe. Ob das daher rührte, daß sie sich

mehr in Percy, oder er sich mehr in sie hineingelebt hatte, ließ sich schwer sagen, aber sie war sehr viel zufrieden und sie hatte die Aussicht, immer noch glücklicher zu werden.

Während sie auf dem großen, weichen Teppich am Ufer des Flusses ruhte, überkam sie ein solches Gefühl von Glück und Behagen, daß sie wünschte, alle Anderen eben so glücklich zu sehen, als sie selbst war. Ueber ihrer geliebten Franziska würde noch lange ein düsterer Schatten liegen, das fühlte sie. Doch es schien ihr kein Grund vorhanden zu sein, warum Claudio und Leonie nicht so recht von Herzen glücklich werden sollten; und doch sah die Freundin so traurig aus, als sie seinen Brief las.

„Was kann es nur sein?“ sagte sie halblaut vor sich hin, bewegte sich unruhig auf ihrem Lager und sah nachdenklich in die blitzenden, sprudelnden Wellen. „Seit sie von ihren Großeltern zurückkam, hat sie Niemand gesehen, der Claudio ausstechen konnte; und von Greville's kam sie mit heilem Herzen zurück.“ Ein dunkles Erröthen überflog sie, als sie sich wieder zurücklehnte und halblaut rief: „Sie kann doch nicht Claudio mit meinem Percy vergleichen — das ist unmöglich, ganz unmöglich!“ Die Zeit verging schnell, während sie über dies

Räthsel nachdachte, dessen eine Lösung sie als «unmöglich» zurückwies.

Es sei halb Zwei und das zweite Frühstück stehe auf dem Tisch, meldete der Bediente endlich und setzte hinzu, daß der Herr und Miß Geneste noch nicht zurückgekommen wären; worauf Mabel erklärte, daß sie noch hier bleiben wolle. Nach einiger Zeit kehrte der Diener zurück und berichtete, daß Mrs. Burgoyne und Mrs. Pollock auf sie warteten. Die arme, junge Frau, die sich die letzte halbe Stunde über mit großer Geschicklichkeit selbst gequält hatte, bezwang sich nun und ging um der Höflichkeit willen in das Eßzimmer.

„Ich glaube, Sie sind zu viel in der Hitze im Freien; Sie sehen ganz blaß aus, Mabel," sagte Mrs. Burgoyne zu ihrer Schwiegertochter, die mit einer oberflächlichen Entschuldigung über ihr Zuspätkommen ihren Platz an der Spitze des Tisches einnahm und kurz erwiderte: „Ich finde es nicht heiß."

„Wo sind die Anderen?" fragte Franziska. „Ich war oben bei Leonie und fand sie nicht."

„Ich war schon vor ein paar Stunden vergebens oben," antwortete Mabel. „Sie ist vermuthlich mit Percy ausgegangen, wenigstens weiß ich nicht, wo die Beiden sind."

Damit war auch dieser Gegenstand erledigt und Franziska versuchte es mit einem neuen. „Ich bin wieder in meiner neuen Wohnung gewesen, Mabel. Es geht Alles gut vorwärts und sieht wirklich schon sehr hübsch aus. Ich freue mich, daß ich es nicht noch habe anstreichen und tapeziren lassen.“

„Dann hätte es noch besser ausgesehen,“ warf Mrs. Burgoyne ein.

„O, Mama, ich glaube selbst, Du wirst befriedigt sein, wenn Du es siehst. Meine hübschen Sachen machen sich so gut, wenn auch die Zimmer etwas verwohnt aussehen. Ich möchte gern, Mabel, daß Du einmal heute Nachmittag mit mir hinüberführest. Ich muß noch die letzte Hand an die Kinderstuben legen, denn morgen kommen die Kleinen.“

„Was für eine Colonie wir mit der Zeit bilden werden, wenn nun auch Claudio zurückkommt!“

„Glaubst Du, daß die Hochzeit bald sein wird?“

„Ich weiß nicht. Leonie war heute nirgend zu fassen; sie ist wie ein Irrwisch. Wie rücksichtslos und unrecht von Percy, für so viele Stunden fortzugehen, ohne mir ein Wort zu sagen.“ Zum ersten Mal schwieg die alte Mrs. Burgoyne bei einem gegen ihren Sohn gerichteten Tadel, ja ihre Augen nahmen einen Ausdruck des Bedauerns an,

wenn sie auf der jungen Frau ruhten, und sie sagte endlich: „Wollen Sie gar nichts essen, liebe Mabel?“

„Danke Ihnen, nein! Es ist vielleicht thöricht, aber ich kann den Gedanken nicht los werden, daß Percy etwas passirt ist.“ Sie stand auf, klingelte laut, und als der Diener erschien, fragte sie, ob er gewiß wisse, daß sein Herr nicht zu Pferde sei. Der Diener bejahte die Frage.

„Dann gehen Sie,“ begann sie, und wußte nicht, wohin sie ihn schicken sollte. „Gehen Sie und suchen Sie den Herrn, und sagen Sie ihm, daß wir beim Frühstück wären und auf ihn warteten.“

Der Diener verbeugte sich ehrerbietig und ging, um den Befehl nach Gutdünken auszuführen, das heißt, er ging erst zehn Schritt nach einer Seite und dann eben so weit nach der andern, und benutzte die günstige Gelegenheit, den paar Leuten, die er traf, mitzutheilen, „die Frau wäre schön ärgerlich, weil der Herr mit Miß Geneste aus wäre.“ Wir Alle sind so sehr dem leisesten Hauch ausgesetzt, den Rohheit und Unbildung erregen, oder der aus dem Hange der Leute entsteht, um jeden Preis Witze über Dinge zu machen, die sie nichts angehen.

Man kann sich denken, daß die Nachricht, Mr.

Burgoyne sei mit Miß Geneste fort und Mrs. Burgoyne böse darüber, sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitete. In einem so kleinen Ort, in dem so wenig vorgeht, ist solch eine Nachricht ein guter Bissen für den Mund der Leute. Die arme Mabel, die allein und verstimmt in ihrem eleganten Wohnzimmer saß, hatte keine Ahnung, welchen Stoff sie, ihr Mann und ihre Freundin für eine Gesellschaft von Katzen lieferte, die nicht nur spinnen, miauen und kratzen, sondern leider auch reden konnten. Diese Individuen beschäftigten sich damit, den Ruf eines Jeden, der nicht dem Ort angehörte, in Fetzen zu reißen, wenn er nicht so war, wie sie. Gegen die Waffen solcher Leute kann man nicht kämpfen, sondern vermag ihnen nur schweigende Verachtung entgegenzusetzen. Sie bedienen sich frommklingender Wendungen, vorsichtigen Andeutungen, eines gewissen geheuchelten Mitleids für Etwas, das nie genannt, und eines versteckten Tadels, der nie offen ausgesprochen wird und gegen den man sich deshalb nicht vertheidigen kann; daneben tragen sie ein beleidigendes Selbstlob zur Schau darüber, daß sie nie ähnliche Ungeheuerlichkeiten vollführen. Das ist die Rüstung, mit denen engherzige Frauen sich umgeben, und mit solchen Waffen kämpfen weibliche Zungen.

Bis tief in die Nacht hinein, in welcher Percy und Leonie in der Höhle die Qualen der Verzweiflung und des Todes schmeckten, standen Mabel, ihre Schwiegermutter und Franziska vor der offenen Hausthür und warteten mit herzbeklemmender Unruhe auf die Heimkehr der Vermißten. Was konnte man darüber sagen? Welchen Trostgrund dafür angeben? Mrs. Burgoyne zeigte sich plötzlich auf das Liebevollste besorgt um Mabel, mit der sie in einem so milden, gleichsam unterwürfigen Tone sprach, über den Franziska sich nicht genug wundern konnte. Mabel selbst war unfähig, zu bemerken, daß das Betragen irgend eines Menschen sich geändert hatte. Sie hatte tagüber ein finsteres, kühl zurückhaltendes Benehmen beobachtet, aber die Kraft, sich zu beherrschen, verließ sie plötzlich, und als es Mitternacht schlug, eilte sie jammernd in das Haus zurück. „Ich kann es nicht tragen, ich will es nicht tragen," rief sie, ohne zu bedenken, wie viele neugierige Dienstboten sie hören konnten. Nichts, als das Bewußtsein des ihr angethanen grausamen Unrechts war ihr geblieben.

„Habe Vertrauen und Hoffnung," bat Franziska, knieete sich neben die arme gequälte junge Frau und umschlang sie mit ihren Armen.

„Auf was soll ich vertrauen? Es giebt keine

Hoffnung mehr, keine, keine. Sie haben mich verlassen. Ach, Franziska, warum sind sie Beide so schlecht? Ich habe sie doch so lieb gehabt."

„Es muß etwas Schlimmes geschehen sein, geliebte Mabel, aber nicht das, was Du meinst. O, laß Deinen Kopf an meinem Herzen ruhen; ich könnte Dich nicht so halten, hätte mein Bruder Dich hintergangen."

„Dann ist er todt — und wo ist sie? Warum haben sie es so gemacht," klagte sie, auf ihre frühere Vermuthung zurückkommend, „warum haben sie mich nicht lieber umgebracht?"

Die alte Mrs. Burgoyne trat auf sie zu und sagte: „Auch mein Herz ist zerrissen, und dennoch wage ich meinen Sohn noch nicht anzuklagen. Glauben Sie noch nicht an seine Schuld und Gott wird Ihre Langmuth segnen. Noch können wir hoffen, daß ein Unfall sie fern hielt. Könnte es nicht mit Ihrem Bruder zusammenhängen?"

Mabel sprang erregt auf. „Ich ließ die Posttasche wegen Percy's Abwesenheit so lange warten, bis es zu spät, sie fortzuschicken war. Ich werde Leonie's Brief an Claudio öffnen."

„Thue es nicht," wendete Mrs. Pollock ein. „Es kann nichts helfen und Du wirst es bereuen."

Die zarte jüngere Frau wand sich schnell von der stärkeren älteren los.

„Ich will es thun," rief sie, holte schnell die Posttasche und las Leonie's Brief an Claudio.

Alle Hoffnung verließ sie, als sie die Auflösung der Verlobung erfuhr, und sie meinte nun die Bestätigung für ihre schlimmsten Befürchtungen in den Händen zu halten.

„Sie ist mit mir aufgewachsen wie eine Schwester, und sie kann so niedrig, falsch und herzlos handeln! Sie wird mich umbringen durch ihre Schändlichkeit! Meinen Gatten hat sie mir geraubt," rief sie und ließ den Brief fallen. Ich will zurück zu meinem Vater."

„Mabel, habe Geduld, habe Vertrauen, habe Hoffnung." Mrs. Pollock sah wie eine Priesterin aus, als sie der aufgebrachten Frau Muth zusprach.

„Ich will zu meinem Vater, heute noch — gleich," rief die arme Mabel, riß sich aus Mrs. Pollock's Armen und eilte nach der Thür. „Mein Vater ist der einzige Freund, den ich habe — Ihr Andern gehört Alle zu Percy's Partei."

„Sie verliert den Verstand," flüsterte Mrs. Burgoyne ängstlich.

„Nein, ich werde nicht wahnsinnig — den Triumph werdet Ihr nicht haben. Nein, nicht wahn=

sinnig. Ich bin nicht die erste verlassene Frau. Ich will zu meinem Vater und — dort glücklich werden —" dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und sank kraftlos zusammen. Sie brachten sie zu Bett, und als sie scheinbar eingeschlummert war, zogen sich die alte Mrs. Burgoyne und Franziska zurück, um über das Vorgefallene zu reden.

Sobald die Damen sie verlassen hatten, stand Mabel auf, zog ein dunkles Kleid an, ging leise nach der Treppe, rief den Bedienten, der noch wachte, und befahl: „Spannen Sie das Pferd vor den kleinen Wagen, aber so, daß es Niemand merkt, und sagen Sie es mir, wenn Sie fertig sind."

Als er mit der Meldung zurückkehrte, daß Alles bereit sei, ging sie leise die Treppe hinunter, stieg in den Wagen und ließ sich nach der nächsten Station fahren.

Noch vor kurzer Zeit hatte sie gesagt, daß kein Verdacht, wie schwer er auch sei, auch nicht der Beweis, betrogen zu sein, sie je veranlassen könnte, von ihrem Manne zu gehen.

Achtzehntes Capitel.

Gesucht.

Verschiedene Male während der Nacht ging Mrs. Pollock an die Thür ihrer Schwägerin, um zu lauschen. Nichts regte sich, Mabel schien wie ein Kind nach der Aufregung still und sanft zu schlafen. „Die Ruhe wird ihr wohlthun, sie wird sie stärken und erfrischen, und sie kräftigen, das zu tragen, was der Morgen bringt,“ dachte Franziska, als sie zum letzten Mal von der Thür zurückkam und auf ihr Zimmer ging. „Aber wie vermag das arme Ding zu schlafen mit dieser Last auf der Seele?“

Die weiche Frau, die viel eigenen Kummer gekannt hatte und nun auch den um ihren Bruder tragen mußte, war noch nicht lange in ihrer Stube und dachte eben darüber nach, was der Morgen bringen könne, als ihre Mutter erschien. Die alte Frau sah so verstört und häßlich aus, wie es nur alte Frauen in ihrem Negligé vermögen. Sie hatte nicht daran gedacht, sich für die Gelegenheit passend zu kostümiren, wie damals, als sie zum Empfang von Mr. Pollock Schmuck und Kaschmirshawl angelegt hatte. Das Herz war ihr schwer

um ihren Sohn, viel zu schwer, um auf Aeußerlichkeiten zu achten.

„Ich hatte in meiner Stube keine Ruhe," begann sie. „Was ist uns geschehen, daß wir Mißgeschick haben, wohin wir uns wenden?"

„Es ist ein harter Schlag, Mutter."

„Wohl ist es einer, aber nicht so hart für Dich, die ihm Worte verleihen kann, als für mich: ich fühle ihn, leide unter ihm und vergehe."

„Verzweifle nicht, Mutter," sagte Franziska geduldig. Sie selbst war der Verzweiflung nahe, daß es ihr hart ankam, und auch wieder wohlthätig auf sie wirkte, gezwungen zu sein, Andere trösten und aufrichten zu müssen.

„Verzweifeln! Was bleibt mir Anderes übrig, als zu verzweifeln? Mein Sohn ist todt."

„Nein, es ist ein unseliges Geheimniß, aber ich habe nicht das Gefühl, als ob er todt wäre. Fasse Hoffnung um der armen Mabel willen."

Die alte Frau sank in einen Stuhl. „Hast Du den Brief gelesen? Den Brief, den Leonie heute an Claudio geschrieben hat? Hast Du ihn gelesen?"

„Nein, aber ich errieth seinen Inhalt an Mabel's Benehmen."

„Aber ich kenne ihn. Ich nahm ihn auf und las ihn. Eine falsch angebrachte Zartheit ist jetzt

nicht an der Zeit. Es war die Auflösung ihrer Verlobung, wie Du richtig vermuthetest. Franziska, was bedeutet das?"

„Kein Unrecht von Leonie's oder Percy's Seite; versuche das nur fest zu halten. Mein Glaube an die Beiden ist mein bester Trost in diesen Stunden; ich wünschte, ich könnte ihn Dir einpflanzen."

„Franziska, ich habe versucht, ihnen Neigung für einander einzuflößen. Vor Percy's Hochzeit ließ ich nichts unversucht, um gegenseitig Liebe in ihnen zu erwecken. Sie gefiel mir so gut, ich wollte sie gern zur Tochter haben, sie als Frau meines Percy sehen, und sie hat meine Intriguen für sie dadurch belohnt, daß sie mir das Herz bricht und meinen Sohn zu einer ehrlosen Handlung angetrieben hat."

„Verbanne solche Gedanken, Mutter," flehte Franziska.

„Was soll ich sonst denken? Gieb mir eine andere, denkbare Lösung dieses entsetzlichen Geheimnisses, wie Du es vorhin selbst nanntest, und ich will mich an sie klammern. Wie soll ich der armen Mabel morgen vor die Augen kommen, da sie weiß, daß ich es war, die früher Percy's Herz gegen sie zu verhärten suchte, um es Leonie zuzuwenden? Ja, die Strafe ist der Sünde auf dem Fuße gefolgt."

„Das thut sie immer," sagte Franziska ernst, „und das ist auch recht; aber ich kann nicht glauben, daß hier die Unschuldigen leiden sollen, weil Du Unrechtes gewünscht und herbeizuführen gesucht hast."

„Bitte, mache mir keine Vorhaltungen," sagte Mrs. Burgoyne heftig und schritt in der Stube auf und ab. „Nichts bringt mich so auf, wie Moralpredigten, die außerdem nichts nützen." Der Kummer hatte sie noch nicht weich gemacht, wie man sieht, aber sie fuhr bald milder fort: „Es waltet ein Unstern über unserm Geschlecht; er ging auf, als Du —" sie hielt inne, ohne den Punkt zu erörtern, und fuhr fort: „Nun hat das Unglück noch schwerer meinen Sohn ereilt. Wie werden wir es überleben? Wie soll ich bestehen, wenn sich dies Räthsel nicht enthüllt? Soll ich bis zu meinem Tode im Unklaren darüber bleiben, ob mein Sohn ehrlos oder nur todt ist?"

„Mutter, ich vermag es Dir nicht zu sagen, so wenig, wie Du Dir selbst, meine arme Mutter —"

„Ich weiß es, weiß nur zu gut, daß ich thörichte Fragen stelle, daß wir Beide gleich hülflos, elend und verlassen sind."

„Nicht verlassen," entgegnete Franziska ergeben. „Ich will Dir nicht vorpredigen, sondern Dich nur

daran erinnern, daß wir nicht verlassen sind. Bedenke außerdem, Mutter, daß, wie groß und tief auch unser Kummer sein mag, ein noch herberer Schmerz da drin wohnt," sagte sie, nach Mabel's Zimmer deutend.

„Es wäre Wahnsinn gewesen, sie zu ihrem Vater zu lassen. Das würde nur die Gerüchte bestätigt haben, die entstehen werden, ehe man Gewißheit hat. Ich bin froh, daß Du Dich dem widersetztest, man ist jetzt mit Wenigem zufrieden."

„Sie war zu matt, um es durchzusetzen," antwortete Franziska mitleidig, „aber morgen früh, wenn — wenn wir noch im Unklaren sind, werde ich an ihren Vater telegraphiren, daß er kommt. Er ist so duldsam, so klar im Urtheil, daß uns Allen seine Nähe wohlthun wird, was auch geschehen mag."

„Und wenn er kommt, wo soll ich mein Haupt verbergen?" sagte Mrs. Burgoyne. „Wohin mit meinem Schmerz und meiner Schande fliehen? Sprich nicht mit mir, Franziska, oder sprich, damit ich nicht bete, daß mein Sohn lieber todt ist, als daß er das gethan hat, was ich ihm zutraue."

Nun begannen sie von Neuem den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten, wenn auch kein

Wort etwas an der Thatsache zu ändern vermochte. Während der ganzen Zeit blieben sie eingedenk, wie wenig sie auch direkt darüber sprachen, daß in der anderen Stube noch eine Unglücklichere sei. Sie sprachen nur in gedämpftem Ton, um sie nicht zu wecken, — und Mabel entfernte sich in jeder Minute mehr und mehr mit dem Schnellzuge, um bei ihrem Vater Frieden zu finden. Es war gegen fünf Uhr Morgens; der herrliche helle Sommertag dämmerte, und Mrs. Pollock stand wieder mit angehaltenem Athem an Mabel's Thür und lauschte. Dann öffnete sie leise, trat ein und fand Alles leer. Jetzt erst verließ sie die mühsam erkämpfte Ruhe und Fassung, und bleich und mit entsetzter Miene kehrte sie zur Mutter zurück.

„Mutter, das ist das Schlimmste, das Allerschlimmste: Mabel ist fort!“

Später am Morgen sendete Franziska Boten nach allen Eisenbahnstationen, allen Gasthöfen in der Umgegend aus, nirgends hatte man Leute gesehen, die mit der Beschreibung von Mr. Burgoyne und Miß Geneste übereinstimmten. Dann kamen einige freundliche Briefe, Anerbietungen von Dienstleistungen, die in solchen Fällen ein Herr zu leisten vermag. Einige Herren aus der Nachbarschaft, darunter der Geistliche, erkundigten sich persönlich,

die ganze Umgegend wußte jetzt von dem Geheimniß und Kummer.

„Es giebt nur drei Möglichkeiten, ihr Ausbleiben zu erklären, jetzt, da wir die Gewißheit besitzen, daß sie keinen der großen öffentlichen Wege eingeschlagen haben,“ sagte der Rektor zu Franziska, indem er sie aus dem um ihre Mutter versammelten Kreise führte. „Sie können in den Fluß gefallen sein —“

„Dann, dächte ich, wäre der Hund nach Hause gekommen,“ unterbrach ihn Franziska.

„Also der Hund war bei ihnen? Dann freilich ist nur eine Annahme denkbar: sie müssen auf Seitenwegen nach dem Moor gegangen sein und sich dort verirrt haben.“

„Ist das als möglich anzunehmen, Mr. Heathcott?“

„Es scheint mir sogar sehr wahrscheinlich,“ entgegnete er zuversichtlich. „Es würde vergebens sein, wollten Sie Ihre Leute dorthin schicken, sie würden sich dort nur verirren. Ueberlassen Sie es mir, ich werde des Landes kundige Männer nach allen Seiten ausschicken.“

„Sie meinten vorhin, daß noch eine dritte Möglichkeit vorhanden sei.“

„Die Begleitung des Hundes macht sie unwahr=

scheinlich. Ich dachte, sie wären vielleicht dem Rande eines Abgrundes zu nahe gekommen und hineingestürzt, aber in dem Falle wäre Cavac jedenfalls heimgekehrt.“ Dann äußerte er sein Bedauern, daß Mrs. Percy Burgoyne so übereilt abgereist sei, suchte Franziska in dem Glauben zu bestärken, daß die Vermißten auf dem Moor seien, und machte sich auf den Weg. Franziska's Herz war anfänglich bedeutend erleichtert. Allein der Tag verging, ohne Nachricht über das Bleiben der Verschwundenen zu bringen. Unterdessen hatte Mabel den Hafen erreicht, dem sie zugestrebt hatte, und Percy und Leonie saßen in dumpfer Verzweiflung da.

Spät Abends kam Mr. Heathcott noch einmal wieder. Freilich konnte er ihnen weder Hoffnung, noch irgend eine Erleichterung bringen, denn alle Boten waren heimgekehrt, ohne eine Spur gefunden zu haben. Aber er vermochte es nicht über sich zu gewinnen, die beiden gebeugten, hülflosen Frauen allein in ihrer Trauer zu lassen. Wieder und wieder gingen sie mit einander über das Feld aller Möglichkeiten, ein ödes Feld, denn jede Annahme hatte sich bereits als unhaltbar bewiesen. Es gab nichts mehr, auf das sie hoffen konnten, So sehr Franziska die aufrichtige, wohlthuende Theilnahme

dieses Mannes rührte, der ihnen eigentlich ganz fremd war, denn seine neuen Pfarrkinder hatten ihn nur in der Kirche gesehen, würde sie doch aus alter Gewohnheit ihm gegenüber in manchen Punkten Zurückhaltung bewahrt haben. Mrs. Burgoyne dagegen, mit ihrer rücksichtslosen Offenherzigkeit, legte jede Art der Zurückhaltung ab, klagte sich an, erzählte ungenirt von sich und unterrichtete ihn vollständig von Allem, was in Bezug auf Percy's Heirath und Leonie's Verlobung gesagt, gedacht und gethan worden war. Mr. Heathcott kannte jedes Detail, als die alte Dame endlich inne hielt und er sich erhob, um zu gehen. Franziska begleitete ihn aus der Stube und er merkte ihr an, daß sie etwas mit ihm allein sprechen wolle. „Was ist Ihnen eingefallen?“ fragte er leise.

„Die Höhle! Ich wage nicht, die Hoffnungen meiner Mutter zu erregen, um sie vielleicht nur wieder zu täuschen. Aber ist auch die Höhle durchsucht worden?“

„Die Höhle, verehrteste Frau, wird nur auf besonderes Verlangen geöffnet. Wären sie dort gewesen, würde die Schließerin mit ihnen gegangen sein, oder wenigstens von ihrer Absicht gewußt haben, da sie sich von ihr den Schlüssel holen mußten.“

„Es ist eine schwache Hoffnung, gestehe ich Ihnen, aber ich mag sie nicht aufgeben," fuhr sie fort. „Sagen Sie, giebt es keinen anderen Weg, in die Höhle zu kommen, als durch die Thür vorn beim Steinbruch?"

„Es giebt noch eine andere kleine Thür, die auch immer geschlossen gehalten wird, am hinteren Ende der Höhle."

„Können sie nicht durch irgend eine Felsspalte hineingerathen und dann den Ausweg verloren haben? Wie ich höre, ist die Höhle einmal zufällig von Arbeitern entdeckt worden, die im Steinbruch beschäftigt waren. Ist es nicht möglich, daß Percy und Leonie einen verborgenen, überwachsenen Eingang entdeckt haben und nun nicht heraus können? Es ist allerdings nur eine schwache Hoffnung, aber ich will jedenfalls Nachforschungen anstellen."

„Ich werde Sie begleiten," sagte er; und während sie eilig über die nahe Wiese schritten, an der die Schließerin wohnte, fuhr er fort: „Wie kommen Sie auf diesen unwahrscheinlichen Ort?"

„Fragen Sie lieber, warum ich nicht früher daran gedacht habe. Leonie war heute Morgen in keiner heiteren Stimmung, ich darf Ihnen das sagen nach Allem, was meine Mutter Ihnen erzählt hat. Sie war ganz in der Laune, irgend

eine Aufregung zu suchen. Außerdem fühlte sie immer einen großen Zug nach der Höhle."

„Die vielleicht ihr Grab geworden ist!" sagte er traurig. „Wenn Sie recht hätten, wenn eine wunderbare Verkettung von Umständen sie dorthin geführt, denken Sie, wie lange Zeit sie in dem entsetzlichen unterirdischen Raume ohne Luft, Licht, Nahrung und Aussicht auf Rettung zugebracht haben müssen. Seien Sie nicht zu hoffnungsvoll."

„Das bin ich auch nicht, ich habe nicht viel Hoffnung. Mir ist im Gegentheil, als ob mein Herz nie wieder froh werden könnte."

Als sie das Häuschen der Schließerin erreichten, dauerte es noch wenigstens zehn Minuten, bis sie die würdige Frau aus ihrem friedlichen Schlummer zu erwecken vermochten. Als dies endlich gelungen war, bestritt sie die Annahme, die Vermißten in der Höhle zu finden, auf das Hartnäckigste. Sie sei frühmorgens am verflossenen Tage in der Höhle gewesen und habe sie beim Herauskommen hinter sich zugeschlossen, ganz überzeugt davon, daß Niemand darin sei. Dann besann sie sich noch und berichtigte ihre Angabe dahin, daß der Schlüssel in der Thür stecken geblieben sei, während sie sich kurze Zeit entfernt hatte, um Reisig zu holen."

„Geben Sie den Schlüssel, schnell, schnell!"

schrie Franziska. „Kommen Sie mit. Sie sind darin, das steht mir fest — aber wie —"

Ja, die Zeit war verhängnißvoll lang gewesen.

Neunzehntes Capitel.

Gerettet!

Viele Stunden, ehe Mrs. Pollock darauf kam, sie in der Höhle zu suchen, war Percy und Leonie die Zeit schon wie eine Ewigkeit vorgekommen. Längst hatte sie aufgegeben, zu sprechen oder die Sorge aus ihren Gedanken zu verbannen, ganz darauf verzichtet, an etwas Anderes als das Eine zu denken, das ihnen gewiß war. Sie hatte sich tapfer gehalten, bis die körperliche Erschlaffung eintrat, bis die unreine, dicke Luft sich schwer auf ihre Brust legte, ihr das Athmen erschwerte und ihre Stimme heiser machte, bis die Lider bleiern auf ihre Augen drückten, ein beklemmendes Gefühl sich wie ein festes Band um ihr Herz preßte, bis ihr etwas in ihrem Kopf zu schwanken und zu schaukeln begann, — so lange hatte sie sich tapfer gehalten.

Ich will nicht behaupten, daß meine Heldin gar keine Selbstsucht besessen hätte. Die Keime dazu

lagen in ihr, denn sie war eine Evatochter, aber jene Anlagen hatten sich in ihr nur sehr spärlich entwickelt. In diesen Stunden beklagte sie in der That Percy's Schicksal viel mehr als das eigene. Vielleicht war das nichts Außergewöhnliches. — Sie war nur eine Frau, eine ächte Frau, und da kam sie bald auf den Gedanken, daß Percy Burgoyne schwerer für das Leben zu entbehren sei als sie, daß er durch stärkere Bande als sie an die Familie und Gesellschaft geknüpft werde. War ihr dieser Gedanke nun von selbst gekommen, oder hatte sie ihn erst durch Ueberlegung herausgefunden, genug, er beherrschte sie so mächtig, daß sie während vieler Stunden den tiefsten Schmerz nicht um sich, sondern um einen Anderen litt.

Sie war sich selbst räthselhaft, und sie betrachtete sich mit einer gewissen Neugier, als der Hunger, wie erst der Trübsinn, seine Gewalt auf sie geltend machte. Aber es graute ihr vor dieser Klarheit über sich selbst.

„Wenn Sie am Rande des Grabes ständen, und wüßten, daß Sie im nächsten Augenblick ein Kind des Todes wären, könnten Sie noch ein Butterbrod essen?" fragte sie plötzlich.

„Nein," antwortete er matt und elend, und sie fuhr fort:

„Es ist scheußlich, das weiß ich, aber wir sind eigentlich schon im Grabe, und ich könnte das Butterbrod doch noch essen. Sind wir schon wochenlang hier, daß ich wie ein Rabe geworden bin?“

Er antwortete nicht, sie hatte es auch nicht erwartet, und sagte nach einiger Zeit: „Ich wollte, Sie brauchten jetzt Ihr Federmesser.“

„Wozu?“ fragte er. „Es war ein Wahnsinn, es fortzuwerfen; ich hätte uns damit vielleicht einen Weg durch die Thür bahnen können.“

„Mir ist, als könnte ich mir mit den Händen einen Weg zum Leben durch die Felsen bahnen,“ schrie sie und sprang auf, „wie viel mehr durch ein paar hölzerne Bretter.“

Sie schlug mit ihren kleinen, zarten Händen gegen die grausame Schranke, die zwischen «dem Leben» und Derjenigen stand, die so heiß darum kämpfte. Nach einiger Zeit sah sie ein, wie nutzlos ihr Thun sei, sank wieder matt zurück und schluchzte hoffnungslos.

„Ich wollte, daß Sie das Messer hätten, um Cavac todt zu machen,“ sagte sie nach einer Pause. Er zittert und zittert seit so langer Zeit, und ich möchte, daß er zuerst todt wäre.“

„Leonie, Sie bringen mich um. Jedes Wort

von Ihnen ist mir wie der Tod, Kind. Verzweifeln Sie noch nicht."

„Wie schön das Leben ist!" flüsterte sie nach langer Zeit. „O, können wir denn gar nichts thun? Ich verschmachte —"

„Sie frieren," sagte er weich. Seine Gedanken waren so liebevoll bei Mabel, daß er nicht anders als zärtlich zu einem Wesen ihres Geschlechtes sprechen konnte.

„Nein, ich friere nicht. Ich sterbe — ich weiß, dies ist der Tod! Der Hund weiß es auch, er leckt meine Hand so schwach, so matt, so —"

„Leonie, Leonie!" rief er, als ihre Stimme erstarb; er rief aus Furcht sehr laut, tastete im Dunkeln nach ihr und fand sie endlich vorwärts in eine formlose Masse über den warmen Körper des Hundes gesunken.

„Leonie!" rief er. „Hören Sie mich?"

„Ich möchte schlafen," hauchte sie matt, „erst schlafen, ehe ich sterbe. Lassen Sie mich schlafen, ich bin müde, — so müde."

Er ließ sie schlafen, denn er sagte sich, daß es der Schlaf sei, aus dem sie auf dieser Welt nicht mehr erwachen würde. Dann mit dem kläglich winselnden Hunde wartete er weiter.

Nur um zu sterben. Den Tod hatte er bis-

her nicht gefürchtet. Aber zu sterben wie eine gefangene Ratte, auf den Tod zu warten, ihn Zoll für Zoll näher kommen zu sehen, so wie ihm das arme Mädchen dort zum Opfer gefallen war, die um Schlaf gefleht hatte, ehe der Todeskampf begann — das war ein Alp, der auf ihm lastete, wie er ihn noch nie gekannt. Er sah Mabel und was sie thun würde während der langen, entsetzlichen Stunden, die er hier zubrachte. Er sah sie, wie sie auf seine Rückkehr wartete, erst unruhig, dann besorgt, endlich voll Entsetzen, aber nie ungeduldig, immer nur liebevoll. Seine eigene Hülflosigkeit, das Elend seiner Lage war ihm so deutlich, daß er sich nicht vorstellen konnte, irgend Jemand könne anders als mitleidvoll an ihn denken. Er hegte keine Besorgniß, daß seine Frau ihn falsch beurtheilen könne, dieser Stachel blieb den Leiden fern, die seine Seele unter dem Schatten des Todes quälten. Eines der schmerzlichsten Stadien, das er durchmachte, war das Bewußtsein, daß in ihm so liebliche Lieder schlummerten, daß er so begeistert hätte singen können, wenn ihm das Leben erhalten worden wäre. Es schien ihm wie ein Massenmord, daß alle Kinder seiner Phantasie, die diesen Stunden ihr Dasein verdankten, sterben sollten, weil ihm selbst das Leben fehlte, sie zu verherrlichen. Es

schnitt ihm in das Herz, daß alle seine Gedanken und Empfindungen gewissermaßen vergeudet werden sollten, während er so Schönes damit hätte leisten können. O, nur eine Spanne Leben, nur Luft! Licht! Warum hatte dies Schicksal nicht einen Menschen betroffen, der nichts als das nackte Leben zu verlieren hatte! Er selbst besaß jenes «höhere Etwas», und nun sollte es hier mit ihm begraben werden. Tausend anmuthige Ideen zu Gedichten schwebten ihm vor, er meinte, daß er sie alle in zierliche Verse hätte kleiden können — wenn er gelebt hätte. Es fuhr ihm durch den Sinn, wie er vor vielen Jahren gegen seine Schwester das Beispiel von Poe, Chatterton und Keats angeführt, als Beleg dafür, daß er nicht zu jung sei, den süßesten Klang aus Frauenherzen hervor zu locken. Jetzt dachte er an das traurige Leben jener Dichter, an ihre vielfachen Mißgeschicke, und dennoch beneidete er sie; denn sein Schicksal war noch beklagenswerther, weil sein Ende ruhmloser als das von irgend einem derselben war.

„O, nur ein Tropfen Wasser, ein Tropfen Wasser!“ Sein Verlangen wechselte, es hatte eine niedrigere Form angenommen; eben flehte er noch um Leben, Ruhm und die Möglichkeit, hohe Gedanken verkörpern zu dürfen, jetzt — um Wasser.

Der Durst verzehrte ihn — brennender Durst, der seine Zunge zusammenzog, als ob sie mitten entzwei geschnitten wäre. Seine Stirn glühte, aber auf seinem Hinterkopf schien ein Eisklumpen zu ruhen. Dann war ihm, als spränge eine Ader im Nacken, als ergösse sich das Blut nach allen Richtungen hin, besonders nach dem Gehirn, der Kopf wurde ihm schwer und die Augen füllten sich mit Blut.

„Ist dies Wahnsinn oder Tod?" fragte er sich, dann sank der Kopf gegen die harten Steine, und er blieb regungslos liegen. Wie merkwürdig sich der Instinkt in solchen Zeiten in einem Hunde regt. Das treue Thier, das bisher sein Unbehagen nur durch leises Winseln zu erkennen gegeben hatte, fing laut zu heulen an, als sein Herr das Bewußtsein verlor. Ein paar Augenblicke scharrte er ungeduldig mit den zierlichen Pfoten an den beiden zusammengesunkenen Gestalten. Dann legte er sich neben seinen Herrn, warf den Kopf zurück und fing so laut zu bellen an, als wollte er die ganze Grafschaft zur Jagd zusammenrufen.

Unterdeß nahten sich Mrs. Pollock, Mr. Heathcott und die Schließerin mit der Laterne dem Eingang der Höhle. Als der Schlüssel sich knarrend im Schloß drehte, hörten sie den Hund inwendig

laut bellen, im nächsten Augenblick sprang Cavac mit einem Satz heraus und auf sie zu. Es war schwer jetzt für die Schwester, voranzugehen, denn kein anderes Lebenszeichen ließ sich vernehmen.

„Ich kann nicht — ich wage es nicht — denn wenn doch —“ Sie konnte vor Aufregung nicht weiter sprechen.

„Sie sind drin, das ist sicher. Schonen Sie sich, so viel Sie können, denn Sie werden aller Ihrer Kraft bedürfen. Ich werde hineingehen und die Beiden holen. Schicken Sie die Frau nach Hülfe, sie soll Brandy mitbringen.“

Sie befolgte seine Weisung und stand mit zitternden Knieen, während er vorsichtig vorwärts schritt. Eine Minute später hörte sie einen Freudenruf, und wieder eine Minute darauf kam er mit Leonie im Arm heraus. Er legte sie sanft auf die Erde und sagte zu Franziska: „Halten Sie sich tapfer. Sie lebt, aber ob wir ihr Leben erhalten können, hängt von der Behandlung ab. Halten Sie still! Wenn Sie ohnmächtig werden, lähmen Sie meine Kraft.“

„Ich will nicht ohnmächtig werden,“ hauchte Franziska.

„Setzen Sie sich hin, nehmen Sie ihren Kopf und ihre Schultern auf den Schooß. So ist's recht.

Sobald der Brandy kommt, geben Sie ihr davon und suchen Sie sie bis dahin zu erwärmen."

Dann ging er wieder hinein und kehrte bald mit Percy zurück, der sich auf ihn stützte und sich soweit erholt hatte, daß er nach Mabel fragte.

„Es wird Alles gut sein, sobald Du nach Hause kommst, Percy," schluchzte Mrs. Pollock. „O, mein einziger, lieber Bruder, was hast Du Alles durchgemacht!" Damit reichte sie dem Bruder zitternd die Hand hin, da sie wegen Leonie nicht aufzustehen wagte.

Die Hülfe kam bald; Leonie wurde nach Hause getragen, und als Mrs. Burgoyne ihren Sohn sah, bekam sie zum ersten Mal im Leben Weinkrämpfe, über die Mr. Heathcott sehr ärgerlich wurde, denn er wünschte, daß alle Sorgfalt, Theilnahme und Zeit Leonie gewidmet werden solle. Ehe Mrs. Burgoyne sich von dem Anfall erholt hatte, machte Percy eine Entdeckung.

„Wo ist Mabel?" fragte er wieder. Er hatte schon die Frage zehnmal auf dem Rückwege gestellt, und jedesmal vermieden sie, eine bestimmte Antwort zu geben. Diesmal ließ er sich nicht abweisen, und sie mußten ihm sagen, wo Mabel war und warum sie fortgegangen. Sein Zorn auf sie war

entsetzlich und um so heftiger, da er sie jetzt aufrichtig liebte.

„Sie zweifelte mich an, sie kränkte meine Ehre, während ich in Lebensgefahr schwebte,“ sagte er. „Hätte ich gewußt, was meiner bei meiner Rückkehr wartete, lieber wäre ich in der Höhle geblieben.“

„Es war eine sehr harte Prüfung, sie war außer sich vor Aufregung,“ entschuldigte Franziska. „Ich werde gleich an sie telegraphiren und sie wird morgen schon hier sein. Nach einem so entsetzlichen Erlebniß, liebster Percy, errege nicht einen Streit wegen einer irrthümlichen Voraussetzung. Wir werden Sorge genug um Leonie haben.“

„Du meinst doch nicht, daß sie sterben wird? Damen denken immer gleich daran,“ sagte er verstimmt. „Das arme Ding, sie war so gut und muthig und sie ließ das Herz nicht sinken, nachdem der erste Schreck vorüber war.“ Dann begann er ihr von der Zeit der Gefangenschaft zu erzählen, und trotzdem sie schauderte, suchte Franziska ihm doch vorzustellen, daß Mabel eine beinahe eben so schreckliche Zeit verbracht habe.

Am nächsten Tage, ehe man sich entschieden hatte, ob Percy zu seiner Frau reisen, oder deren für den folgenden Tag angekündigte Ankunft abwarten solle, war Leonie aus dem traumähnlichen

Zustande erwacht und es zeigten sich Anzeichen eines Fiebers.

„Mabel darf nicht hierher kommen, Du mußt ihr entgegen reisen,“ sagte Franziska, als sie ihrem Bruder den Ausspruch des Arztes mittheilte.

„Und Du? Wenn Gefahr für Mabel ist, besteht sie auch für Dich.“

„Darauf kann ich jetzt nicht Rücksicht nehmen, ich könnte es nicht über mich gewinnen, sie zu verlassen.“

„Ich auch nicht,“ stimmte er warm bei.

„Percy, Du mußt an die arme Mabel denken. Wenn Du Dich anstecktest, jetzt, nachdem Du dem Tode kaum entronnen bist, würde sie sich zu Tode grämen. Aber in Bezug auf Leonie wollte ich Dich noch fragen, ob der Brief jetzt noch abgeschickt werden soll, da Claudio Hamilton bald zurück kommt.“ Sie erzählte ihm, daß seine Mutter das Schreiben an ihren Bruder in ihrem Ungestüm geöffnet und daß sie selbst den Brief an sich genommen und wieder versiegelt habe.

„Ich glaube, daß es besser ist, wenn er abgeschickt wird, aber ich will ein paar Worte dazu schreiben, was geschehen und wie krank Leonie ist.“

Dann erklärte er noch einmal, daß er nur nach London fahren und Mabel holen wolle, denn sie Beide würden es nicht über sich gewinnen können,

fern zu bleiben, so lange eine ihnen so theuere Person wie Leonie todtkrank in ihrem Hause läge.

Zwanzigstes Capitel.

Eine muntere Frau.

So weit auch die Saison schon vorgerückt war, so wiederholt die Leute auch versicherten, daß Niemand mehr in der Stadt sei, gab es doch noch verschiedene Gesellschaften in der Menge, welche freilich die letzten der Saison sein sollten. Noch hatte die englische Oper nicht die Stelle der italienischen eingenommen, noch waren die Clubs nicht ganz verödet und der Row und Drive im Park nicht menschenleer. Zu jenen wenigen Zurückgebliebenen gehörten Mr. und Mrs. Greville, von denen die Letztere viel Aufsehen gemacht hatte durch die Art, in der sie ihren Mann gleichsam im Triumph überall mit sich herumgeschleppt hatte. Manchmal meinte er, daß es eine fast zu harte Buße sei, für das Vergehen, einmal an die Auflösung seiner Verlobung gedacht zu haben. Denn seine Frau bestand darauf, daß ihr alle ihr zustehenden Ehrenbezeugungen in reichem Maß erwiesen wurden und gab

ihm unaufhörlich Gelegenheit, sich in Selbstüberwindung und Nachgiebigkeit zu üben.

Der neueste Triumph ihrer Herrschaft war die abschlägige Antwort, die sie ihm ertheilte, als er den Wunsch äußerte, Leonie an ihr in Brighton gegebenes Versprechen zu erinnern, nämlich eine Zeit lang bei ihnen zu leben. Im ersten Uebermuth des Sieges und im Vollgefühl ihrer Macht war es der jungen Frau sehr angenehm gewesen, mit Leonie zusammen zu sein, um dieser den jetzt zwischen ihnen bestehenden Unterschied deutlich zu machen. Aber trotz aller ausgesprochenen Freundlichkeit hegte Mrs. Fred Greville ein sehr bitteres Gefühl gegen Leonie, weil alle Leute wußten, daß Nellie von ihrem Bräutigam verlassen worden wäre, hätte ihre Rivalin es gewünscht, und sie deshalb im Stillen bemitleideten. Das konnte sie dem Mädchen nicht vergeben, wie unschuldig dieses auch daran gewesen war, und darum faßte sie den Entschluß, beim Zusammensein Leonie zu beweisen, daß sie sich nicht vor ihr fürchte, und nachher scheinbar ihre Existenz zu vergessen und sie auch Fred vergessen zu machen. Ferner hatte Mrs. Greville in ihrem Kreise Gerüchte verbreitet, die sich als unbegründet erwiesen hätten, wenn Leonie erschienen wäre.

„Sie war wirklich verliebter in Fred," pflegte

Nellie zu sagen, „als ich selbst zu der Zeit ahnte, in der sie so verzweifelte Versuche machte, ihn zu erobern. Wir trafen sie in Brighton wieder und würden gern freundschaftlich mit ihr verkehrt haben — geschwisterlich, kann ich wohl sagen, — aber es war ihr zu schmerzlich. Wir luden sie ein, uns hier zu besuchen, es hätte ein viel besseres Ansehen gehabt, wenn sie sich dazu entschlossen, aber Sie wissen, wie verrückt manche Leute sind. Was bleibt mir da übrig zu thun?"

So hatte sich Mrs. Greville holdselig lächelnd gegen ihre vielen intimen Freundinnen ausgesprochen. Man wird daher begreifen, daß es peinlich für sie gewesen, wäre Leonie zu ihr gekommen, die in ihrer Unbefangenheit und Ehrlichkeit Alles widerlegt haben würde, was Mrs. Greville geglaubt zu haben wünschte.

Fred Greville raffte endlich seinen Muth zusammen und wagte anzudeuten, ob sie nicht an Leonie schreiben sollten, wenn sie nun auf das Land zurück gingen. Mit einem Ton des Bedauerns über Leonie's Fehler und die eigene Pflicht, dazu berufen zu sein, diese zu bestrafen, entgegnete seine Frau: „Lieber Fred, ich habe es mir reiflich überlegt und es scheint mir nicht rathsam. Wir wollen es lieber auf sich beruhen lassen."

„Warum?“ forschte er.

„Warum? Nun, es thut mir leid, Dich darauf aufmerksam machen zu müssen, denn ich sage nur höchst ungern Jemand etwas Böses nach.“ (Wenn das wirklich der Fall war, übte Mrs. Greville eine beständige Selbstüberwindung.) „Aber es ist immer besser, aufrichtig zu sein. Sie ist eine gefährliche Person. Es hieße die Schlange in unser Paradies führen, nähmen wir sie als Gast in unser Haus.“

„O, Nellie, das ist doch wohl zu hart.“

In Mrs. Greville begann der Zorn zu kochen, sie schüttelte den Kopf und lächelte mit der mitleidigen und hochmüthigen Miene, die nur beschränkte und engherzige Frauen annehmen können.

„Ja, es ist eine harte Wahrheit, Fred. Ich hege großes Mißtrauen gegen Leonie Geneste, und Du mußt zugeben, daß ich Alles gethan habe, was in meiner Macht stand, um mir eine bessere Meinung von ihr zu verschaffen. Wenn Du es denn durchaus hören willst,“ fuhr sie noch ärgerlicher fort, als sie bemerkte, wie bekniffen er aussah, „wenn Du es durchaus hören willst, so muß ich Dir sagen, daß ich ihre Art und Weise, mit Herren zu verkehren, durchaus mißbillige. Mir kann Niemand nachsagen, daß ich prüde bin, aber ihr Betragen hat mich oft empört.“

Allerdings konnte ihr Niemand diesen Vorwurf machen, denn sie gehörte zu den unausstehlichen, lauten, auffallenden Frauen, deren Benehmen die Herren so betäubt, daß es den Anschein hat, als wären sie bezaubert.

„O, Nellie, das ist wohl zu scharf ausgedrückt," wendete er ein. Er war ein Mann und besaß Edelmuth genug, daß er den Ruf einer Dame nicht ohne genügenden Grund verletzt sehen mochte, besonders wenn sie immer so freundlich zu ihm gewesen war wie Leonie.

Das Ehepaar war ungefähr noch in derselben Stimmung über einander und über den Gegenstand ihrer Unterhaltung, als Abends im Park ihnen durch einen gemeinsamen Bekannten Kapitän Claudio Hamilton vorgestellt wurde. Dieser Bekannte sollte ihm helfen, die Stunden hinzubringen, welche verstreichen mußten, bis er mit dem Nachtzuge nach Devonshire fahren konnte. Er war am vorgehenden Abend in den Hafen von Portsmouth eingelaufen, hatte am Morgen seinen Vater in Penge aufgesucht, aber gehört, daß dieser mit Tochter und Schwiegersohn vor Kurzem nach Rosenau gereist sei. Dann war er zu seinem Agenten gefahren, hatte dort Leonie's Brief bekommen, und wartete nun auf den nächsten Zug, um sich eine

Aufklärung über dies Räthsel zu verschaffen. Unterdessen mußte er es sich gefallen lassen, von einem Bekannten durch London geschleppt zu werden, der sich überschwänglich freute, ihn zu sehen, und sich einzureden suchte, daß Claudio seine Gefühle theile.

Während der Freund ihn hier- und dorthin führte, durch mehrere Clubs und endlich in den Park, sagte sich Claudio, daß ein schändlicher Verrath hinter seinem Rücken verübt sein müsse, wie sehr ihn auch Leonie des Gegentheils versicherte. Er glaubte, daß in seiner Abwesenheit sein Herzenswunsch nicht durch die Schwäche und den Wankelmuth eines Weibes vereitelt worden, sondern daß die Hand eines Mannes im Spiel sei. Er schwor, daß er dies nicht mit schweigender Verachtung tragen, oder sie ohne Weiteres freigeben wolle. Es war kein Kinderspiel gewesen, daß er das Kommando niedergelegt, seiner Carrière geschadet hatte, um zu ihr zu eilen. Daß sie die Größe dieses Opfers nicht anerkannte, war herzbrechend, aber daß sie es ganz überflüssig machte, das war schlimmer als der Tod, das verletzte seine Ehre.

„Ich werde aus Burgoyne die Wahrheit heraus pressen," sagte er zu sich, „wenn ich sie nicht von ihr heraus bekomme. Hat er das anvertraute Pfand treulich bewahrt, so muß er wissen, wer sich

ihrer Phantasie bemächtigt und mein Glück untergraben hat. Er ist mir verantwortlich für sie, er soll Rechenschaft ablegen. Wenn das Bewußtsein, daß es kein werthloses Spielzeug war, was sie zerbrach, ihr auch eine tödtliche Wunde beibringt, so mag sie diese Wunde erhalten."

So dachte er, als er am Ende des Row gegen das Gitter lehnte und Fred Greville und seine Frau herankamen. Ihr Name sagte ihm nichts, Alles, was er in Bezug auf Leonie in diesem Augenblick denken konnte, war das große Leid, das sie ihm zugefügt hatte, und die Rache, die er dafür nehmen wollte.

Aber sein Name sagte Greville's sehr viel, und sogar lauter Dinge, welche die Dame nicht gern hörte. Kapitän Claudio Hamilton war sichtlich lange vor Abbruch seines Urlaubs aus Liebe für Leonie heimgekehrt. Daß sie nicht aus den Herzen aller Herren, wie aus dem ihres Mannes die Bewunderung und Liebe für Leonie ausrotten konnte, dieser Gedanke war Nellie unerträglich. Sie brachte ihr Pferd bis dicht an das Gitter, beugte sich lächelnd herab und reichte ihm die Hand hin. Auch das Lächeln vermochte ihrem Gesicht keinen Liebreiz zu geben. Sie ließ dabei nur die Augen blitzen und zeigte ihre Zähne Demjenigen, dem ihr Lächeln

galt. Es lag nichts Weiches, Anmuthiges oder Weibliches in ihrer Erscheinung, und Fred war sich dessen unwillkürlich bewußt, als sie ihre lange Taille zu Claudio Hamilton herabbeugte und sagte: „Wie merkwürdig, daß wir Sie auf diese Weise kennen lernen, Kapitän Hamilton! Wir haben heute Morgen noch von unserer Cousine Leonie Geneste gesprochen. Wie geht es ihr?"

Es war ihm, als ob er einen Schlag auf den Kopf bekäme, mitten in seinen Gedanken an Leonie so ohne Weiteres nach ihr gefragt zu werden. „Ich bin erst gestern Abend gelandet," sagte er kühl, „und habe sie noch nicht gesehen, ich werde es wahrscheinlich erst morgen thun."

„Wo ist sie?" forschte Nellie weiter. „Wir haben uns ganz aus den Augen verloren, seit wir uns vor mehreren Monaten in Brighton trafen, noch ehe sich Ihre Schwester verheirathete." Dann erklärte sie Claudio, seine Schwester sei ein «süßes Geschöpf», und dieser, dem wenig an Mrs. Greville's Meinung über Mabel gelegen war, schwieg beharrlich. „Und was für einen reizenden Mann sie geheirathet hat," fuhr die Dame fort, „wirklich zu reizend! Nun, wenn ich Mrs. Burgoyne wäre, würde ich etwas eifersüchtig auf ihn sein, glaube ich."

„Wie gut, daß Sie nicht Mrs. Burgoyne sind!"

entgegnete Claudio gelassen. Er war durchaus nicht in der Stimmung, die Scherze anzuhören oder darauf einzugehen, mit denen ihn die Dame bei der geringsten Ermuthigung zu blenden gedachte.

„Nicht wahr, Sie werden Leonie recht freundlich von mir grüßen?" sagte sie. Sie fand es sehr schwer, die Unterhaltung so lebhaft zu führen, wie sie wünschte, da ihr Claudio gar nicht zu Hülfe kam. Im Gegentheil ließ er nicht undeutlich durchblicken, daß sie ihn langweile. Als ihr allmälig diese Thatsache klar wurde, wird man es bei ihrem Charakter nicht unbegreiflich finden, daß sie ihn in Bezug auf Leonie gern etwas Unangenehmes sagen wollte. „Sagen Sie ihr sehr viel Freundliches von mir, denken Sie ja daran."

„Gewiß, wenn Sie es wünschen."

„O, Kapitän Hamilton, ich weiß, was Sie meinen," antwortete sie und lachte mehr und lauter als nöthig war, „aber sehen Sie, das ist ganz vorbei. Wir haben die alten Thorheiten vergessen — das Kriegsbeil begraben, Sie wissen schon."

„Ich bin in der That ganz unschuldig an der Auslegung, die Sie meinen Worten gegeben haben," erwiderte er kühl. Aber die Dame sah nun die gewünschte Gelegenheit und ließ sie nicht vorüber gehen.

„O, Kapitän Hamilton, Sie sollten es auch vergessen; wenn Sie das eben auch nur im Scherz meinen konnten. Ihre Strenge kommt wirklich zu spät, denn wir sind gesetzte Eheleute und Leonie eine vernünftige Braut.“

„Ich glaube, wir müssen jetzt weiter, liebe Nellie,“ unterbrach der Gatte sie dunkelroth, aber die Dame wollte sich ihre Beute nicht entreißen lassen.

„Denn wenn man uns auch früher Rivalinnen nannte, kann ich doch großmüthig sein, da ich gewonnen habe.“

Claudio grüßte steif, trat ein paar Schritt zurück und murmelte etwas von dem Abgange eines Zuges. Jetzt blieb dem Ehepaar nichts übrig, als fortzureiten, und der gemeinschaftliche Bekannte bemerkte: „Sehr muntere Frau, voll lustiger Einfälle, ohne alle Ziererei.“

„Ein Dragoner in Weiberkleidern,“ antwortete Claudio wüthend.

„Ausgezeichnete Partie für Greville,“ fuhr der Freund fort, „einzige Rettung für sein Gut. Der gute Junge war nahe daran, daß sie ihm entging, erzählt man sich, machte einer hübschen Cousine den Hof, aber kroch zu Kreuz und ward zu Gnaden angenommen.“

„So interessant es mir ist, von Mr. Greville's

Schicksal zu hören, muß ich Sie doch verlassen," sagte Claudio, als er bemerkte, daß Fred und seine Frau wieder in ihre Nähe kamen; „ein Mann, der beinahe dem gräßlichen Unglück entging, was diese Frau ist, kann kein ganz schlechter Kerl sein. Nun, Adieu."

„Sie kann doch unmöglich unter dem Einfluß alter Erinnerungen in Bezug auf diesen Dummkopf stehen," dachte Claudio, als er in einen Wagen sprang und sich nach dem Westbahnhof fahren ließ. „Durch das Andenken an einen solchen Menschen besiegt zu werden, wäre denn doch zu demüthigend. Wie konnte sie sich je so tief herablassen, Etwas mit günstigen Augen anzusehen, was diese gräßliche Person mit Beschlag belegt hatte!"

Mrs. Greville's Worte machten tieferen Eindruck, als die Dame selbst hoffte. Sie hatte nur gewünscht, Claudio gegen Leonie zu reizen und ihn eifersüchtig auf ihren Mann zu machen, so unzart und unweiblich das war. Statt der Eifersucht bemächtigte sich Claudio's Gemüth nur der tiefste Widerwillen gegen die «ganze Sippe», wie er sie nannte, und Leonie schien ihm darin am tadelnswerthesten, daß sie sich, wenn auch nur vor oberflächlichen Beobachtern, in eine Reihe mit einer Frau gestellt hatte, die er als Dragoner bezeichnete.

Einundzwanzigstes Capitel.

Schwester Monica.

Das Zusammentreffen zwischen Percy und Mabel war sehr aufregend gewesen. Mabel zeigte sich übermäßig reuig wegen der Hast, ihm Böses zuzutrauen und danach zu handeln, und er war so ärgerlich, zärtlich und wechselnd in seinen Empfindungen, daß wir es uns sparen können, die Unterredung genau wiederzugeben. Schließlich hatten sie einander von Herzensgrund aus vergeben und waren zu der Ueberzeugung gelangt, daß trotz verschiedentlicher Mängel sie wie für einander geschaffen seien. Nur der Bericht, den Percy über Leonie's Befinden brachte, warf einen Schatten auf ihr Glück.

Der Gedanke, daß Leonie im Fieber, in Gefahr, vielleicht dem Tode nahe sei, wirkte sehr niederschlagend auf ihre Freude. Umsonst stellten sie Mabel vor, daß sie sich schaden und der Freundin wenig nützen könnte, wenn sie nach Rosenau zurückkehrte. „Wie,“ sagte sie pathetisch, „ich sollte meine Leonie jetzt allein lassen, nachdem ich ihr in Gedanken ein so großes Unrecht zugefügt habe? Nein, Percy, wir müssen augenblicklich heimkehren. Es kommt mir herzlos vor, mich hier mit Dir über

Deine Rettung zu freuen, so lange ich sie noch in so großer Gefahr weiß."

Sie beschleunigten daher ihre Abreise und der alte Kapitän Hamilton begleitete sie, da ihn die Ereignisse der letzten Zeit sehr angegriffen hatten.

„Ich hoffe, daß kein großer Lärm von der ganzen Sache gemacht werden wird," sagte er zu Mabel, „da es auf dem Lande und in einer abgelegenen Gegend vorgefallen ist, aber ich wünschte, Du hättest zu Hause auf die Rückkehr Deines Mannes gewartet." Er sparte ihr alle ferneren Vorwürfe über ihr Ungestüm und beklagte nur im Stillen, daß Niemand vorhanden gewesen wäre, der ihr gegenüber die Rolle übernommen, die er einst bei Franziska gespielt hatte.

Leonie war kränker geworden, als sie Rosenau erreichten — todtkrank. Stille und Trauer herrschte im Hause, denn das Mädchen hatte sich die Herzen Aller erworben, die mit ihr in Berührung gekommen waren.

Der Arzt hatte die Krankheit für Typhus erklärt, hervorgerufen durch die Angst und Einschließung in der ungesunden Luft. Auch meinte er, daß der Ausbruch der Krankheit noch durch vorhergegangene große, geistige Erregungen befördert worden sei.

Und der Brief an Claudio war abgeschickt, zum großen Bedauern von Claudio's Schwester, als sie davon hörte.

„Sie wird sterben, Percy, und wenn der Brief nicht abgeschickt wäre, dann hätte Claudio doch glauben können, daß sie ihn liebte. Der Brief wird Claudio's Herz brechen."

„Ich hoffe, daß sie leben bleibt," entgegnete er. „Wir sind Beide einem so viel entsetzlicheren Tode nahe gewesen, als daß ich an ihrem Aufkommen verzweifeln sollte."

„Und während sie mit dem Tode rang, da drin in der schauerlichen Höhle, während der ganzen Zeit urtheilte ich so hart über sie. Percy, wie schlecht muß ich sein, daß ich Dir und Leonie so Böses zutrauen konnte! Und das Schlimmste dabei ist, daß ich wieder ebenso denken könnte, wenn ich noch einmal in Versuchung käme. Ich bin ein so schlechtes Geschöpf."

Wenn sie auch ein so «schlechtes Geschöpf» war, so sah sie dabei doch so liebevoll, bittend und reizend aus, daß Percy gern jeden Mißgriff verzieh, zu dem eifersüchtige Liebe für ihn sie getrieben hatte. Sie war ihm so unendlich theuer geworden, und er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der schönste, lieblichste Klang, den er zu hören verlangte,

Mabel's Herz entlockt werden könne. Kurz er hatte sich in seine eigene Frau verliebt. Die bitterste Erfahrung, welche die letzten Ereignisse ihm klar gemacht hatten, war das Mißtrauen, das Mabel bewiesen hatte, in ihre eigene Fähigkeit, ihn zu befriedigen, und der Gedanke, daß Andere es theilen könnten.

Es war ihnen eben erst deutlich geworden, in wie großer Gefahr Leonie schwebte, als Claudio anlangte. So entsetzlich es ihnen vorkam, gestanden sie sich nun Alle im Stillen ein, daß Leonie's Zustand der beste Schutz gegen die Verlegenheit war, die sie Alle sonst in Bezug auf die gelöste Verlobung empfunden hätten. Leonie's Schicksal und das der Familie Hamilton war so ineinander verwickelt, und das Mädchen hatte die Lage noch schwieriger gemacht durch überspannte Anforderungen an sich. Oder war es ein unseliges Verhängniß, das sie dazu ausersehen hatte, diesem ihr theueren Menschen nichts als Kummer zu bereiten?

„Was auch kommen mag," sagte Kapitän Hamilton zu seinem Sohn, nachdem dieser ihm den Brief und seine bittere Enttäuschung mitgetheilt hatte. „Wenn sie uns durch Gottes Gnade erhalten bleibt und dennoch bei ihrer letzten Entscheidung beharrt, so ist auch mein Entschluß gefaßt. Da

mußt Du Dich darauf vorbereiten, daß sie in meinem Hause bleibt und daß ich für den Fall meines Todes wie ein Vater für das Mädchen gesorgt habe, das ich wie eine Tochter liebe. Ob sie so gehandelt hat wie sie hätte handeln sollen, das zu beurtheilen wollen wir der Gnade und nicht dem Recht überlassen."

„Und ich wäre der Letzte, der es anders haben möchte," stimmte Claudio bei. „Was auch komme, ich möchte ihr jeden Kummer sparen. Aber das Ganze ist schwer genug für mich!"

Er hatte Recht. Seit seiner Rückkehr hatte er Leonie nicht sehen dürfen. Sie lag halb bewußtlos da und jede Aufregung konnte ihr Gefahr bringen, so daß sie nicht wagten, Claudio zu ihr zu führen. So stand er draußen an der Thür, hörte ihr Stöhnen und Klagen und in seinem Herzen kämpfte Zorn, Liebe und Verzweiflung.

Die gewöhnlichen Kräfte des Haushaltes reichten bald nicht mehr für die Pflege hin. Während der ersten Nächte nach ihrer Rückkehr nach Rosenau bestand Mabel darauf, zu wachen. Sie saß in ihrem weißen Morgenrock mit den blauen Schleifen neben dem Bett, war eine lieblich anzusehende sanfte Wärterin, die alles Rauschen mit den Kleidern und jeden unangenehmen Ton vermied.

Aber sie ermüdete leicht, und während sie einschlummerte, wurde die Kranke unruhiger und wand sich lauter stöhnend als vorher auf ihrem Lager.

Unterdessen waren Mrs. Pollock's Kinder unter Miß Dennet's Oberaufsicht angelangt und hatten das für sie eingerichtete Haus bezogen. Der Arzt wünschte jedoch, daß Franziska sich von ihnen fern hielte, da sie in Leonie's Nähe gewesen war. So blieb Clara Dennet zu ihrer Aufsicht da und zwischen beiden Häusern bestand nur ein brieflicher Verkehr. Wie schon gesagt, reichten die vorhandenen Kräfte nicht für die Pflege aus. Mabel hatte dreimal gewacht, dann wechselten die alte Mrs. Burgoyne und ihre Tochter sich eine Woche lang ab. Aber sie mußten es auch aufgeben, denn der Zustand der Kranken verschlimmerte sich: Sie wendeten sich nun um Hülfe nach einer Seite, an die man sich nie vergeblich wendet: an die barmherzigen Schwestern, von denen eine sogleich dem Ruf folgte.

Es war eine ruhige, sanfte, lautlose Frauengestalt, mit einem bleichen, leidenschaftslosen Antlitz, dem man es dennoch anmerkte, daß es nicht immer so blaß und leidenschaftslos ausgesehen habe. Ein anziehendes, beruhigendes, frommes Geschöpf, das durch irgend eine herbe Erfahrung davon abge-

halten war, den schönsten Beruf der Frau zu erfüllen. Sie hatte den Schmerz überlebt, die Bitterkeit darüber verbannt, sich die Liebe für ihre Mitmenschen rein bewahrt und sich dem Dienst ihrer Stellung geweiht.

Sie hieß Schwester Monica in dem Kreise, in dem sie diente, und Niemand forschte, wer sie gewesen sei oder woher sie käme. Mr. Heathcott empfahl sie als Pflegerin für Leonie, weil er sie schon früher als eine vortreffliche Wärterin bei Typhuskranken kennen gelernt hatte, aber weiter wußte er zu Mabel's großem Kummer auch nichts von ihr.

„Sie ist von guter Herkunft und durch und durch eine Lady," sagte Mabel eines Tages zu Mr. Heathcott, „und auch noch nicht alt. Warum ist sie barmherzige Schwester?"

„Sie haben eine große Vorliebe für Schwester Monica," sagte er.

„Wie wäre das anders möglich?" erwiderte die junge Frau. „Mein Mann betete sie an, und doch hat sie noch nicht zwei Worte mit ihm gesprochen, noch liest sie seine Gedichte, was ihn sonst zu bestechen pflegt. Woher hat sie diese Ruhe, die engelhaft und vornehm zugleich ist?"

„Und woher die edle Stirn?" warf Percy ein. „Sie gleicht der zum Leben erwachten Klytia. Wo-

her hat sie die Stimme und das Benehmen, das gleichsam betrübt darüber ist, daß ein Jeder sich ihr untergeordnet vorkommt? Vor Allem, wo hat sie die Kraft her, alle diese Gaben unter diesem Kleide zu verbergen?"

„Sie brauchen nicht zu fragen, woher ihr diese Gnade gekommen ist," antwortete Mr. Heathcott ernst. „Viele Dinge fallen uns in der Ausübung unseres Berufes zu, von denen Sie, die in der Welt leben, sich nichts träumen lassen. Sie ist nicht das erste schöne, gute und opferfreudige Mädchen, das mir vorgekommen ist. Glauben Sie mir, solche Dinge geschehen häufiger, als Sie denken."

„Und sie hat der Welt entsagt, Alles aufgegeben, um Kranke zu pflegen. Wir können nicht dankbar genug dafür sein, da Leonie ihrer so sehr bedarf," sagte Percy.

„Sie ist erst Novize," entgegnete Mr. Heathcott ruhig, und da er noch ein junger, unverheiratheter Mann und Schwester Monica sehr hübsch war, trotz der Blässe und Ruhe, fing Mabel an, sich einen Roman zurecht zu machen und sagte:

„Sie hat eben Claudio auf so geschickte Weise zu Leonie geführt. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und hielt ihn ruhig, während es ihm fast das Herz brach, Leonie so krank zu sehen. Niemand

hatte ihr gesagt, daß er sich wünschte, sie zu sehen, sie hatte es errathen."

„Sie hat mit Achtsamkeit und Verständniß das menschliche Herz und das menschliche Antlitz durchforscht, und dies Studium wird Ihnen viele Handlungen erklären, die Sie sonst für Inspirationen halten würden, Mrs. Burgoyne. Ich freue mich, daß Sie so mit ihr zufrieden sind, und ich für mein Theil vermag Ihnen nicht auszusprechen, wie hoch ich von ihr und im Allgemeinen von dieser Schwesterschaft denke."

„Ich glaube, er liebt sie," erzählte Mabel am Abend Mrs. Pollock. „Paßte sie nicht vortrefflich zur Pastorsfrau?"

„Das würde, meine ich, doch ein wenig von dem in Frage stehenden Pastor abhängen," antwortete Franziska. „Sie ist eine treffliche Pflegerin für unsere liebe Leonie, das ist Alles, was ich von ihr weiß."

„Ach, wenn Leonie sterben sollte!" rief Mabel mit plötzlichem Entsetzen. „In christlichen Ländern müßte die Obrigkeit solche scheußliche Höhlen schließen lassen. Wie werden wir unglücklich sein, wenn wir Leonie verlieren; es giebt ihres Gleichen gar nicht. Claudio wird nie wieder glücklich und mein armer Percy! Jetzt hält sich Claudio zurück, weil die

Krankheit uns Alle niederbeugt, aber ich glaube, er haßt Percy."

„Percy kann kein Tadel treffen — glücklicherweise."

„Ach, wenn nur dies Leid von uns genommen, wenn Leonie wieder gesund würde und Claudio lieb gewänne, oder wenn sie nur überhaupt gesund würde!"

„Der arme Claudio! Für ihn ist es am schwersten. Wie muß er sich immer beherrschen!"

„Franziska," sagte Mabel plötzlich, „glaubst Du, daß sich Mr. Heathcott etwas aus Leonie macht? Er ist so sehr viel hier. Das wäre eine Verwickelung!"

„Ich weiß es wirklich nicht zu sagen."

„Aber wenn er sie liebte und sie erwiderte seine Neigung aus Dankbarkeit, daß er sie aus der Höhle geholt hat! Wirklich, Franziska, er ist gar nicht häßlich."

„Nein, häßlich finde ich ihn auch nicht," antwortete Franziska zögernd.

„Und er hat eine so liebenswürdige Art. Aber zur Pastorsfrau paßt Leonie nicht, findest Du das nicht auch?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Franziska. „Ich begreife überhaupt nicht recht, welche Eigenschaften

Deiner Meinung nach Pastorsfrauen haben müssen. Sie ist ein reines, gutes, treues, liebenswürdiges Mädchen, ich sehe nicht ein, warum sie keine gute Pastorsfrau abgeben sollte?"

„Ja, aber mir kommt sie doch nicht geeignet dazu vor; eine Frau wie Du paßte meiner Ansicht nach besser dazu. Glaubst Du, daß er Leonie gern hat?"

„Jeder hat Leonie gern, — Jeder liebt sie," sagte Franziska warm. „Sieh Mama an, hättest Du je für möglich gehalten, sie so weich zu sehen, wie jetzt durch die Sorge für Leonie? Jeder liebt sie. Aber machen wir jetzt nicht Pläne für sie, gehen wir lieber zu ihr."

Sie gingen in das Krankenzimmer. Schwester Monica saß regungslos am Bett. „Die Krisis wird eintreten," sagte sie leise. „Ich habe nach dem Doktor geschickt — halten Sie sich ruhig."

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Krisis.

Sie waren äußerlich sehr ruhig, aber in ihren Herzen herrschte um so größere Aufregung, wäh-

rend sie um das Bett der Kranken versammelt waren. Leonie hatte jetzt das Stadium der Erschöpfung hinter sich und war in das der brennenden Hitze und der höchsten Aufregung getreten, welche den stärksten Grad des Fiebers kennzeichnet.

Thür und Fenster waren geöffnet. Ein frischer Luftzug strömte durch das Zimmer, dennoch schien die Atmosphäre heiß und bedrückt, als sei es nicht möglich, sie abzukühlen. Die Wangen des Mädchens, die sie abwechselnd gegen die Kissen preßte, glühten dunkelroth und warfen einen rosigen Wiederschein auf die weiße Leinwand.

Niemand schlief in jener Nacht in dem Hause, Alle warteten auf das Schlimmste während der langen Stunden, in denen Leonie von dem glühenden Fieber verzehrt wurde. Sie waren auf das Schlimmste gefaßt und sprachen davon, wie theuer sie ihnen immer gewesen sei, und hofften, daß ihre gute Constitution sie diesmal durchbringen möchte.

Der arme Claudio war der einzige Schweigsame, der Einzige, der nichts zu sagen hatte, der nicht Hoffnungen auszusprechen vermochte, an die er selbst nicht glaubte. Er hatte es aufgegeben, irgend Jemand dafür verantwortlich zu machen, daß seine Braut ihm untreu geworden war. Wenn sie nur leben blieb, dann wollte er gern die gebrochene

Treue vergeben und ohne Murren das Kreuz tragen, das ihr Wankelmuth ihm auferlegt hatte.

Nur Diejenigen, die eine ähnliche Wacht durchgemacht haben, können begreifen, was sie litten, die um Leonie's Bett standen, während die Stunden vergingen und das Fieber mit jedem Augenblick an Stärke zunahm. Jedes Stöhnen verrieth ihr schweres Leiden, das Niemand erleichtern konnte, jede Bewegung, daß sie fühllos gegen Alles war, als die verzehrende Hitze und die Schmerzen.

Wie bitter beklagte Claudio, daß man ihm Leonie's Brief zugeschickt, der dem Mädchen einen so schweren Kampf gekostet hatte. Es verlieh seinem Schmerz um ihr Leiden einen scharfen Stachel, daß er nicht so von ihr denken konnte, als alle Monate der Trennung. Er war nach Hause gekommen fast wahnsinnig aus Liebe zu ihr und hatte dann einen Stoß empfangen, der seine Liebe eine kurze Zeit lang fast in Haß verwandelte. Nun lag sie so elend da, daß sich der Haß wieder in eine solche Liebe wandelte, daß er freudig sein Leben hingegeben hätte, wenn er sie dadurch zu retten vermöchte.

Aber nichts konnte ihr jetzt helfen, das sah er mit fürchterlicher Deutlichkeit, wohin er sich auch wendete.

Es war noch ein Arzt herbeigerufen worden und er und der Hausarzt, der Leonie die ganze Zeit lang behandelt hatte, verließen das Zimmer mit jener Miene, die deutlich anzeigt, daß sie fühlen, ihre Kur vermag nichts mehr, — ein Augenblick, der entsetzlich für die Angehörigen des Kranken ist. Mabel und Mrs. Pollock befanden sich in dem Zustand von zitternder Ueberreizung, in dem man weder ruhig denken, noch zusammenhängend sprechen kann, sondern bei jedem Wort oder Blick in Thränen ausbricht. Percy, der zum ersten Mal körperliches Leiden und die Vorboten des Todes sah, war ganz niedergebeugt durch den Gedanken, daß er Leonie's Wunsch, in die Höhle zu gehen, unterstützt und so dies Ende herbeigeführt habe. Vor der Thür des Zimmers war eine kleine Treppe, auf die sich Claudio setzte, um den Ausgang abzuwarten. Von dort aus konnte er sie liegen sehen, in ihrer gebrochenen Schönheit. Sie merkte nichts von ihm, von seiner Angst um sie, sie griff mit der einen Hand wild in das wirre Haar und hielt mit der anderen die Decke, die über sie gebreitet lag, während Schwester Monica den ruhigen, ernsten Blick auf sie richtete.

Das Fenster stand weit offen. Die Nachtluft kam herein mit dem leisen Rauschen des Flusses

und dem Gezwitscher, das von Zeit zu Zeit einige aufgescheuchte Vögel in den Bäumen machten. Diese friedlichen Töne mischten sich mit ihrem tiefen keuchenden Athmen und entsetzten ihn, als habe er Todtenglocken läuten gehört.

Es lag etwas bedrückend Feierliches in jenen Tönen, in dem Anblick des Krankenzimmers. Hinter dem geöffneten Fenster mit seiner breiten Holzeinfassung hoben sich mit photographischer Schärfe die Umrisse des Kirchthurms gegen den dunkelblauen, mit Sternen besetzten Himmel ab. Neben ihm bewegten drei oder vier schlanke Ulmen ihre breiten Zweige in dem Nachtwinde, der den Duft spät erblühter Rosen in das Zimmer brachte; und die ganze Welt draußen war so schön, wie die Herzen der Wachenden sorgenvoll.

Wie lang die Stunden waren! Man muß einmal in solcher Spannung gewacht haben, um zu wissen, wie unendlich sie sich auszudehnen scheinen. In jeder Minute stellt man sich den Tod, die ihm folgende Leere, den Schmerz und das Vermissen vor: und jede Stunde hat sechszig solcher Minuten. Wenn nur die Zeit dies eine Mal schnell verstreichen, wenn nur das Tageslicht kommen wollte, damit man etwas Anderes hörte, als das ferne Rauschen des Flusses und die schweren Athemzüge

der Kranken! Diese Stille hatte eine zu verrätherische Aehnlichkeit mit dem Tode.

Und er war zornig gewesen! Ja, das war der schärffste Stachel, der ihn an der Schwelle zurückhielt und ihn durch ein Entsetzen demüthigte, das er nicht zu bannen vermochte. Zornig war er auf sie gewesen, Rachegedanken hatte er gehegt, weil ihr Herz geschwankt, ihre Liebe für ihn abgenommen hatte. Er war es gewesen, der so wenig Beherrschung über sein eigenes Herz besaß, daß er es ihr ohne allen Vorbehalt überliefert hatte. Und nun lag sie im Sterben. Das war der Refrain des feierlichen Todtenliedes, das die ganze Natur zu singen schien: «Nun liegt sie im Sterben», ohne daß sie wußte, daß er ihr auch ihre Treulosigkeit gegen ihn vergab.

So ging es stundenlang fort, bis sich das Morgengrauen wie ein Flor über das Bild im Fensterrahmen breitete, ein kühlerer Hauch in die Luft kam und die Nacht in den Tag zu verschmelzen begann. Da legte sich eine feste Hand auf seine Schulter, und als er langsam die Augen von der jetzt regungslosen Gestalt auf dem Bett fortbewegte und nach Demjenigen sah, der ihn störte, begegneten ihm ein paar milde, freundliche Augen und eine weiche Stimme sagte ihm, daß er be-

hülflich sein könne. „Mit Tagesanbruch wird die Krisis kommen,“ fuhr sie fort. „Können Sie zu ihr kommen und sie leben oder sterben sehen, ohne zusammenzubrechen?“

„Was soll ich thun?“ Schon oft hatte er mit unerschütterlichem Sinn hochaufgerichtet während eines Seegefechtes auf dem Verdeck gestanden, aber nie während seines ganzen tapferen Lebens mehr Muth bewiesen, als nun, da er an das Bett des geliebten Mädchens trat, um sie um ihr Leben kämpfen zu sehen.

„Nehmen Sie den Brandy — haben Sie Hoffnung und Geduld — Wasser — einen Schwamm — danke,“ so lauteten Schwester Monica's prosaische Befehle. Dann standen Beide regungslos, wie Marmorbilder, während Leonie den letzten Kampf durchmachte um das junge Leben, das Allen so theuer war. Als mitten in dem bewußtlosen Ringen die graue Morgendämmerung heller wurde, der Tag sich Bahn durch die Nebel brach, die schweren Athemzüge mit einem Seufzer verstummten, die krampfhaft geschlossenen Hände sich lösten, die schmerzlich zusammengezogene Stirn sich glättete und Leonie die Augen aufschlug: da wußten sie, daß der Kampf gewonnen war und Leonie leben würde. Ein paar Augenblicke durfte Claudio eine Schale mit Wasser,

einen Schwamm und eine Flasche halten, dann führte ihn eine sanfte, aber unwiderstehliche Macht aus dem Zimmer, und nach einigen Augenblicken kamen auch Mabel und Franziska heraus, weinend, aber jetzt hoffnungsvolle Thränen. — Das Mädchen, das er so heiß liebte, war gerettet.

Er ging hinunter in den Garten und sah nach ihrem Fenster, und Percy kam zu ihm, vielleicht in zu sentimentaler Stimmung für einen Mann. Aber Percy war in entsetzlicher Aufregung gewesen, und nun die Sorge vorbei war, kannte seine Freude keine Grenze.

„Ob sie mich erkannte?“ sagte Claudio zu Percy. „Ich hielt ihren Kopf in meinem Arm, als sie die Augen aufschlug. Sie sah mich an und schloß sie dann gleich wieder. Sie wissen, daß sie unsere Verlobung gelöst hat, Burgoyne?“

Percy neigte bejahend den Kopf.

„Es war hart, entsetzlich hart, und doch nichts gegen das, was ich eben durchgemacht habe.“

„Es wird sich noch Alles glücklich fügen,“ tröstete Percy. Aus seiner Liebe zu Leonie war eine herzliche brüderliche Zuneigung geworden, die ihr alles Glück und allen Frieden gönnte.

„Ich wollte, ich wäre nie zurückgekommen,“ fuhr

Claudio bitter fort. „Wie thöricht ist es, einer Frau die Macht einzuräumen, unser ganzes Leben freudlos zu machen!"

„Allerdings," sagte Percy. „Warum können wir in der verderbten neuen Zeit nicht von Herzen dem Sänger beistimmen, der behauptete, daß er nichts danach frage, wie schön die Dame seines Herzens sei, wenn sie ihn unterschätzte? Ich glaube wirklich, daß wir sie um so mehr lieben, je mehr sie uns unterschätzen."

In diesem Augenblick kam Mabel in den frischen Morgen hinaus, um ihnen zu melden, daß sie schönen, heißen Kaffee bereit habe, und daß die Wärterin gesagt, Leonie schlafe herrlich. Dann schlang sie liebevoll ihre Arme um den Hals des Bruders und sagte: „Habe nur Geduld, Claudio, es wird noch Alles gut."

„Nein," sagte er und beugte sich freundlich zu ihrem blonden Kopf herab. „Ich kann nicht jammern, wehklagen und betteln, daß sie mir das zurückgiebt, was sie mir einmal entzogen hat. Ich werde sie immer lieben, aber sie wird nie wieder in ihrem Leben ein Liebeswort von mir hören."

„Fasse keine voreiligen Entschlüsse; und nun kommt zum Kaffee," bat Mabel schmeichelnd. „Ich mag jetzt an nichts Trauriges denken. Behalte nur

im Auge, wie unglücklich wir noch vor zwei Stunden waren, und daß Leonie leben bleibt."

„Weißt Du," sagte Percy ein paar Stunden später zu seiner Frau, „ich glaube, Du hast recht mit Deiner Vermuthung in Bezug auf Heathcott; er blieb im Hause, bis er hörte, welche Wendung die Krankheit nahm."

„O, sie kann doch niemals Claudio wegen Mr. Heathcott aufgeben," entgegnete Mabel mit plötzlich erwachtem schwesterlichen Stolz. „Nein, nein, Percy, da kennst Du Leonie schlecht."

„Man kann nie sagen, was eine Dame Alles thut," bemerkte Percy.

„O, nun werde ich Dir einmal meine Ansicht von der Sache sagen: Mr. Heathcott schwärmt für unsere Pflegerin mit dem Madonnengesicht."

„Sie ist eine anziehende Erscheinung und herzensgut. Wie klug es von ihr war, sich Claudio in dieser Stunde als Beistand zu wählen. Leonie wird fühlen, wenn sie es erfährt — daß — daß eben Claudio ihr nahe war, als sie mit dem Tode rang."

„Denkst Du noch daran, Percy, wie wir über ihr Herkommen sprachen?" fragte Mabel.

„Ja, Du sehntest Dich nach ihr, und hattest Angst, daß ich es auch thäte. Armes Kind, Du hast Dich hart genug dafür bestraft."

„Bist Du auch noch böse auf mich, daß ich mich so thöricht benommen habe, während Du in der Höhle warest?“

„Böse auf Dich?“ antwortete er zärtlich. „Ich glaube, ich habe verlernt, es zu sein.“

„Es war aus Liebe zu Dir, Percy,“ sagte sie und sah reizend während des Bekenntnisses aus. „Nur die Liebe zu Dir trieb mich dazu. Selbst Deine Mutter hat mich jetzt gern, seit sie weiß, wie theuer Du mir bist.“

Während der Unterredung, die Claudio mit seinem Vater hatte, sagte er: „Ich werde abreisen, noch ehe sie ausgehen darf, und nur noch so lange hier bleiben, bis ich über das Fortschreiten ihrer Genesung ruhig sein kann. Bei ihrem schwachen Zustande kann es ihr nur Schmerz und Kummer bereiten, mich zu sehen.“

„Wenn Du meinst, daß die Zeit gekommen ist, abzureisen, willst Du dann meinem Rath folgen?“ fragte der Vater.

„Das kann ich Dir nicht versprechen. Du könntest mir anrathen, zu bleiben, und ich wäre gezwungen, etwas zu thun, das mir Schmerz bereitete, ohne dadurch eine Pflicht gegen Leonie zu erfüllen.“

„Ich würde Dir nur zum Bleiben rathen, wenn

ich guten Grund hätte, zu glauben, daß das Bleiben Dir zum Heil gereichte."

„Vater, was nützt es, mir solche Brocken von Hoffnung hinzuwerfen?" entgegnete Claudio achselzuckend. „Ich habe mich darein ergeben, sie zu verlieren, und ich will sie schweigend verlieren, ohne ihr Vorwürfe zu machen oder zu versuchen, ihren Entschluß zu widerrufen. Allerdings muß ich zugeben, daß dies nicht meine ursprüngliche Absicht war; aber sie ist es jetzt, und nichts soll mich von ihr zurückbringen. Ich hoffe, daß sie glücklicher mit dem Manne sein möge, den sie mir einst vorziehen wird, als sie es mit mir geworden wäre. Ich kann das jetzt sagen, denn es ist meine volle Meinung. Ob sich dieselbe ändern würde, wenn ich hier bliebe und mit ihr verkehrte, das weiß ich freilich nicht!"

„Es wird noch lange dauern, bis sie sich vollständig erholt hat."

„Nein, nein, das könnte ich nicht thun," betheuerte Claudio wieder. „Leonie wird von der Krankheit frischer, sanfter und reizender erstehen, als sie je gewesen ist. Aus Mitleid zu mir würde sie mich mit doppelter Freundlichkeit behandeln; ich verliere darüber dann die mühsam errungene Beherrschung, und habe am Ende nur Kummer davon. Es ist besser, daß ich gehe, und zwar bald."

„Wenigstens nicht eher, als bis sie außer aller Gefahr erklärt worden ist,“ bat der Vater. „Du giebst zu schnell das Spiel verloren, Claudio; das ist Dein Fehler.“

„Und dennoch hast Du mir noch viel früher gerathen, die Karten hinzuwerfen, als ich den Befehl zu segeln erhielt und sie sich sträubte, mich zu begleiten.“

„Allerdings that ich das,“ gestand der Vater ein und fühlte, daß man ihm Inconsequenz vorwerfen könne, „aber diesmal würde ich an Deiner Stelle nichts übereilen.“

Claudio stimmte diesem Rath halb und halb bei, obgleich er sich dabei vornahm, sich nicht die unnöthige Qual zu bereiten, Leonie während der Genesung zu sehen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Habe ich geträumt?“

Immer und immer wieder hatte sie in ihren Phantasieen die Qualen durchgemacht, die sie in der Höhle erlitten. Sie war in den Fieberträumen tausendmal gestorben, und immer einen schreckliche-

ren Tod, als den anderen. Bald starb sie an Dunkelheit, bald an Kälte, Erstickung, Durst, an Furcht vor den entsetzlichen, schattenhaften Gestalten, die auf sie einstürmten. Ihre Phantasieen, wachend oder träumend, waren mit gespenstischen Wesen erfüllt, die entweder alle selbst lebendig begraben worden waren oder sie lebendig begraben wollten. Lange Jahre des Leidens drängten sich in die paar Tage zusammen, in denen das Fieber am stärksten wüthete. Sie malte sich im Traum lange Lebensgeschichten bis auf das geringfügigste Detail aus, die in unterirdischen Höhlen schlossen, und fing dann von Neuem an, Laufbahnen zu ersinnen, die alle dasselbe Ende fanden. Wenn sie die Augen weit aufmachte und sich erschrocken in dem Raum umsah, der sie als Grab umschließen wollte, traf ihr Blick stets auf Schwester Monica, und das klösterliche Gewand gab ihren Phantasieen neue, schmerzliche Nahrung. In der Pflegerin mit den sanften, geschickten Händen sah sie nur die Nonne, die in eine Nische gestellt und eingemauert werden sollte, und sie richtete sich vor Schreck in den Kissen auf und schrie laut aus Mitleid und Herzensangst.

Als diese Vorstellungen vergangen waren, — die Tage dünkten sie Jahre lang zu sein, — kam ein Ge-

fühl der Erleichterung, ein kühler, frischer Luftzug. Die Angst vor dem Ersticken hörte auf, die beinahe so schlimm als Ersticken selbst gewesen war — sie begann, auf Rettung zu hoffen. Irgend Jemand hob sie aus der Tiefe empor, verscheuchte mit schützendem Arm die Schreckensgestalten. Die Thüren aller unterirdischen Gefängnisse, in denen sie sterbend gelegen, wurden aufgerissen durch eine Erscheinung, die wie Claudio aussah, «in ihrem früheren Leben». Diese Empfindung hatte sie, als sie in die glücklichste Bewußtlosigkeit sank, die ihr noch zu Theil geworden, denn sie war frei von allen gespenstischen Schrecken.

Wenn körperliche Schwäche einerseits schmerzlich ist, so wirkt sie andrerseits auch wohlthuend. Wenn man lange und bis zur äußersten Erschlaffung mit dem Tode gerungen hat, bringt das erste Bewußtsein des zurückkehrenden Lebens eine abendstille, glückselige Empfindung mit sich, die so wonnevoll ist, daß man fast dankbar an den entsetzlichen Schmerz denkt, nach welchem dieses süße Stillliegen uns so behaglich vorkommt. Als Leonie nach langem, traumlosem Schlummer erwachte, war sie noch nicht weit genug in der Besserung fortgeschritten, um ein Verlangen nach irgend einer Thätigkeit oder auch nur nach einer Bewegung zu empfinden. Aber es war

so angenehm, ganz still und ruhig dazuliegen, es befriedigte sie ganz und sie verlangte nach nichts Anderem. Es freute sie, einen Vogel draußen vor dem Fenster zu hören, und er flog auch bald fort, denn sonst würden seine langen, flötenden Töne ihr zu viel geworden sein. Es that ihr wohl, den Duft von ein paar Rosen einzuathmen, die so standen, daß sie sie sehen konnte, ohne die Augen zu wenden. Sie freute sich, eine Frau neben sich zu haben, die ihr helfen würde, sobald sie ihrer bedurfte. Sie freute sich, daß es warm sei, und vor Allem — sie erinnerte sich mit Schauder daran — daß die Gefahr, lebendig begraben zu werden, vorbei war. Sobald es ihr gelang, diesen Gedanken zu verbannen, oder vielmehr aus seinem Bereich zu gerathen, freute sie sich an der Mattigkeit, die ihren Körper und Geist gefangen genommen hatte. Sie war noch nicht in das Stadium getreten, in dem man sich den Kopf über das Wie und Warum zerbricht. Sie nahm die gegenwärtige Lage hin, wie sie war, ohne sich zu fragen, ob eine andere besser sei.

Es war so köstlich, die Augen zuzumachen, und nur zu «leben», ohne zu schlafen oder zu denken. Es war eben so köstlich, die Augen aufzuschlagen, und sie ohne einen bestimmten Zweck ringsumher wandern zu lassen. Es war köstlich, sich fortwährend

in gänzliche Vergessenheit zu versenken, und beim Aufblicken Alles so ruhig und unverändert wie vorher zu finden, das Bewußtsein zu haben, daß man sicher und geborgen ist und liebevoll behütet wird. Allmälig ging sie aus diesem Stadium in das der Verwunderung über, anfänglich in leichter, heiterer Weise, aber doch mit den darin verborgenen Keimen der Angst und Besorgniß. Ihre erste Verwunderung erregte die barmherzige Schwester. Aber Schwester Monica hatte in Ausübung ihres menschenfreundlichen Berufes die Regungen der Seele verstehen gelernt, und sie that dem Grübeln Einhalt, ehe es beunruhigend wurde.

„Sie sind sehr krank gewesen," sagte sie ruhig, „und ich bin hergekommen, Sie zu pflegen." Leonie versuchte, ihr matt die Hand hinzuhalten, und flüsterte etwas von «einer Nonne».

„Nein, ich bin keine Nonne, ich trage das Kleid der barmherzigen Schwestern. Es ist gut für das Krankenzimmer." Leonie stimmte dankbar im Herzen bei. Das Kleid und die Trägerin sei gut für das Krankenzimmer, fand sie, als die stille Gestalt sich um sie bemühte.

Einige Zeit später drängte sich ihr eine zweite Frage auf. Es fiel ihr ein, daß es eine Mabel gab, dann, wer diese Mabel sei, oder vielmehr ge-

wesen war, denn sie fragte: „Ist Miß Hamilton hier?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

Die dritte Frage bekundete einen überraschenden Fortschritt der schnell zurückkehrenden Erinnerung: „Habe ich geträumt oder war Claudio Hamilton wirklich hier?“

Der Arm der barmherzigen Schwester schlang sich weich um ihren Nacken und drückte sie sanft in die Kissen zurück. Sie hätte nicht geträumt, erhielt sie zur Antwort, und ihr Herz fing an, bang zu klopfen.

Es währte lange, ehe die Uebrigen in das Krankenzimmer gelassen wurden, denn das Fieber hatte ihren Kopf angegriffen und sie konnte nicht viel Anstrengung ertragen. Aber so lange die Zeit währte, fragte sie nie wieder nach Claudio, nachdem sie sich Gewißheit verschafft, daß sie nicht geträumt hätte. Sie war sehr sanft, geduldig und fügsam, aber sie achtete nicht darauf, daß alle Hausgenossen an die geöffnete Thür kamen und sie von dort aus betrachteten. Claudio kam stets allein und so geräuschlos, daß es selbst die wachsame Wärterin nicht merkte, wenn er an der Schwelle des Schreines knieete, der seine Liebe umschloß, und für ihr Wohl betete, obgleich sie ihn nicht wieder lieben konnte.

Es war ein Festtag für das ganze Haus, als das Verbot der Absperrung aufgehoben wurde, und sie zu Leonie gehen durften. Cavac, der sich von den üblen Folgen der Einsperrung schneller, als einer der Menschen erholt hatte, begleitete die ersten Besucher. Er stützte die Vorderpfoten auf die Bettkante und hatte einen Ausdruck tiefer Theilnahme in den großen, braunen Augen, der jedoch, wie man später entdeckte, einem in der Nähe stehenden Teller mit Biscuits galt. Nachdem hintereinander der Kapitän Hamilton, Mrs. Burgoyne, Percy, Mabel und Franziska bei ihr gewesen, sie herzlich geküßt und ein paar Worte mit ihr gesprochen hatten, sah sie die Pflegerin gespannt an und fragte: „Kommt Niemand mehr?"

„Niemand, als Mr. Heathcott, der Sie gegen Abend besuchen wird," antwortete Schwester Monica.

„Ich mag ihn nicht sehen, ich kenne ihn nicht," antwortete Leonie und verbarg das Gesicht enttäuscht in den Kissen. „Ich kann jetzt nur alte Bekannte sehen — und wenn die alten Bekannten nicht kommen wollen —" Ihre Stimme begann zu stocken und die Wärterin sagte: „Sie sind Alle hier gewesen — wenigstens Alle, die zu sehen jetzt gut für Sie ist."

„Bitten Sie Mabel, zu mir zu kommen," bat

die Kranke. Als Mabel erschien, streckte Leonie die Hände aus wie ein Kind und fragte: „Warum kommt Claudio nicht?“ Worauf Mabel zwar aufrichtig, aber unvorsichtig erwiderte: „Wahrscheinlich, weil er es nicht wagt. Siehst Du, liebste Leonie, Du hast vergessen, daß Claudio es nicht thun kann — aber davon wollen wir jetzt nicht sprechen.“

Das Gedächtniß machte jedoch seine Rechte bei Leonie geltend. Sie hatte durchaus nicht Alles vergessen, wie Mabel meinte. „Ich habe nichts vergessen,“ erklärte sie, „ich weiß Alles, was er vor seiner Abreise zu mir sagte — und wie er mich hassen muß und mir nie verzeihen wird.“

„Er haßt Dich nicht, wird es nie thun.“

„Dann bitte ihn, herzukommen.“

„Papa hat es ihm vorgeschlagen und Percy auch, aber er dachte, es wäre Dir nicht lieb.“

„Wenn er nicht kommt, werde ich immer glauben, daß er mich haßt. Ich weiß, er thut es, und ich verdiene auch nichts Anderes.“

„Er wird kommen,“ antwortete Mabel, aber das Versprechen war kaum heraus, als sie sehr zweifelhaft wurde, ob sie es würde halten können.

Claudio hatte einen sehr kühlen, abweisenden Ton über Leonie angenommen, seit sie außer Gefahr erklärt worden war, und sogar zu seinen Ge-

schwistern gesagt: „Als ich den Brief bekam, gestehe ich ehrlich, daß ich meinte, es nie verwinden zu können. Jetzt fühle ich, daß ich darüber fortkommen kann.“

„Sei nicht heftig oder hart zu ihr, wenn Du sie sprichst, Claudio,“ bat Mabel.

„Du kannst mir in dem Punkt vertrauen.“

„Aber sage ihr auch kein kaltes, höhnisches Wort, das wäre noch schlimmer.“

„Kein Wort, das ich an irgend eine Frau richte, kann Leonie verletzen. O, ich kenne sie jetzt durch und durch. Sie möchte mich sehen, um sich zu beruhigen, daß ich ganz gefaßt bin, und sie in Folge dessen nichts für ihre Annehmlichkeit zu fürchten hat. Sie kann es nicht ertragen, wenn sie nicht von Allen geliebt, angebetet, vergöttert wird, und es würde sie in der Freude an diesen Huldigungen stören, wenn sie dächte, ich sei im Zorn geschieden. Selbst in diesem Fall nimmt sie keine Rücksicht auf mein Gefühl. Es ist ihr gleich, ob ich von Neuem leide.“

„Aber Du wirst zu ihr gehen,“ wiederholte Mabel. „Ach, bitte, thue es, liebster Claudio. Wir haben in der letzten Zeit so viel Sorge durchgemacht, daß Du uns diesen Gefallen erzeigen mußt.“

„Du bittest mich um etwas, das mir schwer

wird, Mabel,“ sagte er mit einem so schmerzlichen Ausdruck, daß sie bedauerte, die Rolle der Vermittlerin übernommen zu haben.

„Aber Du kannst ihr doch nicht Dein ganzes Leben aus dem Wege gehen?“

„Mit der Zeit wird unser Zusammentreffen weniger schmerzlich.“

„Sie ist so krank gewesen, daß wir jede ihrer Launen befriedigen müssen. Gewähre ihr die Bitte.“

„Du hast es treffend bezeichnet,“ sagte er bitter, „eine Laune ist's; um einer Laune willen soll ich eine schwere Pein leiden. Nun gut, ich werde gehen, möge ihr der Besuch mehr Vergnügen machen, als mir.“

„Ach, wenn ich mich doch nicht hineingemischt hätte,“ dachte Mabel, als sie hinging, um über ihre Botschaft Bericht zu erstatten, „es thut ihm weh und regt sie vielleicht noch dazu auf.“

Der Besuch schien ganz geeignet, Leonie aufzuregen, die ihre Bitte bereute, sobald sie hörte, daß er kommen würde. Wie alle Männer, die innig zu lieben vermögen, konnte auch Claudio sehr heftig sein. Wie, wenn er noch einmal versuchte, sie im Sturm zu erobern, ihren Entschluß zu erschüttern? Die Angst davor schien ihr schrecklicher, als Alles, was sie kürzlich durchgemacht hatte. „Wenn er es

thut," dachte sie, „dann werde ich ihn hassen; ich bin noch so schwach." Sie schauderte bei dem Gedanken, wie er sie küssen würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte, und seine Liebe stand so schreckhaft und drohend vor ihr, wie die schattenhaften, riesigen Gestalten, die sie in ihren Phantasieen beunruhigt hatten.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Das erste Zusammentreffen.

Im gewöhnlichen Leben sind die Umstände, welche einer möglicherweise poetischen Situation vorangehen, gewöhnlich der Art, daß das Ganze höchst prosaisch wird.

„Es wäre am besten, wenn er gleich nach Zwölf käme, dann hat sie ihre Bouillon getrunken," sagte die aufmerksame Wärterin, nachdem Mrs. Percy Burgoyne das Gelingen ihrer Botschaft berichtet hatte.

„Ganz recht. Soll er allein kommen, oder ich ihn begleiten?"

„Besser, er kommt allein," antwortete Schwester Monica. „Ich werde am Pulse der Patientin abmessen, wie lange er bleiben darf."

„Könntest Du mir nicht etwas für mein Haar geben, damit es mir nicht immer in die Augen fällt?“ fragte Leonie.

Sie saß in einem bequemen Krankenstuhl und zum ersten Mal am Fenster. Ihr Haar fiel in weichen, losen Wellen über den hellblauen Flanellmantel, der sie umhüllte und auf die weißen Kissen, gegen die sie lehnte. Die Bitte um etwas für ihr Haar war eine Rückkehr zu den Eitelkeiten der Welt, die Mabel mit Vergnügen hörte.

„Ich will Dir einen von meinen «Halftern» holen, wie Percy sie nennt, einen blauen. Meine Lieblingsfarbe war früher nicht halb so kleidsam für Dich, als jetzt.“

Sie holte ein Band und schlang es so durch das Haar, daß dieses nicht mehr in das Gesicht fallen konnte. Dann trat sie zurück, um ihr Werk zu bewundern und fragte, ob sie noch etwas thun könne.

„Stelle den kleinen Tisch hierher, so, danke,“ sagte Leonie etwas verlegen. Die von ihr angegebene Stellung des kleinen Tisches hinderte, daß irgend Jemand ihr allzu nahe kommen konnte. Denn der Stuhl stand dicht am Fenster und die Scheiben auf der einen, das Tischchen auf der andern Seite bildeten eine Art Festung um sie.

„Nun kommt noch die Bouillon,“ sagte Mabel, als alle Vorbereitungen beendigt waren. „Du wirst bald frisch genug sein, das Sommerlied zu hören. Percy hat heute schon einige Exemplare zugeschickt bekommen.“

„Wie lange muß ich krank gewesen sein!“

„Das bist Du auch gewesen, mein armes Ding, lange, lange Zeit. Aber warum trinkst Du nicht Deine Bouillon?“

„Sie ist mir über,“ antwortete Leonie unmuthig. „Sage, Mabel, wie ist Claudio jetzt?“

„Ganz wie sonst — nein, ruhiger.“

„Und wie wird er zu mir sein?“

„Sehr freundlich und liebevoll.“

„Nein, nein, das soll er nicht,“ rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „das wäre mein Tod!“

Dann beugte sie das Gesicht auf die Hände herab und zitterte bei dem Gedanken, daß er wie am Tage seiner Abreise abwechselnd zärtlich, abstoßend und herrisch zu ihr sein würde.

„Lassen Sie sie jetzt allein,“ sagte Schwester Monica leise zu Mabel, „wenn sie sich die Sache überlegt und sich beruhigt haben wird, soll sie entscheiden, ob sie Ihren Bruder heute sehen will oder nicht.“

Mabel ging leise heraus und Leonie blieb mit

ihren Gedanken allein; denn die stille, schwarze Gestalt im Hintergrund des Zimmers schien kein lebendes Wesen zu sein.

Mit tiefer Traurigkeit und großem Ernst dachte sie an die kommende Begegnung und an alle vorhergehenden Ereignisse, welche derselben eine so schmerzliche Bedeutung verliehen. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß er ihr zeigen könnte, wie betrübt, gekränkt und verletzt er sei, aber mehr noch vor einem Beweis seiner Liebe. Sie konnte es sich nicht ausreden, daß wenn sich sein Gefühl so ausspräche, wie vor seiner Abreise, sie lieber in der Höhle oder am Fieber gestorben wäre, als dies zu ertragen. Oder vielmehr, es schien ihr so schwer, ihm zeigen zu müssen, wie unerträglich es ihr sei.

Es verursachte ihr einen unbeschreiblichen Schauder, zu denken, daß er irgend etwas von seiner Leidenschaft verrathen könne. Wenn er Ungeduld verriethe, zu ihr zu kommen, wenn auch nur sein Schritt hastig wäre, dann wußte sie, daß sie sich auflehnen würde gegen jeden unwillkommenen Liebesbeweis. Die Furcht vor seiner Freude, sie wiederzusehen, drückte sie nieder. Ihr Herz, so sagte sie sich immerfort, erkältete sich und wendete sich immer mehr ab von dem Manne, der das Unrecht begangen habe, nach Hause zurückzukehren,

um das mit Gewalt zu erobern, was ihm nicht so zu Theil werden könnte: ihre Liebe.

Es war so hart für sie, diesen Widerwillen vor einem Mann zu haben, den sie seit Kinderzeiten gern gemocht hatte. Er verdiente ganz etwas Anderes, das wußte sie, sie, die Alles kannte, was edel in Claudio war.

Und was dachte er von ihr? Das war ein zweiter, herzbeklemmender Gedanke. Wie mußte sie nach Allem in seiner Achtung gesunken sein! Sie hatte von ihm Worte, Zärtlichkeiten angenommen, die Claudio sich nur gegen seine zukünftige Frau gestattet hätte. Mußte sie sich nicht erniedrigt, er sich nicht für betrogen halten, seit er hörte, daß sie ihn nicht heirathen könne? Sie verbarg das Gesicht noch tiefer in die abgemagerten Hände, als sich ihr dieser Gedanke aufdrängte und fühlte sich noch lange nicht bereit, ihn zu sehen.

Wenn er ihr das Jawort zurückgegeben hätte, wie froh und dankbar wäre sie gewesen! Wenn sie nur Claudio geliebt und er sich nichts aus ihr gemacht hätte, wenn nur hundert unmögliche Dinge gewesen wären, wie viel erträglicher hätte ihr dann das Leben geschienen!

Sie sah ihn deutlich vor sich, wie er vor ihr knieete, als er sie das Gebet und den Fluch nach-

sprechen ließ. Der Gedanke an diesen Mann, der sie liebte, war ein vollständiges Schreckbild für sie, während sie auf ihn wartete. Denn sie konnte sich nur vorstellen, daß er entweder sie wegen des gebrochenen Wortes heftig anklagen, oder so thun würde, als habe sie ihr Gelübde nicht gebrochen. Dann fiel ihr ein, wie er geschworen hatte, Denjenigen zur Rechenschaft zu ziehen, der sie ihm abspenstig zu machen versuchte, und sie mußte sich eingestehen, daß sie und sie allein dafür verantwortlich sei. «Ich kann ihm nicht vor die Augen kommen,» schrie etwas in ihr und sie fing an zu weinen.

Es begann sich plötzlich in ihr das Bedürfniß nach einer Vertrauten zu regen, nach einer Seele, die sie geduldig anhören, mit ihr fühlen und ihr keine Vorwürfe machen würde. Wäre Mrs. Pollock bei ihr gewesen, so hätte sie gegen die ihr Herz ausgeschüttet. Aber Franziska war zu ihren Kindern gegangen und Schwester Monica's Gesicht war viel zu verklärt und leidenschaftslos, ihr nonnenhaftes Gewand zu streng, als daß Leonie ihre Zweifel gegen sie hätte vertraulich aussprechen mögen.

Während sie diesen Gedanken nachhing, von denen immer einer den andern verdrängte und die sich deutlich auf ihrem Gesicht aussprachen, rührte

die stille Pflegerin unter der Asche ihrer eigenen verlorenen Jugend und Liebe. Es war noch gar nicht so lange her, nach Jahren berechnet, als sie nahe daran gewesen, ihren ersten Liebestraum in Erfüllung gehen zu sehen. Sie war vor aller Welt die verlobte Braut eines Mannes, der sich den Anschein gab, sie anzubeten. Aber es stieg eine kleine Wolke am Horizont auf und ihren und seinen Weg kreuzte eine Frau, die weder besser, noch schöner, noch liebenswürdiger als Andere war, aber jene verhängnißvolle Zauberkraft besaß, der wenig Männer widerstehen und gegen die wenig Frauen ihren Platz behaupten können. Jene Circe lockte ihn vom Pfade der Treue, brachte ihn dazu, daß er jede Rücksicht hinwarf und mit Füßen trat, um die Möglichkeit zu haben, sie zu gewinnen. Sie veranlaßte ihn, mit den Ketten zu prahlen, die sie ihm auferlegt hatte, wie sehr auch seine Ehre darunter litt. Nachdem sie das Alles gethan, hörte sie auf, ihm das geringste Interesse zu beweisen, was er für Herzlosigkeit hielt, was aber bei der Frau nur Vorsicht war. Aber als sie das that, war es ihm zu spät, die alte Liebe wieder neu zu beleben. Sie, die seine Gattin geworden wäre, hätte er sich nicht von dem Blendwerk verlocken lassen, war aus der Welt geschieden, um Frieden

in dem Vollbringen menschenfreundlicher Werke zu suchen. Auch in diesem Fall machte sich das Gesetz der Ausgleichung geltend. Denn wenn die Kokette Unheil in dem Herzen des Mannes gestiftet hatte, so wirkte sie indirekt Gutes dadurch, daß sie Schwester Monica dem Verein beifügte, der ein Segen für unser Land ist.

Nach Jahren berechnet, war es kurze Zeit, seit dies geschehen, aber im Vergleich mit ihren inneren Erlebnissen war es lange her, seit sie versucht hatte, alle heißen Leidenschaften zu ersticken. Es lag jetzt ein so tiefer Frieden über sie gebreitet und sie konnte sich kaum vorstellen, daß ihr Herz einst sturmbewegt gewesen war. Irdische Liebe und irdischer Haß waren ihr nur noch eine schattenhafte Erinnerung, während sie in dem Beruf wirkte, dessen Ausübung ihr eben so segensreich war, als sie selbst Segen verbreitete. Allein die Sprache der Liebe mit allen ihren feinen Unterschieden war ihr nicht fremd gewesen, und sie hatte sie nicht so vergessen, daß sie nicht Leonie hätte verstehen können, wenn diese sie in ihr Vertrauen gezogen.

Leonie that es nicht und Schwester Monica kam ihr nicht auf halbem Wege entgegen. So verging der Morgen, ohne daß Claudio die erwartete Aufforderung bekam, Leonie zu besuchen.

Die Wirkung der Bouillon hatte aufgehört, die stärkende Medizin um ein Uhr war genommen und immer noch suchte die arme Leonie zum Entschluß zu kommen, ohne daß es ihr gelingen wollte. Noch immer fürchtete sie sich vor der Begegnung. Seine Liebe sei zu heftig, zu grausam, zu herrisch, um ihrer Natur anders als widerstrebend zu sein, sagte sie sich.

„Nein, es ist zu entsetzlich, hier zu sitzen und mir das Alles vorzustellen," meinte sie plötzlich. „Je früher er kommt, desto besser, dann ist es vorbei." Sie wollte ihm begreiflich machen, daß er auf nichts Anderes als Freundschaft rechnen dürfe, daß alles Andere zu Ende sei. Nun zog sie die Hände von dem Gesicht und sagte, sie möchte Kapitän Hamilton sehen, wenn er jetzt kommen wolle, und ehe sie ihre Worte noch bereuen konnte, trat Claudio ein. Sie wagte nicht die Augen zu ihm aufzuschlagen, es war ihr, als ob Bleigewichte die Lider auf die Wangen drückten, aber sie wußte dennoch, daß er ganz gelassen auf sie zutrat und eben so wenig Leidenschaft lag in seiner Stimme, als er sagte:

„Meine liebe Leonie! Ich freue mich, Dich vor meiner Abreise so wohl zu sehen; dies Sitzen am offenen Fenster ist ein bedeutender Fortschritt!"

Er setzte sich hinter ihr Bollwerk, den kleinen

Tisch, drückte die kleine Hand, die sie ihm hingereicht hatte, freundlich, aber flüchtig. Leonie schlug jetzt die Augen zu ihm auf, sagte «Claudio» und fing jämmerlich zu weinen an.

Natürlich mußte der Ton, den er gegen sie angenommen hatte, sie außerordentlich beruhigen. Sie sagte sich auch im Stillen, es sei «zu gut» von ihm, daß er so anders wäre, als sie erwartet und gefürchtet hatte. Er benahm sich wie ein freundlicher ruhiger Bruder, keine Spur anders. Durch ihre Thränen sah sie, daß er ihr Flacon aufnahm und die Eau de Cologne für schlechtes Zeug erklärte. Es entging ihr nicht, und sie sah es mit Freude, daß seine Hände nicht zitterten.

„Ich muß Dir einen bessern Parfüm schicken, liebe Leonie,“ fuhr er fort und sie antwortete mit stockender Stimme: „Ich danke Dir, lieber Claudio;“ dann machte sie die interessante Bemerkung, daß sie im Allgemeinen Eau de Cologne jedem anderen Parfüm vorziehe, worauf Claudio erwiderte, „Eau de Cologne wäre auch am besten, wenn sie gut wäre,“ und die Unterhaltung gerieth in eine Sackgasse.

„Die Andern machen allerhand Pläne, Dich in ein besseres Klima zu verpflanzen,“ sagte er nach einer Pause. „Sie wollen Deiner Heimath nicht

die Ehre lassen, Deine Gesundheit vollständig herzustellen. Papa spricht von Italien, Mabel räth Biarritz und Percy meint, eine Nilreise würde Dir gut thun. Was sagst Du?"

„Und was sagst Du?" konnte sie sich nicht enthalten, zu fragen. Nun er hier war, kränkte es sie doch ein wenig, daß er sich so schnell in die Stellung fügte, die sie ihm in ihrem letzten Briefe angewiesen hatte.

„Ich?" erwiderte er achselzuckend. „Ich sage gar nichts, denn Jedes von den Andern ist so sehr von seinem Plan eingenommen, daß sie doch auf Niemand hören."

„Und mir ist Alles ganz gleichgültig," sagte sie unmuthig. „Ich glaube, daß ich sie höchstens bitte, mich hier in Ruhe zu lassen."

„Ist Dir denn wirklich Alles gleichgültig?" fragte er halb scherzend. Er nahm wieder ihre Hand, schien die leichte zitternde Last in der seinen zu wiegen und setzte ernst hinzu: „Nein, meine liebste Leonie, Du mußt so bald als möglich aus dieser Luft heraus. Die ganze Familie reist mit und ich wünschte nur, daß ich auch von der Partie sein könnte."

„Wo gehst Du hin?" fragte sie gespannt.

„Es ist noch unbestimmt," antwortete Claudio

und zum ersten Mal verrieth sein Gesicht einige Verlegenheit.

Dann hielt sie ihm die Hand hin und sagte: „Ich muß Dich etwas fragen, Claudio.“

Fünfundzwanzigstes Capitel.

„So ist es immer!“

Als Leonie sich nach einer Vertrauten zu sehnen begann, wurde erwähnt, daß Mrs. Pollock zu ihren Kindern gegangen war. Der Verkehr zwischen den beiden Häusern war unterbrochen gewesen, so lange noch die Gefahr der Ansteckung bestand und die kleinen Pollocks hatten bis dahin ganz einsam mit Miß Dennet in Combefelt gelebt.

Combefelt, das Haus, das Mrs. Pollock gemiethet hatte, war ein großes Bauwerk aus grauem Granit, dessen Theile vom Standpunkt der Architektur gar nicht zu einander paßten, das aber dennoch vortrefflich mit der Umgebung harmonirte, in der es sich befand. Es stand auf der halben Höhe eines Hügels, dessen Gipfel mit Bäumen begrenzt war und um dessen Fuß sich der Fluß schlängelte. Nach rechts erstreckten sich Obstgärten, und nach links sah man über das weite, blauschimmernde

Moorland. In Mitte dieser reichen Landschaft nahm sich das große alte Gebäude gar nicht übel aus. Es war die Wiege einer Familie gewesen, die einst mächtig im Lande geherrscht hatte und die treu an dem alten Stammsitz gehalten. Aber vor ungefähr hundert Jahren war nur noch eine Tochter des Hauses übrig geblieben, und ihr Gatte weigerte sich, ihren Namen anzunehmen, und er konnte außerdem das alte Schloß nicht leiden. So starb der Name aus, die Ländereien wurden verkauft und verpachtet, und Combefelt selbst für einen billigen Preis vermiethet.

Es hatte jetzt ein paar Jahre lang leer gestanden, als Percy es für seine Schwester miethete, und es war sichtlich etwas im Verfall. Aber sie waren doch froh, es zu bekommen, weil sich etwas daraus machen ließ und es leichter ist, eine ehemals hübsche Besitzung in Ordnung zu bringen, als Haus und Garten neu anzulegen. Auf einem Feldwege war es nur eine halbe Stunde von Rosenau nach Combefelt, ein angenehmer, malerischer Pfad, den man an schönen Tagen sich länger wünschte. Allerdings gab es einige Schwierigkeiten zu überwinden, besonders um über den Fluß zu kommen. Man mußte von einem der darinliegenden großen Steine auf den andern treten; hatte

man das gethan, so kam eine Wiese, auf der im Frühjahr schöne Gänseblumen und Himmelschlüssel standen, aber fast das ganze Jahr Kühe weideten. Zweitens mußte man mehrere ganz niedrige Hecken übersteigen und schließlich die ziemlich steile Anhöhe nach Combefelt hinaufklettern.

Mrs. Pollock glich bekanntlich der Dudu von Lord Byron; sie war groß und bequem, und so majestätisch ihr Gang aussah, war sie durchaus nicht an Fußtouren gewöhnt.

„Ich muß mich der Kinder wegen daran gewöhnen, weit zu gehen," antwortete sie, als Percy ihr anbot, sie nach Combefelt zu fahren.

„Du willst doch nicht allein gehen?" fragte er.

„Gewiß, Percy; Mabel ist bei Leonie und Du hast zu thun."

„Aber es ist mir nicht recht, daß Du allein gehst."

„Wie oft werde ich es in Zukunft thun müssen oder höchstens von den Kindern begleitet sein! Ich lasse mir Zeit und werde sehr gut hinkommen."

So machte sich Franziska auf und wir müssen ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich Zeit gönnte. Als sie an den Fluß kam, besah sie sich den Uebergang eine Weile. Dann schickte sie sich an, hinüber zu gehen, aber sie stand noch auf

dem ersten Stein, als eine große, braune Kuh sich gerade vor den letzten stellte und die Dame so groß und starr ansah, daß diese ängstlich stehen blieb. Die Kuh fing nun an mit den Hufen stark auf den Boden zu treten und mit dem Schwanz ihre Seiten zu schlagen. Dabei reckte sie den Kopf vor, streckte die Zunge heraus und brüllte so laut, daß Mrs. Pollock anfing zu zittern, besonders da der Stein, auf dem sie stand, ein unverhältnißmäßig kleines Piedestal für die Göttin war, die er trug. Mrs. Pollock meinte nun, sie könne den Feind verscheuchen, indem sie ihm mit dem Sonnenschirm drohte, allein dieses Mittel schien die Kuh nur noch mehr aufzubringen.

„Ich muß zurück wegen des abscheulichen Thieres," sagte sich Franziska, als ihre Feindin einige sehr kühne Pas zum Ton ihrer eigenen Musik begann. Sie kehrte um und setzte sich am Rande des Flusses nieder, müde von dem Wege und ärgerlich wegen der Enttäuschung. Als sie so dasaß, kam Mr. Heathcott des Weges. Er beschleunigte seine Schritte, sichtlich erfreut, sie zu sehen, und begrüßte sie mit der Zuvorkommenheit, welche allein hingereicht hätte, seine Abkunft zu verrathen. Irländer, nämlich gebildete Irländer, haben in solchen Fällen eine so ungezwungene und

liebenswürdige Art, daß man nur hoffen muß, daß der Mantel dieser Manieren nie unwürdige Schultern bekleiden möge.

Er sagte ihr, wie sehr er sich freue, sie zu sehen, wie sehr er sich beeilt haben würde, hätte er geahnt, daß sie in seiner Nähe sei; und sie gestand ihm, welch großer Antheil an ihrer Freude über die Begegnung auf Rechnung der Kuh komme. Diese hatte sich unterdeß von dem Anfall plötzlichen Wahnsinns erholt und lag so ruhig wiederkäuend im Grase, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, wie fürchterlich sie die harmlose Franziska angebrüllt hatte.

„Wollen wir zusammen hinübergehen?“ schlug Mr. Heathcott vor. „Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie sicher nach Combefelt, und lerne es dabei kennen.“

„Sind Sie noch nie dort gewesen?“

„Es ist leider nicht bei mir eingepfarrt.“

„Und Sie gehen aus Grundsatz nicht aus Ihrer Gemeinde heraus?“ fragte sie lachend.

„Ich habe noch nicht viel Zeit gehabt, mir Grundsätze darüber zu bilden, da ich erst zehn oder elf Monate hier bin.“

„Wie hübsch die Gegend ist!“ sagte sie mit aufrichtiger Bewunderung. „Wie angenehm muß es

für Sie sein, Ihren Wirkungskreis inmittten einer so schönen Umgebung zu haben! Wo waren Sie, ehe Sie hierher kamen?“

„In London, in einer Pfarre, in die ich mich zurückwünsche,“ antwortete er, „obgleich ich zehnmal mehr zu thun und sehr viel weniger Zeit hatte. Aufrichtig gestanden, Mrs. Pollock, liebe ich Felder und Wald am meisten in Büchern und bei Landpartieen. Mir sind die Menschen lieber als alle Wiesen und Bäume.“

„Sie wirken hier so eifrig wohlthätig, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß Ihnen das Leben in London so zusagend ist, wie Sie behaupten.“

„Sie gehen von einer irrigen Auffassung aus, der man häufig begegnet,“ sagte er. „Sie denken, wenn ein Prediger seinen Beruf liebt und seine Pflicht thut (wie ich hoffe, daß es bei mir der Fall ist), daß er dann unempfindlich für die geistigen Genüsse sein muß, welche der Verkehr mit gebildeten Menschen bietet. Glauben Sie mir, um so heller der Geist ist, um so besser wird auch das Opfer sein, das er darzubringen vermag.“

„Ich bekenne Ihnen,“ antwortete Franziska, „daß ich darin nicht mit Ihnen sympathisiren kann, weil ich nach Stille verlange, nach der tiefsten Stille. Ich habe so viel Aufregung in meinem Leben ge-

kannt, daß ich jetzt nur wünsche, daß alle Dinge beim selben für mich bleiben möchten. Die Hoffnung darauf beruhigt mich unendlich. Wenn ich das stillfriedliche Gesicht der barmherzigen Schwester ansehe, dann fühle ich, daß ich ihrem Beispiel folgen würde, hielte mich nicht die Pflicht gegen meine Kinder zurück."

Er sah auf sie herunter, und es spielte ein Lächeln in seinen Augen. Er hegte eine große Bewunderung für die Frau; aber er konnte sich nicht verhehlen, daß sie eben so sehr nach körperlicher, als nach geistiger Ruhe strebte, und daß der Beruf, den sie nur aus Rücksicht für ihre Kinder nicht ergriff, ihr wenig von der ersteren gewährt hätte.

„Sie müssen hereinkommen und meine Kinder sehen," sagte sie, als er an der Thür von Combefelt den Hut abnahm, um sich zu verabschieden. Er kam mit und verhinderte dadurch, daß das Wiedersehen zwischen Clara Dennet und Mrs. Pollock so verlegen war, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Clara war, wie man sich erinnern wird, keine der Frauen, die etwas aus ihrem Aeußeren zu machen verstehen. Sobald die Bedingungen der Ordnung und Sauberkeit erfüllt waren, fragte sie nicht danach, wie sie aussähe; der Lohn für die Ver-

nachlässigung der weiblichen Eitelkeit war der, daß man sie für älter, häßlicher und abstoßender hielt, als sie in der That war. Allein seit Gottfried's Tode verschwand die letzte Spur von Jugendlichkeit aus ihrem Wesen.

Es war eine bleiche, kummervolle, verwelkte Gestalt, die ihnen entgegenkam, eine Frau, auf der der Stempel des Schmerzes schwer ruhte. In dem dunklen, schlichten Kleide, dem traurig gebeugten Haupt, dessen Haar in den letzten Monaten deutlich die Spuren des Ergrauens zeigte, in dem veränderten Klang der Stimme, der jeder hellere Ton fehlte, in der gedrückten Haltung, der unerschütterlichen Ruhe lag deutlich ausgesprochen, daß jede irdische Hoffnung in ihr erstorben sei.

Sie legte Franziska ausführlich Rechenschaft ab über Alles, was sie für die Kinder gethan hatte, während die Mutter nicht bei ihnen sein konnte. Aber sie verfuhr dabei nicht wie sonst, daß sie Franziska in den Hintergrund drängte und sich die Herrschaft anmaßte, sondern mit dem ernsten Verlangen, den Beweis zu liefern, daß sie gewissenhaft gehandelt habe. Franziska fühlte sich von ihrem ganzen Benehmen tief gerührt. Während sie mit Miß Dennet im Hause herumging und sah, wie sorgsam Clara Alles angeordnet und bei jeder Ein=

richtung auf Franziska's Geschmack Rücksicht genommen hatte, kam es ihr in den Sinn, Clara anzubieten, auch ferner mit ihr zu leben. Sie wollte es in einer so herzlichen Weise thun, daß Clara merken solle, der Vorschlag sei aufrichtig gemeint. „Percy und Mabel werden zwar nicht damit einverstanden sein," dachte sie. „Aber warum sollte ich es nicht thun? Sie hat die Kinder sehr lieb und das «Warum» ist kein Stein des Anstoßes mehr für mich." Aber selbst während sie diesen Entschluß faßte, stellte sie sich vor, wie sehr langweilig es sein würde, keinen andern erwachsenen Menschen im Hause zu haben, als Clara. Sie zögerte daher, den Vorschlag gleich heute zu machen. Ihr Mitleid bestand einen schweren Kampf mit ihrer Neigung, denn es ist sehr hart und unerquicklich, immer mit Jemand leben zu müssen, dessen Anwesenheit Einem keine Freude macht.

„Ich will nichts übereilen," dachte sie im Stillen und sagte Miß Dennet nur, daß sie vom folgenden Tage an hierher übersiedeln würde. Dann suchte sie die Dame auf freundliche Weise mit Combefelt zu identificiren, indem sie hinzusetzte: „Sobald Miß Geneste wohl ist, müssen wir unser Leben in Combefelt durch eine feierliche Theegesellschaft einweihen, nicht wahr?"

„Miß Dennet stimmte bescheiden bei und fragte dann, ob sie wohl einen Besuch in Rosenau machen dürfe.

„O natürlich, natürlich,“ antwortete Franziska und erröthete, daß sie vergessen hatte, Clara dazu aufzufordern.

„Dann komme ich vielleicht heute Abend, nachdem die Kinder zu Bett sind,“ sagte Clara. Mrs. Pollock und ihr Begleiter gingen bald darauf fort und Clara sah ihnen nach, während sie den Hügel hinunterstiegen: „Es ist nicht unnatürlich — nicht unrecht — nichts, das man nicht hätte mit Gewißheit vorher sagen können,“ sagte Clara zu sich, als sie die Beiden beobachtete. „Wenn er es nicht wäre, so würde ein Anderer mit der Zeit sie zu gewinnen suchen. Sie wird glücklicher mit diesem Mann werden, wenn er sie auch nicht halb so sehr liebt, als sie einst geliebt worden ist. Gottfried, Du sagtest, ich könnte nicht mit Dir empfinden in Bezug auf diese unerwiderte Liebe? Dein Herz brach aus Kummer über die Enttäuschung, und sie vermag wieder glücklich zu werden! Du hast mich nie geküßt, und doch hat Dein Tod mein Haar gebleicht, mein Herz zu Stein erstarren lassen und mein Leben verödet. Werde ich da Frieden finden, wo ich ihn suchen will? Werde ich je aufhören, nach dem Tode zu verlangen?“

Sie wurde in ihrem Selbstgespräch unterbrochen, denn das Kindermädchen kam und fragte, was die Kinder zu Mittag bekommen sollten, und inmitten ihres Kummers mußte sie sich um die Bedürfnisse des täglichen Lebens bemühen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Verändert.

Als Leonie ihre Hand hinhielt und Claudio sagte, daß sie ihn über einen Punkt fragen wolle, verwünschte er es, daß er sich von Mabel zu deren Besuch habe bereden lassen. Unter großen Schmerzen hatte er sich so weit bezwungen, Leonie's letzten Entschluß als endgültig hinzunehmen, und nachdem dies geschehen, sträubte sich sein männlicher Sinn, sein Stolz, ganz abgesehen von dem Mitleid für sie, in sie zu dringen, um sie zu einem Widerruf zu bewegen. Es wäre ihm erbärmlich vorgekommen, ihre Schwäche benutzen zu wollen. Hätte er sie bei seiner Ankunft frisch und gesund gefunden, dann würde er im ersten Aufwallen des Zorns vielleicht in einer Art mit ihr geredet haben, daß sie gutwillig oder aus Angst zu ihm zurückgekehrt wäre. Aber es war ihm Zeit zum Nachdenken

geworden, und er hatte diese nicht unbenutzt verstreichen lassen. Nun war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß er unhöflicher geworden wäre, hätte sie unter den obwaltenden Umständen ihr Wort gehalten, statt es zu brechen.

Er empfand keine Bitterkeit gegen sie, als sich diese Ueberzeugung ihm aufdrängte. Sie war ihm sehr theuer gewesen, er hatte sie leidenschaftlich geliebt, war bereit gewesen, ihr seine Carrière, sein Leben, Alles, bis auf seine Ehre zu opfern, so lange er an der irrigen Meinung festhielt, daß sie ihn liebe und sein Opfer einigermaßen schätze. Aber als sie ihm in dürren Worten sagte, daß er sich darin geirrt habe, daß es ein noch größerer Irrthum ihrerseits gewesen sei, ihn in diesen Gedanken zu lassen, als sie ihm dies in Ausdrücken sagte, die er nur buchstäblich nehmen konnte, wendete sich seine Liebe zwar nicht in Haß, aber er verbannte sie für immer aus dem Bereich ihrer Augen.

Als er nun ihren fragenden Blick und die bittende Bewegung der Hand sah, fürchtete er, daß sie in unweiser Milde gegen ihn und aus alter Freundschaft so viel Theilnahme für ihn zeigen könne, daß er wieder in Versuchung gerathen möchte, ihr Beweise der verschmähten Liebe zu geben. Es war die grausame, katzenartige Freundlichkeit der

Frauen, die in ihr den Wunsch erregte, die Tiefe der von ihr beigebrachten Wunde zu sondiren, in der Idee, dadurch die Heilung zu beschleunigen. „Warum in aller Welt kann sie mich nicht in Frieden lassen?“ dachte er. „Was nützt das Fragen? Das ist wieder ihr Hang, Charakterstudien zu machen.“ Wenn er auch so dachte, antwortete er doch höflich und ritterlich:

„Eine Frage? Bitte, frage so viel Du willst, liebe Leonie, wenn Deine Pflegerin erlaubt, daß Du so viel sprichst,“ setzte er in der Hoffnung hinzu, daß Schwester Monica Einspruch thun würde.

Sobald die Erlaubniß zu fragen ertheilt war, erlosch der vorher unwiderstehliche Durst nach Aufklärung. Wenn Claudio's Stimme gestockt hätte, wenn er roth, blaß, verlegen, kurz anders als kühl und zurückhaltend gewesen wäre, dann, dünkte es Leonie seltsamerweise, hätte sie sich befriedigter gefühlt. Aber seine Ruhe überraschte sie und regte sie auf. Sie wollte aufrichtig, brüderlich-freundlich und ungenirt mit dem Manne sprechen, der sehr viel mehr von ihr verlangt hatte, als sie geben konnte. Aber es war ihr unmöglich, Claudio gegenüber diesen Ton anzuschlagen, da er alles Vorangegangene unberührt ließ. Endlich brachte sie die Frage heraus:

„Ich möchte wissen — und es würde mich glücklich machen, wenn ich mich irrte, aber ich fürchte, daß es nicht der Fall ist, nämlich ob Du Dir durch Deine Rückkehr sehr geschadet hast, Claudio?"

„In wiefern?" sagte er ein wenig lebhafter als vorher.

„In Deiner Carrière," entgegnete sie schnell und setzte dann ganz leise hinzu: „Ich tadle mich sehr, daß ich nicht Deine Rückkehr verhindert habe, wirklich, Claudio."

„Der «Schaden» wird bald gut gemacht sein," antwortete er sorglos, „das ist vorbei; laß es auch vergessen sein, Leonie."

„Auch vergeben, Claudio? Auch vergeben?" sagte sie und sah ihn gespannt an.

„Vollständig vergeben."

Er stand auf, denn Leonie's liebevoll bittender Blick erschütterte seinen Entschluß. Es war ihre körperliche Schwäche, die Folge der langen, geistigen Abspannung, sagte er sich, die sie nach liebevoller, zärtlicher Behandlung verlangen ließ. Das sagte er sich Alles, aber es war doch sehr, sehr schwer zu ertragen, daß sie ihn mit den großen, flehenden Augen ansah, sehr schwer für den Mann, dem keine Wahl blieb, als die Liebe für sie aus seinem Herzen zu reißen.

„Ja, vollständig vergeben, Leonie! Wir müssen Dich bald hier herausbringen — und ich darf für heute nicht länger bleiben. Kann ich Dir nicht irgend Etwas schicken? Hast Du keinen Wunsch? Weißt Du kein Buch, das Du haben möchtest?“

„Ich kann nicht lesen,“ sagte sie niedergeschlagen.

„Möchtest Du sonst nichts?“ Er war dicht an ihren Lehnstuhl getreten. Sein für gewöhnlich bleiches, männlich schönes Gesicht hatte sich allmälig geröthet, und in den Augen, wenn er sie auch zu Boden gesenkt hatte, blitzte es von dem alten Liebesfeuer, das Leonie einst gefürchtet hatte.

„Ich möchte, daß Du mir einen Kuß gäbest, Claudio,“ schluchzte sie; aber er blieb regungslos stehen, und dann sagte er nur: „Adieu,“ und verließ das Zimmer.

Leonie sank matt und betäubt in ihren Stuhl zurück. Es war so anders gewesen, als sie erwartet und gefürchtet hatte, gestand sie sich ein. In Zukunft war nichts mehr zu fürchten von Claudio's Liebe, keine Besorgniß zu haben, ihm zu begegnen. Es war Alles vorbei!

„Eine Frau ist im besten Fall ein Widerspruch mich sich selbst,“ sagte sie sehr bitter zu sich, als sich ihr jene Ueberzeugung aufdrängte; dennoch suchte sie sich zu überreden, es seien Thränen des

Dankes, die sie vergieße. Sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, einem stürmischen Dringen zu widerstehen; — er hatte nicht in sie gedrungen; mußte sie nicht darüber Thränen des Dankes vergießen? Claudio gab sie mit einer liebenswürdigen Gelassenheit frei, auf die sie nicht im Mindesten vorbereitet war. Sie hatte sich zum Kampf gewappnet und gerüstet, und der Gegner weigerte sich zu stellen. Sie hatte sich eine Menge schönklingender, kleiner Reden und Trostgründe ausgedacht, und ihre Vorbereitungen fielen in Nichts zusammen, weil er so handelte, wie es eines Mannes am würdigsten war und wie sie es in ihrem Brief an ihn gewünscht hatte. Allein die Krankheit hatte eine Umwälznng in manchen ihrer Gefühle hervorgebracht, und sie meinte, daß Bande der Liebe nicht gelöst werden dürften, ohne Schmerz darüber zu zeigen.

Während sie traurig dasaß und ihre Thränen trocknete, sah sie Claudio aus dem Hause treten, über den Rasen nach dem Fluß hinuntergehen. Man hatte sie in dies Zimmer mit dem Blick nach dem Garten hin gebracht, weil der Doktor diese Aussicht für heiterer erklärt hatte, als die auf den Kirchthurm. Als sie jetzt den Blick beinahe zum ersten Mal auf den Garten lenkte, fand sie die Aussicht nicht erheiternd, denn sie sah Claudio

schnell, anscheinend in bester Stimmung, nach dem Fluß hinuntergehen, während sie hier oben allein und elend saß.

So elend, so schwach! Denn als ihre Augen ihm folgten, ergoß sich eine Fluth von Bedauern über seinen Verlust durch ihr Herz. Sie hatte sich aus seinem Leben gelöst in thörichtem Eigensinn. Nun zeigte er ihr, daß er mit seinem Leben auch ohne sie fertig werde. Wie, wenn er noch weiter ginge, wenn er ihr bald sogar bewiese, daß er mit einer Andern glücklich sein könne?

Ein jäher Schmerz heftiger Eifersucht durchzuckte ihr Herz bei diesem Gedanken, und er enthüllte ihr, daß sie eine tiefe, hoffnungslose Liebe für Claudio Hamilton fühle. Wie und warum diese Liebe über sie gekommen sei, verstand sie nicht und fragte nicht danach. Es schien ihr genug, daß sie sich des Gefühls überhaupt bewußt und daß Claudio gerächt war.

Sie grübelte darüber nach, wer ihre Nachfolgerin geworden sei, denn es stand ihr unumstößlich fest, daß bei einer Natur wie Claudio nur eine Nebenbuhlerin eine solche Veränderung bewirkt haben könne. Wer war hinterlistig und schlecht genug gewesen, sich in sein Herz zu stehlen und die Treue zu erschüttern, die er ihr so feierlich gelobt

hatte? Ihr eigener Befehl konnte eine so verderbliche Wirkung nicht hervorgebracht haben. Denn Claudio, der so geduldig mit ihr gewesen war, so lange sie sich selbst noch nicht verstand, wäre der letzte Mann, der auf einen so übereilten Vorschlag einging, wie sie in jenem abscheulichen, bitter bereuten Brief gemacht hatte.

Sie lehnte sich mit so unverhüllter Spannung vor, um die stolze und schlanke Gestalt zu sehen, daß die Wärterin zu ihr trat und offen sagte: „Kapitän Hamilton wird bedauern, so lange hier geblieben zu sein, wenn er sich umsieht und bemerkt, wie blaß und abgespannt Sie aussehen. Kommen Sie, legen Sie sich hin.“

„Ich ruhe mich besser hier aus,“ entgegnete Leonie eigensinnig. „Ich bin nicht angegriffen, und es ist Kapitän Hamilton ganz gleich, ob ich blaß aussehe oder nicht.“

„Kommen Sie doch lieber,“ antwortete Schwester Monica beruhigend; sie war weder überrascht noch verletzt. Es war nur ein Symptom der Krankheit, welche «die alte, alte Geschichte» heißt.

„Kommen Sie und ruhen Sie, Kind,“ sagte sie sanft. „Was auch Ihre Blässe und Abgespanntheit veranlaßt hat, wird nachher besser sein. Kommen Sie.“

Leonie gehorchte, lag einige Stunden auf dem Bett, und als sie erwachte, saß Mrs. Pollock neben ihr.

„Sind Sie schon zurück? Wie geht es den Kindern, und wie war der Weg?“

„Die Kinder sind ganz munter, und es war sehr gut zu gehen,“ antwortete Mrs. Pollock. Dann erzählte sie ihr Abenteuer mit der Kuh — aber im Auszuge, indem sie nichts von Mr. Heathcott erwähnte. Es sei zu weitläufig und könne Leonie angreifen, dachte sie. „Der Weg längs des Flusses war heute ganz unvergleichlich schön,“ sagte sie am Ende ihres Berichtes.

„Ich sah ihn nach dem Fluß hinuntergehen,“ sagte Leonie vor sich hin.

„Wirklich?“ antwortete Mrs. Pollock und wurde roth. „Er war so freundlich, mich nach Combefelt und zurück zu begleiten.“

„So!“ entgegnete Leonie und wandte den Kopf ab, um ihn in den Kissen zu verbergen.

Es fiel ihr ein, wie dringend Franziska sie gewarnt hatte, Claudio nicht zu heirathen, wenn sie ihn nicht liebe. Wie geschickt und vorsichtig sie ihr die Auflösung der Verlobung nahe gelegt!

Leonie dachte sehr harte Dinge in ihrem Her-

zen über Frauen und ihre Hinterlist; denn der Eine, der Mrs. Pollock nach Combefelt hin und zurück begleitet hatte, konnte kein Anderer als Claudio Hamilton sein.

„Unsere Leonie schreitet gut in der Genesung fort,“ sagte nach einiger Zeit Franziska zu Mabel. „Sie wird so launenhaft.“

Aber Mabel schüttelte den Kopf und entgegnete: „Das ist es nicht. Sie hat Claudio gesprochen. Ich wollte, er gäbe jede Hoffnung auf sie auf. Je früher er's thut, um so besser, denn sie wird sich nie etwas aus ihm machen.“

„Es ist wirklich schade, daß er es nicht aufgiebt,“ sagte Franziska theilnehmend. Dann sprachen sie, was sie thun würden, wenn sie an Leonie's Stelle oder an Claudio's wären, so wie Leute über ein Verhältniß sprechen, das außer den beiden Betreffenden kein Mensch beurtheilen kann. Während der Zeit nährte Leonie ihre Eifersucht, bis sie hübsch herangereift war, und malte sich aus, wie Claudio als Franziska's glücklicher Gatte um seiner Frau willen zärtlich zu Mr. Pollock's häßlichen Kindern sein würde.

Ihr, die ihr es bisher der Mühe werth gefunden, Leonie's Geschick zu folgen, richtet mild über ihre Mißgriffe und glaubt, daß sie aus Gedan-

kenlosigkeit und nicht aus Herzlosigkeit begangen worden waren, und daß sie sie jetzt mit schweren Selbstvorwürfen, selbstgeschaffenen Qualen und selbstgeschaffener Eifersucht büßte. Stellt Euch die Lage vor, in der sie sich nun befand. Sie war durch ihr Schicksal und ihren Mangel an Vermögen angewiesen auf die Großmuth der Familie, deren Sohn ihre Liebe verschmähte, nun sie bereit war, sie ihm zu geben. Rastlos warf sie sich hin und her, ohne eine Erleichterung zu finden, weder in der Bewegung noch im Ruhen, und immer und immer durchlief sie dieselbe Reihe von Gedanken. Sie liebte jetzt mit der ganzen Kraft und Wärme ihres Herzens, nun der Gegenstand, der ihr diese Gefühle eingeflößt, sich scheinbar von ihr abgewandt hatte. Daß dies Alles durch ihre eigene Schuld gekommen war, machte es um nichts erträglicher, wie Jeder, der geirrt und gelitten hat, leicht begreifen wird. Sie war so jung und lebenskräftig, daß sie muthmaßlich Zeuge von Franziska's und Claudio's Glück werden würde, sagte sie sich.

Schwester Monica hatte es nicht leicht in jener Nacht mit ihrer Patientin, denn Leonie bekam einen schweren Rückfall. Das ganze Haus war in der ernstesten Sorge um sie, und Claudio machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er noch nicht «anders»

kalt und ruhig genug zu dem Mädchen gewesen sei, «das nichts von ihm wissen wolle».

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der Rückfall.

Ein Rückfall ist bekanntlich oft schlimmer als die erste Krankheit, und bei Leonie zeigte sich die Wahrheit dieser alten Bemerkung. Die Hausgenossen wurden wieder gänzlich durch die Pflege in Anspruch genommen und nicht die Hausgenossen allein. Denn Miß Dennet bot ihre Dienste an und erfüllte auf das Gewissenhafteste, was ihr übertragen wurde. Diejenigen, die sich nicht selbst bei der Pflege betheiligen konnten, die alte Mrs. Burgoyne, Mr. Hamilton und sein Sohn siedelten zeitweise nach Combefelt über, um es den schon überanstrengten Bewohnern von Rosenau zu erleichtern. Sie hatten herrliches Herbstwetter. Es lag ein goldiger Duft in der Atmosphäre, der von den Kornfeldern und den reichgesegneten Obstgärten zurückgestrahlt wurde. Damit sein Schein die Augen nicht allzu sehr blende, bemerkte man die bläuliche Wellenlinie des Moorlandes am Horizonte, vom Hintergrunde jeder Thalsenkung und

von jedem Hügel aus. Ueberall herrschte reiches Leben, Wärme und Farbenpracht.

Während Leonie um ihr Leben rang und nachdem sie gewissermaßen den Kampf aufgegeben hatte und matt dalag, gleichgültig den Ausgang erwartend, wie das nur nach einem langen und alle Kräfte erschöpfenden Ringen möglich ist, verlebten die Andern eine ernste, ihre Geduld schwer auf die Probe stellende Zeit, die nur durch das starke Band der Liebe, das sie vereinte, auszuhalten war. Es wurde zur Tagesordnung, daß Diejenigen, die nicht in Leonie's Nähe zu sein brauchten, sich bald nach dem Frühstück unten am Fluß versammelten, und viele Stunden dort zubrachten, ohne viel zu sprechen, aber stets im besten Einverständniß. Die Damen hatten eine der überflüssigen Arbeiten in der Hand, mit denen Frauen so viel Zeit verbringen, die Herren lasen ihnen entweder vor oder auch still für sich, und Mr. Heathcott fehlte selten in dem Kreise.

Diese Lebensweise sagte Claudio weniger zu. Es sei nichts für ihn, gestand er selbst ein. Er wurde sichtlich mager, seine Stirn furchte sich, denn zu dem, was Alle bedrückte, kamen noch Selbstvorwürfe hinzu. Er tadelte sich und meinte, er sei zu aufgeregt bei jenem Besuch gewesen, nicht ahnend,

wie seine angenommene Gleichgültigkeit Leonie geschmerzt hatte. „Sie glaubte, dies sei nur das Vorspiel, und ich würde sie wieder mit Liebesbetheuerungen bestürmen,“ dachte er, „und das flößte ihr solchen Schrecken ein, daß sie wieder den Rückfall bekam.“ Dann hielt er ein so strenges Gericht über sich selbst, wie er nur je hätte die mythische Persönlichkeit zur Verantwortung ziehen können, von der er fürchtete, sie würde ihm Leonie abspenstig machen. Er hielt sich vor, was er an Leonie verbrochen oder gegen sie versäumt habe, machte sich selbst für das Mißlingen seiner Wünsche verantwortlich — und haßte Mr. Heathcott, weil dieser beständig nach Rosenau kam, unter dem offenen Bekenntniß seiner großen Theilnahme an Miß Geneste's Befinden.

Der schöne Irländer war der Einzige, der Hoffnung auf Leonie's Genesung aussprach. Diese Zuversichtlichkeit war in Claudio's Augen eine Art Verbrechen, obgleich sie ihn manchmal selbst ansteckte und neu belebte. Aber er war in einem Zustand zärtlicher Gereiztheit, daß er es nicht vertragen konnte, irgend eine Meinung über Leonie äußern zu hören. Eine eben so seltsame Erscheinung war sein Aerger über die Besuche des Arztes und über die Ansichten, die derselbe aussprach.

Es kränkte ihn, daß Mabel ihren Mann fortwährend aufforderte, in das Krankenzimmer zu kommen, und Claudio's Anwesenheit dort für unzweckmäßig hielt. Im Ganzen aber waren Percy's Besuche am Krankenbett immer noch der beste Trost, den Claudio augenblicklich hatte, denn der Schwager berichtete ihm genau, wie es um Leonie stand. Mr. Burgoyne suchte die Symptome weder schlechter noch besser darzustellen, als sie waren, zeigte nicht abwechselnd eine unbegründete, übertriebene Hoffnung, oder eine eben so ungerechtfertigte Niedergeschlagenheit, wie das Frauen nicht lassen können. So kam es, daß sich die beiden Schwäger nahe an einander schlossen, näher, als es sonst geschähen wäre, hätte ihre Freundschaft nicht diesen Untergrund gefunden, sich darauf zu erbauen. Percy sah recht gut, was in dem Herzen des Andern vorging, und wünschte von ganzer Seele, daß Claudio glücklich werden möge. Aber es war eine Sache, in die sich kein anderer Mann, überhaupt kein Dritter ungestraft einmischen konnte.

„Nicht wahr, Sie bemühen sich vor der Hand noch nicht um ein neues Kommando? Sie bleiben noch bei uns, wenn Leonie durchkommt, Claudio?“ war die deutlichste Anspielung, die er zu machen wagte.

„Nein, nein. Was kann es nützen, meine Zeit hier länger zu vergeuden?“

„Sie müssen warten, um die Reise mitzumachen, die wir beabsichtigt haben, im Falle sie gesund wird.“

O, um ihretwillen wäre es am besten, ich ginge fort, ehe sie so weit kommt, sich mit Reiseplänen zu beschäftigen,“ antwortete Claudio. „Nur kann ich es nicht über mich gewinnen, abzureisen, ehe ich weiß, welchen Ausgang die Krankheit nimmt. Da kommt ja der Pastor wieder, man wird ihn gar nicht los, — nun so entferne ich mich vor der Hand.“

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen,“ antwortete Percy lächelnd, „Franziska spricht mit ihm, und sie gehen nach der anderen Seite.“

In diesem Augenblick trat Mabel zu den Herren und sagte lachend: „Bei Franziska zeigt sich eine Leidenschaft für Spazierengehen, wovon wir früher nichts geahnt haben. Sie nimmt guten Fortgang, denn sie geht heute wieder zu Fuß nach Combefelt.“

„Allein?“ fragte Percy.

„Nein, nicht allein, Mr. Heathcott geht mit, wegen der Kühe, wie sie sagte. Recht rücksichtsvoll gegen die Kühe, nicht wahr?“

Das Ehepaar sah einander lachend an, und Mabel sagte zu ihrem Bruder: „Findest Du Franziska sehr verändert?“

„Sie ist noch schöner geworden, dünkt mich.“

„Das finde ich auch; sie ist ja noch so jung, erst achtundzwanzig; da kann Niemand erwarten, daß sie Wittwe bleibt.“

„Wie in aller Welt kommst Du darauf?“

„O, siehst Du es nicht selbst? Du sagst immer in Bezug auf Romane, «unter gewissen gegebenen Bedingungen müssen nothwendigerweise gewisse Folgen eintreten». Das gilt auch für das gewöhnliche Leben. Die Aussichten sind vielversprechend für unsere gute Franziska.“

„Dreihundert Pfund jährlich und drei Kinder zu erziehen scheinen mir nicht sehr glänzende Aussichten für unsere gute Franziska.“

„Ihr Männer seid so blind in diesen Dingen,“ antwortete Mabel. „Die Bedingungen, die ich meine, sind diese: auf einer Seite Mr. Heathcott mit einem schönen Hause, reichlichem Einkommen und ohne Frau, und auf der andern eine Dame, mit der er viel verkehrt und die vortrefflich für ihn passen würde.“

„O, er zielt auf ganz Jemand Anders, wenn ich nicht sehr irre,“ meinte Claudio.

„Dann irrst Du sehr,“ antwortete Mabel bestimmt. „Mit «Jemand Anders» kannst Du nur Leonie meinen.“

„Ich wünschte von Herzen, sie wäre es,“ sagte Claudio. „Wenn es zu ihrem Heil gereichte, würde ich mich sehr freuen, obgleich ich nicht glaube, daß dies Loos sie befriedigen würde. Indessen habe ich bewiesen, daß ich schlecht zu beurtheilen verstehe, was sie beglückt.“

„Ich glaube das auch nicht, daß Leonie mit ihm glücklich würde,“ fuhr Mabel fort, als ob Mr. Heathcott ganz bereit sei, sie zu beglücken, wenn er die Erlaubniß ihrer Angehörigen dazu erhielte. „Leonie würde sich zu Tode langweilen, wenn sie ihr Leben in einer Landpfarre zubringen müßte.“

„Sie scheint mir allerdings nicht dazu angelegt, auf dem gelben Sand des Lebens zu ruhen und Lotos in stiller Zufriedenheit zu kosten,“ entgegnete Percy. „Ein Reisekommando würde ihr besser zusagen.“

„Darüber denkt sie doch vielleicht anders,“ entgegnete Claudio kühl, „wie gesagt, wenn es sie glücklich macht und —“

„Franziska keinen Einspruch erhebt,“ unterbrach ihn Percy lachend. „Allerdings sind die Chancen in diesem Wettlauf günstiger für Leonie, denn Franziska hat an meinem liebenswürdigen Neffen und den Nichten schwereres Gewicht zu tragen. Aber wir vergessen Schwester Monica. Mabel behauptete

vor einiger Zeit, daß Mr. Heathcott für Schwester Monica schwärmte, wie sie sich ausdrückte.“

„O, er thut es doch nicht, nein, jetzt bin ich ganz sicher, daß Franziska die Auserwählte ist. Sie würde sehr böse sein, — wenigstens so böse sie überhaupt zu werden vermag, wüßte sie, daß wir so über sie redeten. Aber ich konnte mich nicht enthalten, es zu erzählen. Sie sah so reizend verlegen aus, daß ich ihr fast in das Gesicht gelacht hätte, als sie mir erzählte, daß Mr. Heathcott sie begleite — wegen der Kühe. Da geht der Doktor fort, ich werde mich erkundigen, was er sagt.“

Der Ausspruch des Arztes lautete sehr günstig: Miß Geneste sei außer aller Gefahr, jede Besorgniß für sie zu Ende.

„Halten Sie sie körperlich und geistig ruhig, so wird sie bald wieder völlig hergestellt sein,“ fügte der Doktor hinzu und vergaß dabei, daß auch die sorgsamsten Pfleger einen Patienten nicht geistig ruhig halten können, wenn dieser innerlich sich selbst aufregt.

Indessen gelang es ihnen so gut mit Leonie, daß nach etwas mehr als vierzehn Tagen nach der erwähnten Unterhaltung sie herunter in das Wohnzimmer kommen und sich ein paar Stunden lang von Allen verhätscheln lassen konnte. Dann nah=

men die Kräfte so schnell zu, daß sie spazieren fahren durfte und nach einigen Tagen ihren Wunsch durchsetzte, auf Herkules zu reiten.

Die ersten Male bildeten sie eine Art von Procession; Percy führte das Pony und die Uebrigen folgten so schnell sie konnten. Auch Claudio kam mit, aber noch immer waltete zwischen ihm und Leonie eine schmerzlich verlegene Zurückhaltung ob. Sie sprachen selten mit einander und dann immer nur über allgemeine Dinge, welche die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahmen, und Jedes von ihnen vermied sorgfältig, dem Blick des Anderen zu begegnen. Aber dennoch reiste Claudio nicht ab, und sie fühlten Alle, daß er blieb, weil Leonie ihm keineswegs so gleichgültig sei, wie er sich gelegentlich den Anschein gab, und daß auch sie sich viel mit ihm beschäftigte. Mabel brannte darauf, den Beiden zu einer Verständigung zu verhelfen, und Percy that ernstlich Einspruch dagegen, aus Furcht, daß sie die Sache nur verderben könne.

„Wenn es je erlaubt ist, sich einzumischen, ist es in diesem Fall, Percy. Die armen Kinder! Sie liebt ihn jetzt, davon bin ich überzeugt.“

„Es ist nie erlaubt, sich in solche Verhältnisse zu mischen,“ antwortete Percy. „Du verbrennst Dir nur die Finger und erntest keinen Dank. Thue

so, als ob es Dir gleich wäre, ob sie nur gute Freunde oder etwas Besseres werden. Folge meinem Rath und überlasse die Beiden sich selbst."

Und Mabel folgte seinem Rath.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Leonie's Ritter.

Als Leonie sich eines Tages zum Reiten gestärkt und angekleidet hatte, fand sich, daß Niemand da war, um neben Herkules zu gehen. Mrs. Pollock war in Combefelt, Mabel unwohl, Percy mußte noch an einem Gedicht arbeiten, das er einer Monatsschrift zugesagt hatte, und Schwester Monica war für ein paar Tage in Begleitung Miß Dennet's nach dem Hauptsitz der Schwesterschaft gereist. Trotz Percy's Gebot, sich in keiner Weise einzumischen, fand sich die junge Frau nun doch genöthigt, Claudio zu bitten, Leonie zu begleiten. „Wenn es Dir nicht unangenehm ist," setzte sie hinzu.

„Unangenehm? Mir gewiß nicht; aber was wird sie dazu sagen? Weiß sie schon, daß ich ihr Ritter sein soll?"

„Nein, noch nicht, aber sie wird nichts dagegen haben. Was sollte sie auch, da Ihr so gut mit

einander steht? Wenn sie in Zukunft nur wie eine Schwester mit Dir stehen soll, Claudio, kannst Du nicht früh genug anfangen, sie als solche zu behandeln."

„Ganz recht," antwortete er und hätte beim besten Willen nicht sagen können, ob es ihm recht sei oder nicht.

Er stand neben dem Pony, als Leonie erschien. Die Gestalt sah noch sehr zart und dünn, das Gesicht sah sehr blaß aus, aber es röthete sich, als sie Claudio bemerkte und sie fragte: „Wer kommt mit, Claudio?"

„Niemand außer mir," entgegnete er und berichtete, was die Uebrigen hindere, sie zu begleiten.

„O, ich kann mich auch mit dem Garten begnügen," sagte sie zögernd.

„Warum, da ich Dich so weit begleiten kann, wie Du reiten magst — wenn Dir meine Begleitung überhaupt recht ist?" setzte er schüchtern hinzu. Leonie entgegnete, das sei „zu gütig" in einem so steifen Ton, für den sie sich hätte umbringen können.

Es lag nicht in ihrer Natur, zu schweigen, sobald sie sich in einer schwierigen Lage befand, wie wir in der Höhle gesehen haben. Als daher Claudio sie auf Herkules gehoben hatte, machte sie eine Zeit lang angelegentlich Unterhaltung über die

beste Art, die Zügel zu halten, und andere auf Reiten bezügliche Dinge.

„Herkules geht so gut, wie ich noch kein so kleines Pferd gekannt habe," sagte sie, als sie auf einen breiten Waldweg kamen, auf dem das Pony sogleich zu galoppiren begann. Claudio ging so schnell, daß er nicht viel zurückblieb.

„Du siehst nicht zu groß darauf aus," antwortete er.

„Auf einem größeren Pferde sitzt man bequemer, aber Herkules ist so ehrgeizig, daß er zu wachsen scheint, sobald man ihn besteigt; dabei läßt sein Galopp nichts zu wünschen übrig. Er paßt sehr gut für Mabel und mich."

„Ja, Ihr Beiden seid wie geschaffen für ihn," sagte er lachend. Seit Wochen war ihm nicht so leicht um das Herz gewesen, er wußte nicht warum.

„Große Figuren gehören nicht auf kleine Pferde," antwortete Leonie. „Ich habe eine Cousine, die riesengroß zu Pferde aussieht. Ich ritt immer in Brighton mit ihr und maß sie fortwährend mit den Augen."

„In Brighton? Meinst Du Mrs. Greville?"

„Ja, weshalb?"

„Ich habe sie gesehen — und sie auch mit den Augen gemessen."

„Wo?“

„Im Row, als ich in London war, ehe ich herkam. Ich wurde ihr vorgestellt und sie versuchte sehr eifrig, mich gleichzeitig zu blenden, zu bezaubern und zu belehren.“

„Was sagte sie?“ fragte Leonie und wurde roth, da er «Belehren» betont hatte.

„Ich weiß die Worte nicht mehr genau. Sie sagte ungefähr, sie wäre nicht mehr eifersüchtig auf Dich, das war das Eine.“

„Und was sagte ihr Mann dazu?“ fragte Leonie und richtete den Kopf stolz empor. „Er hat gutes Blut in seinen Adern und müßte wissen, was sich schickt. Was sagte er?“

„Man merkte ihm an, daß ihm ihr Benehmen sehr widerwärtig sei.“

„Das freut mich,“ rief sie lebhaft. „Es freut mich, daß er sich würdiger benahm, als ich gefürchtet hatte; denn ich mochte ihn gern, und Du weißt, es ist schrecklich, von einem Menschen, den man gern hat, niedrig denken zu müssen.“

„Du hattest ihn also gern?“

„Ja, ich hatte ihn gern und Niemand wird mich dazu bringen, meine Neigungen zu verleugnen, auch wenn sie längst vergangen sind. Weißt Du, Claudio,“ fuhr sie hastig fort, „ich glaube, daß es

um uns Alle besser stände, wenn wir offener und ehrlicher über solche Sachen redeten. Ich hatte ihn gern, so gern, daß wenn die Umstände günstig gewesen wären, ich dazu hätte kommen können, ihn sehr zu lieben und ihn zu heirathen. Aber die Umstände waren nicht günstig, vor allen Dingen war es Nellie nicht. Die Neigung erstarb, ehe eine Liebe daraus werden konnte, und damit hatte die Sache ein Ende. — Das ist das Ganze."

„Nein, das ist nicht das Ganze," antwortete er. „Sie reden von Dir, als ob Du Dich vergebens um ihn bemüht hättest."

„Wirklich?" fragte sie lächelnd. „Das ist nicht hübsch von ihnen — oder vielmehr von ihr, denn das kann doch nur Nellie sagen. Wenn ich gewollt, hätte ich ihn haben können; glaubst Du das?" Sie sah ihm in die Augen zum ersten Mal nach jenem schauerlichen Besuch im Krankenzimmer.

„Ja, das glaube ich. Du siegst, wo Du willst."

„Nicht immer."

„Immer, sobald es Dir ernst ist. Du kennst Dich noch nicht, Leonie. Wenn ich nach fünf Jahren wiederkomme, werde ich Dich als Frau eines Mannes finden, der Dich im Sturm erobert hat."

„Das wird nie geschehen."

„Anders bist Du nicht zu gewinnen. — Wie seltsam, daß wir Beide uns über dies Thema unterhalten, nicht wahr?“

„Sehr seltsam!“ antwortete sie traurig.

„Aufrichtig gesagt, freue ich mich darüber, mit Dir davon sprechen zu können. Ich gehe fort, mit der Theilnahme eines Bruders für Dich, die mir fortan eine Schwester sein wird. Willst Du mir zuweilen schreiben?“

„Wenn Du von mir hören magst.“

„Natürlich liegt mir viel daran, von Dir und besonders auch durch Dich selbst zu hören. So gänzlich ich auf Deinen Wunsch meine Gefühle in Bezug auf Dich geändert habe, so werde ich doch stets mit Antheil Deinem Geschick folgen.“

„Also sie haben sich geändert — und gänzlich?“ sagte sie in einem Ton, aus dem sie sorgfältig jede Bewegung zu verbannen strebte.

„Ja, dem Himmel sei Dank, sie haben sich geändert,“ antwortete er. „Du kannst mich jetzt von ihnen sprechen hören, ohne Schmerz, oder was schlimmer war, Scheu davor zu empfinden; aber glaube auch, Leonie, daß Du mir immer theuer bleiben wirst.“

„Ich bin stolz in dem Glauben — er ist mein größtes Glück,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme.

„Sie regt sich wieder auf,“ dachte er, „sie macht sich wohl gar krank damit, und dann schieben sie die Schuld auf mich. Es ist am besten, ich rede von etwas Anderem.“ Er begann nun plötzlich so ausführlich von Franziska's guten Eigenschaften und ihrer Schönheit zu reden, daß es Leonie verdroß. „Ja,“ sagte er endlich, „sie sieht jetzt mit achtundzwanzig Jahren besser aus, als mit achtzehn, glaube ich, und das scheint Heathcott auch zu meinen.“

„Mr. Heathcott hat sie gar nicht mit achtzehn Jahren gekannt,“ antwortete Leonie mit unzufriedener Miene. Ihre Eifersucht auf Franziska hatte sich zeitweise beruhigt, aber als Claudio jetzt Mrs. Pollock so begeistert lobte, regte sie sich von Neuem. „Erstens hat er sie nicht mit achtzehn Jahren gekannt, und außerdem will seine Bewunderung nicht viel sagen. Er bewundert andere Leute eben so sehr und scheint ein rechter Schmetterling zu sein.“

„So?“ antwortete Claudio. Der Ton sollte vornehm gleichgültig klingen, aber es wollte ihm nicht recht glücken.

„Macht er etwa Leonie gleichzeitig den Hof?“ Der Gedanke durchzuckte schmerzlich Kopf und Herz; denn wenn er auch theoretisch auf sie verzichtet hatte, die abstrakte Idee von Nebenbuhlerschaft ihn nicht

mehr aufbrachte, konnte er es doch nicht ruhig mit ansehen, daß ihm gerade Mr. Heathcott in den Weg kommen sollte.

„Ich hatte gedacht, sie würde nicht wieder heirathen,“ sagte Leonie.

„Du glaubtest, daß eine Frau treu bleiben könnte?“

„Ja, warum nicht, Claudio?“

„Nun, ich hielt Dich für zu gescheidt, in einen solchen Irrthum zu verfallen,“ antwortete er unbedacht.

„Du hast ein Recht, so von mir zu denken und so zu mir zu sprechen,“ sagte sie leise.

Es kostete ihn einen schweren Kampf, ihr gelassen zu antworten: „Mein liebes Kind, ich habe weder ein Recht noch Grund, anders als freundlich und gut von Dir zu denken oder zu reden. Hier sind wir dicht bei Combefelt. Du kennst das Haus noch nicht. Wir wollen hineingehen, mit ihr Thee trinken, und kommen dann rechtzeitig zum Diner nach Hause. Meinst Du nicht auch?“

„Wie Du willst,“ antwortete sie theilnahmlos; „ich thue, was Dir recht ist.“

Sie gingen hinein und fanden Franziska in dem Wohnzimmer. Sie und die Kinder waren eifrig dabei, von Mr. Heathcott «Dame» spielen

zu lernen. Mrs. Pollock empfing sie mit lebhaften Freudenbezeugungen, die ihren Grund theilweise in einer irrigen Annahme hatten. Der Umstand, daß Leonie und Claudio allein den weiten Weg gekommen waren, schien ihr glückverheißend. Darum begrüßte sie sie so freudig, denn es bewegte sie selbst das Gefühl, das sie jenen Beiden zuschrieb.

„Gehen Sie nicht zum Essen zurück, bat sie. „Ich werde einen Jungen nach Rosenau schicken, der dort bestellt, Sie blieben bei mir. Bleiben Sie hier, es wird so nett sein."

„Ich möchte bleiben," sagte Leonie und sah Claudio an; denn sie versprach sich wirklich viel Vergnügen von dem Nachmittag.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Im Erkerfenster.

Das Damenspiel hörte auf, sobald Leonie eingewilligt hatte, zu bleiben. Um die Kinder für die Enttäuschung zu entschädigen, schlug Mr. Heathcott vor, er wolle den kleinen Gottfried schaukeln, und die beiden Jüngeren sollten zusehen.

„Aber Mama muß heraus kommen, um zu

sehen, daß Dir dabei kein Schade geschieht," setzte er mit einem Blick auf den Knaben hinzu. Franziska protestirte zwar erst ein wenig gegen diese Veranstaltung, die sie für einige Zeit von ihren andern Gästen entfernte, aber sie gab doch bald unter der Bedingung nach, daß Claudio ihr vom Erkerfenster ein Zeichen geben sollte, sobald der Thee hereingebracht würde. Das Erkerfenster bildete den Hauptreiz der Stube. Es hatte die klassische dreieckige Gestalt und wurde durch kunstvoll verzierte steinerne Pfeiler getheilt. Nach dem Zimmer führten ein paar breite, niedrige, mit Teppichzeug belegte Stufen, die aus dem Erkerfenster den angenehmsten Sitzplatz in der ganzen Stube machten.

Es verbreitete außerdem ein wundervolles Licht im Zimmer, denn die Scheiben bestanden aus Glasmosaik. Es war nicht grelles, buntbemaltes, modernes Fensterglas, sondern das köstliche Blau, Gelb und Rubinroth leuchteten in der milden Gluth, welche die Zeit alten Kunstwerken verleiht. Als Combefelt noch der Familie seiner Gründer gehörte, war dies die Hauskapelle gewesen. Sie gehörten dem alten Glauben an, und wie die meisten ihrer wohlhabenden Glaubensgenossen suchten sie ihrer Ueberzeugung einen schönen, greifbaren Ausdruck in ihrem Hause zu geben. Noch immer fiel das

Licht durch die stille, heilige Madonnengestalt, und wie vor Jahrhunderten bei ihrer Einweihung glänzten die Heiligenscheine hell in den Strahlen der Abendsonne.

„Wie schade, daß dies ein Tummelplatz für die Kinder geworden ist,“ sagte Leonie, als sich Franziska nach einiger Zeit entfernte, um zu sehen, daß ihr Junge nicht zu Schaden käme. „Franziska müßte besser wissen, was sich schickt, als dies Zimmer so zu entweihen.“

„Besonders da sie jetzt so sehr unter Heathcott's Einfluß steht,“ antwortete Claudio lächelnd.

„Ich meine das nicht nur, weil es eine Kapelle gewesen ist,“ sagte Leonie. „Das wäre Grund genug für manche Leute, aber nicht für mich, wie ich lieber gleich eingestehen will. Aber es stimmt nicht zusammen, zerbrochene Thiere aus der Arche Noah und kopflose Puppen in einem Zimmer liegen zu sehen, das sein Licht durch ein altes Erkerfenster mit Madonnengesichtern empfängt. Wenn ich hier lebte, würde ich zwar keine Kapelle daraus gemacht, aber es so eingerichtet haben, daß es nicht in grellem Widerspruch mit seinem ursprünglichen Zweck steht.“

„Du würdest es Deinem eigenen Dienst geweiht haben?“

„Ja, hierher würde ich gehen, wenn ich allein und traurig wäre," sagte sie weich. Sie saßen auf der obersten Stufe, sie hatte den Kopf zurückgelehnt an einen der kräftigen Fensterpfeiler, und das Licht spielte in wechselndem Schein auf ihr und übergoß sie mit leuchtenden Farben.

„Sie ist reizender als je!" dachte Claudio, als er die anmuthige Stellung und den reichen, vollen Faltenwurf ihres Kleides sah. Ihr Kleid stand durchaus nicht im Widerspruch mit den alten Formen und Farben, die den Hintergrund des Bildes ausmachten. Es war ein weicher, schwerer Seidenstoff, von jener unbestimmten, bläulich-grauen Schattirung, die zu allen Farben paßt. Sie trug wegen des Reitens keine Crinoline und das Kleid floß in vollen, ungekünstelten Falten um sie. Claudio meinte, sie hätte sich «nicht so schön» zu machen brauchen, da es nicht ihm zu Liebe geschehen war.

Er hatte etwas entfernt gesessen, aber als sie sagte, daß sie hierher kommen würde, wenn sie traurig wäre, beugte er sich vor und fragte:

„Bist Du das je, Leonie?"

„Ich bin es oft gewesen und werde es in Zukunft noch mehr sein."

Ihr Ton klang noch immer weich und sie vermied, ihn anzusehen. Er meinte, sie wolle ihm

damit ihre Trauer zu erkennen geben, daß sie ihn nicht habe lieben können, damit er die schwache Befriedigung hätte, zu glauben, daß sie es ihr ganzes Leben über bereuen werde.

„Dieser Trübsinn wird hoffentlich bald vergehen,“ sagte er. „Ich denke Dich und Mabel als recht muntere Frauen wiederzufinden, wenn ich von meiner nächsten Fahrt zurückkehre.“

„So kannst Du sprechen?“ sagte sie gekränkt.

„Ich meine nicht, daß Du so «munter» wie die schreckliche Mrs. Greville sein sollst. Nein, das meine ich wirklich nicht,“ betheuerte er in der Idee, daß sie der Ausdruck «munter» unangenehm berührt habe. „Weder Du noch Mabel können je laut oder unweiblich im Ausdruck Eurer Freude sein, wäret Ihr auch noch so heiter. Es muß dagegen ein Anblick sein, der starke Männer erschüttert, Mrs. Greville im höchsten Stadium ihrer «Munterkeit» zu sehen.“

„Wie sie Dir mißfallen hat!“ lachte Leonie.

„Mißfallen ist gar kein Ausdruck dafür, sie hat mir Entsetzen eingeflößt.“

„Ich halte sie für gutmüthig,“ wendete Leonie freundlich ein.

„So? Nun das glaube ich nicht. Leute, die sich taktlos benehmen, viel lachen, ihre Zähne zei-

gen und übertrieben freundlich sind, so lange sie keinen Grund haben, sich zu ärgern, bekommen oft den Ruf, gutmüthig zu sein."

„Fred hat vor der Heirath ihre Geduld hart auf die Probe gesetzt," fuhr Leonie fort. „In vieler Beziehung konnte man ihn nicht von Tadel freisprechen; — aber sie verzieh ihm; sie muß ihn also doch geliebt haben."

„Dann war es kein besonderes Verdienst, daß sie ihm verzieh," sagte Claudio; „wenn sie ihn wirklich liebte, so konnte sie gar nichts Anderes, als verzeihen."

Leonie's Herz regte sich hoffnungsvoll. Claudio hatte sie einst sehr geliebt, das stand über allen Zweifel erhaben fest, so kalt er sie auch jetzt behandelte. Aber wenn auch einen Augenblick ihr Auge zu leuchten begann und ein heller Schein sie überflog, so hätte sie doch nicht die aufkeimende Hoffnung verrathen mögen, selbst wenn die Unterdrückung derselben sie das Leben gekostet hätte. Was sie auch in späteren Jahren leiden mochte, wenn er sie vergessen hätte und mit einer Anderen glücklich geworden wäre, das Alles schien ihr leichter zu ertragen, als das Bewußtsein, zu spät zur Erkenntniß gelangt zu sein und um seine Liebe geworben zu haben, statt auf seine Werbung zu warten.

Während sie im Erkerfenster saß, so bezaubernd aussah und ruhig zu scheinen suchte, fühlte sie die reuige Bewegung, die einst Guinevra so schön aussprach:

„Wie wäre deine Welt mir schön erschienen,
Hätt' ich dein edelstes Geschöpf geliebt.
Ja, meine Pflicht war's, dieses nur zu lieben.
Hätt' ich's gewußt, es wär' mein Heil gewesen,
Und meine Wonne — hätt' ich es erkannt."

Claudio hatte sie heiß, bis zur Verzweiflung geliebt, daß sie sich wie eine Mörderin vorkam, diese starke Liebe so gänzlich getödtet zu haben.

Denn jetzt sprach nichts mehr in seinem Herzen für sie; davon hielt sie sich überzeugt, als er hier neben ihr saß, «so nah und doch so fern».

„Er hätte mir dies ersparen können," dachte sie mit stiller Empörung. „Ich hätte es nie von Claudio erwartet, daß er seine Gleichgültigkeit so offen zur Schau tragen würde." Sie vergaß dabei vollständig, daß er keine Ahnung von dem Umschwung der Gefühle in ihr habe, und nicht wissen konnte, daß seine Gleichgültigkeit sie überhaupt zu schmerzen vermöge.

Endlich wurde der Thee hereingebracht und es fiel ihnen ein, daß sie ihrer Wirthin vom Fenster aus ein Zeichen geben sollten. Da sich Beide gleichzeitig umwendeten und sich hinaus lehnten, streifte

Claudio's Bart Leonie's Stirn. Beide zuckten erschrocken zusammen, wurden roth und sehr verlegen.

„Ich bitte um Verzeihung; ich hätte es um alle Welt nicht thun mögen," rief er aufspringend, und während Leonie ein paar Worte hervorzustammeln suchte, fuhr er hastig fort: „Mrs. Pollock hat gut sagen, geben Sie mir ein Zeichen vom Fenster aus. Nun steht sie mit dem Rücken gegen das Fenster, ganz versunken in das reizende Schauspiel, das Heathcott darbietet, wie er sich abmüht, ihren Sohn zu amüsiren. Da kann man Zeichen geben, bis man schwarz wird. Ich werde hingehen und ihr sagen, daß Du nach einer Tasse Thee schmachtest."

„Bitte, thue es," antwortete Leonie; aber als er aus der Stube ging, unterdrückte sie einen tiefen, herzbeklemmenden Seufzer, und sagte ärgerlich vor sich hin: „Es ist ihm sogar über, mit mir allein zu sein; ja, er fühlt gar nichts mehr und es ist Alles auf mich übergegangen!" fuhr sie elegisch fort, aber zugleich mit einem deutlichen Bewußtsein der komischen Seite, welche diese Wiedervergeltung hatte. —

Unterdeß schlenderte Claudio über den Grasplatz und in einen schattigen Gang, der ihn den Blicken der Anderen verbarg. Er fand die Schaukel und die drei Kinder geduldig in ihrer Nähe spie-

lend, sichtlich in der Erwartung auf die Fortsetzung des Vergnügens. „Mama ist eben mit Mr. Heathcott den Weg dort hinuntergegangen,“ erzählten die Kinder, und er, in seiner Zerstreutheit, ging ihnen nach.

Er fand sie bald, und merkte an den lebhaft ausgedrückten Freudenbezeigungen, wie ungelegen sein Erscheinen sei.

„Leonie schickte mich; sie sehnt sich nach dem versprochenen Thee,“ sagte Claudio zu Mrs. Pollock. Franziska entfernte sich eilig und die beiden Herren folgten langsamer mit den Kindern.

„Sie bemühen sich vor der Hand noch nicht um ein längeres Kommando?“ sagte Mr. Heathcott.

„Nein,“ entgegnete Claudio. „Ich werde nehmen, was sich mir bietet. Da ich mein letztes Kommando so schnell aufgab, kann ich nicht große Ansprüche machen.“

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht,“ sagte Heathcott.

„Die Regel klingt recht gut, im Ganzen genommen, wenn man sie aber auf besondere Fälle anwendet, hält sie nicht Stich.“

„Das weiß ich doch nicht. Je mehr man verlangt, umsomehr bekommt man.“

„Ich habe im Gegentheil bemerkt, daß ich immer weniger bekam, je mehr ich verlangte,“ sagte Claudio traurig.

„Aber Sie haben sehr schnell Carrière gemacht.“

„Ja — in meiner Carrière habe ich Glück gehabt.“

„Und auf andere Sachen paßt diese Regel erst recht,“ antwortete Mr. Heathcott lächelnd. „Mit Frauen zum Beispiel sollte man nie zu zaghaft sein.“

„Oder den Ausgang jeder Sache für gänzlich zweifelhaft halten, sobald eine Frau im Spiel ist,“ antwortete Claudio.

Sie gingen zum Thee hinein und Claudio war es jetzt lieb, daß Mr. Heathcott da war. Die Anwesenheit einer dritten Person auf dem Rückwege war ihm erwünscht, denn er scheute sich, allein mit Leonie zu sein.

Etwas später entfernten sich Mrs. Pollock und Leonie, um den Anzug der Letzteren, so gut es ging, für das Diner zuzustutzen.

„Es war Ihnen und Claudio hoffentlich nicht unlieb, allein zu bleiben,“ sagte Franziska. „Die Kinder sind ganz versessen auf das Schaukeln, und darum freuen sie sich so sehr, wenn Mr. Heathcott kommt.“

„Wie angenehm für sie, daß ihre Mutter denselben Geschmack hat,“ entgegnete Leonie lächelnd. Mrs. Pollock bezeigte keine Lust, sich näher zu erklären, und Leonie fuhr daher fort: „Claudio und

ich benutzten die Gelegenheit, die Anwesenheit von Spielsachen in dem Zimmer zu beklagen. — Wir saßen in der magischen Beleuchtung des Fensters und stellten geistreiche Vermuthungen auf, was wir thun würden, wenn wir über ein solches Zimmer zu verfügen hätten."

„Sie waren doch Beide derselben Meinung?"

„Ich weiß nicht mehr," antwortete Leonie mißmuthig.

„Mir scheint, daß Claudio und Sie von besseren Dingen hätten sprechen können."

„Thorheit! Wir sprachen, was uns gerade am nächsten lag."

„Das kann ich kaum glauben, liebste Leonie. Das klingt sehr unartig, aber Sie müssen es mir verzeihen. Erinnern Sie sich, wie ich vor langer Zeit, ehe noch Claudio zurückkam — noch vor dem Fieber —"

„Ja, ich weiß es," unterbrach Leonie sie hastig. „Sie sagten: «lassen Sie sich warnen, Leonie», und — ich handelte nach Ihrem Rath."

„Wenn Sie damals gefühlt hätten, wie Sie jetzt fühlen, hätte ich Ihnen den Rath nicht zu geben brauchen," fuhr Franziska liebevoll fort.

„Es käme auf Eins heraus, wenn ich jetzt noch wie damals dächte," entgegnete Leonie finster. „Ich

habe einen schweren Irrthum begangen; das weiß ich jetzt und muß dabei bleiben."

„Nein, nein, nein!"

„Ja, ja und abermals ja! Sehen Sie es denn nicht, oder wollen Sie es nicht sehen, daß sich Claudio noch weit mehr geändert hat, als ich selbst? Seine Liebe zu mir war einst weit größer, als meine Kälte gegen ihn. Kälte — nein, so kann ich das Gefühl nicht nennen, das war es nicht. Nun Sie davon angefangen haben, werde ich Ihnen sagen, was es war. Zu spät erst ist mir die Erkenntniß darüber aufgegangen, es war Liebe, theils scheue, theils eifersüchtige Liebe. Er flößte mir Angst ein durch die Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit des Wechsels, der über ihn gekommen war, denn seit so vielen Jahren hatte ich ihn wie einen Bruder betrachtet. Ach, und was gäbe ich jetzt darum, was gäbe ich, wenn ich diese Liebe wieder erlangen könnte! Ja — das ist ein aufrichtiges Bekenntniß, für das Sie mich jetzt verachten können, denn seine wirkliche Gleichgültigkeit gegen mich ist jetzt so groß, wie einst meine vermeintliche gegen ihn war."

„Armes Kind," sagte Mrs. Pollock theilnahmsvoll. „Ich fürchte, ich habe Unheil gestiftet, als ich jene Worte zu Ihnen sagte; aber ich hatte so lange und schmerzlich gelitten, daß ich Sie vor

einem ähnlichen Unglück bewahren wollte. Ich wünsche jetzt, ich hätte den Mund gehalten und den Dingen ihren Lauf gelassen."

„Ich würde den abscheulichen Brief doch geschrieben haben, der Alles zerstörte, wenn Sie auch nichts gesagt hätten," antwortete Leonie. „Nein, tadeln Sie sich nicht, liebe Franziska. Es sollte einmal sein, wie die alten Frauen zu sagen pflegen. Ich muß es tragen, so gut ich kann."

„Das Schicksal führt uns wunderbare Wege," sagte Mrs. Pollock, als sie die goldenen Flechten aufband. Vor zwei Jahren hätte ich nicht gedacht, daß ich mich wahrscheinlich für Lebenszeit in ein altes, verfallenes Haus auf dem Lande zurückziehen würde. Der Gedanke wäre mir unerträglich erschienen, und ich hätte gemeint, vor Einsamkeit und langer Weile sterben zu müssen. Nun ich hier bin, habe ich mich noch nie gelangweilt, der Verkehr mit den Kindern macht es gewiß."

„Ohne Zweifel, besonders wenn man Jemand hat, sie zu schaukeln," neckte Leonie.

„Ich habe für das nächste Jahr schon großartige Pläne gemacht; ich werde große Beete mit Blumen anlegen," fuhr Franziska fort, ohne etwas auf Leonie's letzte Bemerkung zu erwidern. „Percy hat versprochen, mir Blumen und Sträuche aller

Art aus Penge zu schicken. Wie sie uns Beide gewiß fehlen werden!“

„Ja, aber es ist gut für Percy, daß er nach London zurückkehrt. Wie wohlthätig auch der Landaufenthalt für ihn gewesen ist, fehlt ihm doch die wichtige Anregung zum Arbeiten, die der Verkehr mit Leuten des gleichen Strebens allein hervorbringen kann. Percy ist nicht an seiner Stelle in Arkadien, oder nur jährlich zwei oder drei Monate, um sich zu erholen.“

„Wenigstens bleiben Sie und Kapitän Hamilton in Rosenau,“ sagte Franziska sich erhebend.

Leonie war zusammengefahren, denn sie dachte an Claudio, aber bald fiel ihr ein, daß Franziska den ursprünglichen Plan meinte: „Ja, ich glaube, daß mein alter Freund entschlossen ist, herzuziehen. Er macht sich nichts aus dem Stadtleben, und ich habe Ihre Gesellschaft, also werden wir Beide gern nach Rosenau ziehen, obgleich der Ort immer reich an traurigen Erinnerungen sein wird,“ setzte sie leise hinzu. Sie dachte daran, daß in Rosenau Claudio's Liebe für sie erkaltet sei.

„Ja, allerdings, denn Sie werden in Rosenau immer an das Fieber denken,“ sagte Franziska, als sie zum Essen hinuntergingen.

Dreißigstes Capitel.

Verantwortlich.

„Wir dürfen nicht zu spät kommen, sonst findet Schwester Monica ihr Werk zerstört, wenn sie zurückkommt,“ sagte Claudio, als sie nach Tisch wieder im Erkerfenster saßen. „Willst Du Dich jetzt fertig machen, Leonie? Sie gehen doch auch nach Hause, Mr. Heathcott?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte, beschloß jedoch im selben Augenblick, daß er die jungen Leute weder geniren, noch sich von ihnen hindern lassen wolle. „Sie sollen allein nach Hause gehen,“ dachte er, „und wenn sie eigensinnig und halsstarrig bleiben und nicht zu einem besseren Einverständniß kommen auf dem Wege durch das stille Thal in dem silbernen Mondlicht, dann sind sie noch größere Thoren, als ich es ihnen bisher zugetraut habe.“

„Ich brauche mir nur die Jacke anzuziehen und den Hut aufzusetzen, während Herkules gesattelt wird. Mrs. Pollock, begleiten Sie uns doch ein Stückchen.“

„Das könnte ich thun,“ sagte sie nach einigem Zögern; „der ganze Weg ist ja wie ein Park und ich gehe sehr gern spazieren.“

Während kurzer Zeit nach ihrem Aufbruch ging die Gesellschaft in einer Reihe, dann übernahmen Mr. Heathcott und Leonie die Führung.

„Ich kann es nicht geschehen lassen, daß Mrs. Pollock allein zurück geht,“ sagte Mr. Heathcott als Antwort auf Leonie's Bemerkung, daß Franziska weiter mitkomme, als sie erwartet habe.

„Es wird ihr nicht recht sein, daß Sie so weit zurückgehen,“ wendete Miß Geneste ein.

„Dann bleibt mir nichts übrig, als einmal etwas zu thun, was ihr nicht recht ist.“

„Nun sie so weit ist, könnte sie ganz nach Rosenau kommen und zurückfahren,“ meinte Leonie. Nach dem Vorfall im Erkerfenster war es ihr peinlich, allein mit Claudio zu bleiben. Als sie die Wiese erreichten, durch die der Fluß strömte, rief sie:

„Nicht wahr, Sie kommen mit hinüber, Mrs. Pollock?“

„Nein, nein. Ich hatte nicht bemerkt, wie weit wir schon wären,“ antwortete Franziska und trat an Herkules' Seite. „Ich wünsche Ihnen Allen gute Nacht und kehre nun um.“

„O kommen Sie doch und sehen Sie, wie das Pony durch die Furth geht,“ bat Leonie. „Thun Sie mir den Gefallen.“

„Ich kann nicht, Leonie; nun Adieu; halten Sie mich nicht länger fest.“

„Ich begleite Sie, sagte Mr. Heathcott, als Franziska ihm zum Abschied die Hand reichte.

„Nein, das sollen Sie nicht,“ antwortete sie, aber der Ton hätte entschiedener sein müssen, meinte Leonie.

Dann erlauben Sie, daß ich Sie begleite,“ rief Claudio dazwischen.

„Unter keiner Bedingung,“ sagte sie schnell und diesmal auch sehr entschieden. Man merkte es ihr an, daß es ihr Ernst war.

„So kommen Sie mit nach Rosenau, das erledigt den Streit,“ rieth Leonie. Inzwischen hatte Mr. Heathcott Franziska den Arm geboten, sie ihn angenommen und sie sagte: „Wir dürfen hier nicht länger in der feuchten Abendluft stehen. Wenn sich Leonie erkältet, werden wir mit dem Tode bestraft. Gute Nacht. Sorgen Sie gut für sie, Claudio. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ antwortete Leonie und damit trennten sie sich.

„Es war recht schlecht von mir, daß ich mich als Begleiter anbot,“ sagte Claudio lachend. „Heathcott war wüthend auf mich.“

„So, meinst Du?“ fragte Leonie gleichgültig.

Das eigne Herz war ihr zu schwer, um Theilnahme für die Freundin zu haben.

„Es ist ein liebenswürdiger Mensch und hat was sie braucht — viel Geld und eine gute Stellung. Sie hat es das erste Mal so schlecht getroffen, daß dieses Loos muthmaßlich besser sein muß."

Sie hatten jetzt die Furth am Ufer des Flusses erreicht und Herkules tauchte vorsichtig die kleinen Hufen in das Wasser. „Halte Dich an mir, denn er könnte ausgleiten," sagte Claudio und bot ihr die Schulter dar. Leonie stützte den Arm darauf und während sie es that, fragte sie sich, ob sein Herz auch so ungestüm klopfe, als das ihre. Als der Gedanke sie durchzuckte, hob sie unwillkürlich den Arm, aber er griff mit der Hand darnach und hielt ihn fest.

„Sieh Dich vor," rief er, „hier in der Mitte zwischen den großen Felssteinen ist die Strömung stark genug, um den braven Herkules zu Fall zu bringen."

„Aber wenn ich mich an Dich klammere, könnten wir zusammen fortgerissen werden," sagte sie und die Stimme klang unendlich liebevoll.

„Mit Dir dem Tode entgegen zu gehen ist ein besseres Schicksal, als ich erhoffen darf," sagte er

leidenschaftlich, dann schlang er den Arm um sie, zog sie nahe zu sich und sagte fast schluchzend:

„Vergieb mir, Leonie! Ich liebe Dich noch, vergieb mir — gieb auf das Pferd Acht.“

Im gewöhnlichen Leben müssen die Leute auch in hochpoetischen Augenblicken prosaische Rücksicht nehmen.

„Gieb auf das Pony Acht. Geliebteste, was bedeutet das?“

«Das» bedeutete, daß sie den Arm um seinen Hals schlang und den Kopf an seiner Brust verbarg. Nun legte sie ein klares Bekenntniß ab, daß sie ihm nicht nur vergäbe, sondern ihn von ganzem Herzen liebe und wisse, daß sie ein «zu abscheulich undankbares Geschöpf» sei, um alles Das zu verdienen, was er willens schien, ihr zu geben.

Es dauerte lange, ehe sie nach Hause kamen. Sie schienen zu vergessen, daß noch viele lange und gute Tage vor ihnen lägen. Wenn das nicht für ihren Verstand sprach, darf man nicht vergessen, daß sie jung waren, daß dieser Roman ihr erster und letzter sein würde. Selbst wir, die alt sind und nicht mehr auf solche Stunden hoffen können, müssen uns erinnern, wie reich an Freude sie waren. Darum bitte ich, das Paar mit Nachsicht zu beurtheilen, das in der feuchten Abendluft am Fluß

blieb, lange nachdem Jedes die beste Rechenschaft über sich selbst abgelegt hatte.

Allerdings muß ich eingestehen, daß in ihr Glück sich eine gewisse Verlegenheit mischte, als sie daran dachten, nach Hause zu gehen. Leonie hatte ihrem Verlobten ein sehr demüthiges Bekenntniß abgelegt. Trotzdem hatte sie keine Lust, eine Beichte ihrer Sünden zu Nutz und Frommen der ganzen Gesellschaft abzulegen, und ausführlich zu erklären, wie das gute Einverständniß angebahnt worden sei.

„Wir wollen um Entschuldigung bitten, daß wir so spät kommen und die verdiente Schelte hinnehmen, Claudio,“ sagte sie lachend. „Wir sparen ihnen die Ueberraschung für morgen früh auf.“

„Wie Du willst,“ sagte er, „und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht aus Combefelt morgen eine entsprechende Nachricht eintrifft. Leonie, warum bist Du nicht von Anfang so gewesen wie jetzt?“

„Weil — weil — ich weiß nicht. Weil — weiter bin ich bei der Lösung einer Räthselfrage nie gekommen. Sage nur, daß ich jetzt so bin, wie es Dir recht ist, dann bin ich zufrieden.“

Er drückte ihr seine volle Befriedigung aus, aber Herkules schnitt die Sache kurz ab, indem er mit den Hufen scharf auf den Boden schlug und seine Müdigkeit und Ungeduld deutlich zu erkennen

gab. Nun begaben sie sich nach Hause und bewahrten ihr Geheimniß über Nacht.

Der nächste Tag war reicher an Ereignissen, „zu viel," wie Percy behauptete, „für das letzte Capitel eines Romans."

Noch ehe Leonie ganz fertig war — denn sie behielt ihre Gewohnheiten als Patientin in so fern noch bei, daß sie spät aufstand und Vormittag auf dem Sopha lag — erschien Mrs. Pollock und Miß Dennet, mit den besten Nachrichten, wie jede der Damen ankündigte.

„Ich habe mich entschlossen, barmherzige Schwester zu werden," erzählte Miß Dennet, als sie gefragt wurde, wie sie die Zeit mit Schwester Monica verlebt habe; „ich glaube, das Leben wird mir zusagen, wenigstens mehr als jede andere Lebensweise, die mir offen steht."

„Es klingt vielleicht hart, wenn ich sage, daß ich glaube, es wird Ihnen zusagen, da ich es selbst nicht aushalten könnte," sagte Leonie herzlich. „Aber ich halte Sie für sehr geeignet dazu."

„Was werden die Kinder ohne Sie anfangen?" meinte Mabel. „Percy!" rief sie ihrem am Fenster vorbeigehenden Manne zu, der augenblicklich eintrat. „Denke Dir, Miß Dennet wird barmherzige Schwester!"

„Sie thut recht daran, wenn es ihr Wunsch ist,“ antwortete er. Er hatte etwas Ermuthigendes sagen wollen, aber er hätte, wird man zugeben, sich schmeichelhafter ausdrücken können. Das fühlte er auch selbst und setzte hinzu: „Das ist recht schade für Dich, liebste Franziska, denn wir müssen jetzt nach London, und nun verlierst Du Miß Dennet obendrein. Ich wünschte fast, Du wärest nicht nach Combefelt gezogen.“

„Es wird nicht zu einsam sein, denn mir bleibt Leonie und Kapitän Hamilton,“ sagte sie lächelnd und wurde roth. Als Leonie hörte, daß auf ihre Gesellschaft gerechnet wurde, schlug ihr das Gewissen über das Stillschweigen, das sie und Claudio bisher bewahrt hatten. Aber da Claudio nicht im Zimmer war, sagte sie nur:

„Sie werden sich nicht langweilen, so lange die Kinder so leicht zu amüsiren sind wie gestern.“

„Ja, und das Vergnügen wird vorhalten, glaube ich,“ sagte Franziska lächelnd.

In diesem Augenblick trat Mr. Heathcott und Claudio ein, der Letztere trat auf Leonie zu, beugte sich über sie und sagte zu Percy: „Wissen Sie noch, Burgoyne, als ich Ihnen auftrug, über diese junge Dame und ihre Treue zu wachen? Ich bat Sie, so zu handeln, wie es ein Bruder thun würde,

und den zur Verantwortung zu ziehen, der sie mir abwendig zu machen suchte. Sie konnten den letzten Theil ihres Auftrags nicht erfüllen, aber ich habe es gestern Abend gethan, und dies ist der Erfolg.“ Er faßte Leonie's Hand und hielt sie Mr. Heathcott hin: „Ich wünsche, daß Sie diese kleine Hand unlösbar mit der meinen verbinden.“

„Das würde ich mit der größten Freude thun,“ antwortete Mr. Heathcott, „wenn nicht —“ er hielt inne und sah Franziska an, die ihn nicht anzusehen wagte.

„Was hindert Sie?“ fragte Claudio ungeduldig, während sich die Andern um Leonie drängten, die jetzt unverhüllt und sehr inconsequent weinte. Unterdeß kam das bescheidene Selbstgefühl seiner Nation Mr. Heathcott zu Hülfe, und er gab als Grund seines Zögerns an, daß er am selben Tage mit Mrs. Pollock getraut zu werden wünsche.

Damit war es entschieden und mit diesen Worten schließe ich meine Geschichte. Die Moral derselben mag schon von Andern oft beleuchtet worden und an und für sich unbedeutend sein; jedenfalls werde ich nicht mehr versuchen, sie klarer zu machen, als es schon durch das Erzählen der Geschichte geschehen ist. Wenn in der Vertheilung des Lohnes an die einzelnen Personen die Bösen

nicht offenbar genug bestraft, die Schwachen nicht durch Feuer stark genug geläutert worden, die Guten nicht reichlich genug belohnt sind, wie Diejenigen wünschen, die nur der Gerechtigkeit und nicht der Gnade bedürfen: dann kann ich nur wünschen, daß, wenn sie dermaleinst Rechenschaft von ihrem Thun ablegen müssen, nicht strenger mit ihnen in das Gericht gegangen wird, als mit den Menschen, deren Schicksal ich für meinen Theil mit Freuden verfolgt habe und von denen ich nun scheide, unter dem Läuten der fröhlichen Hochzeitsglocken.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.